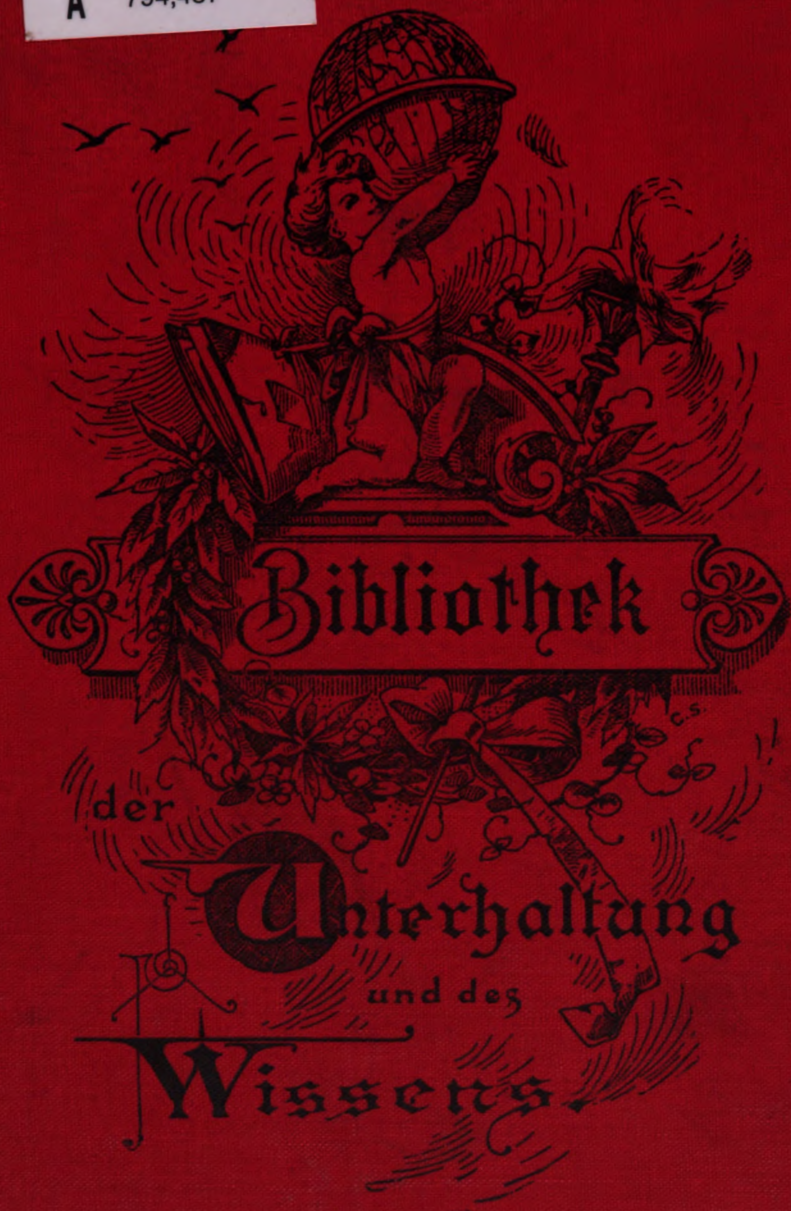
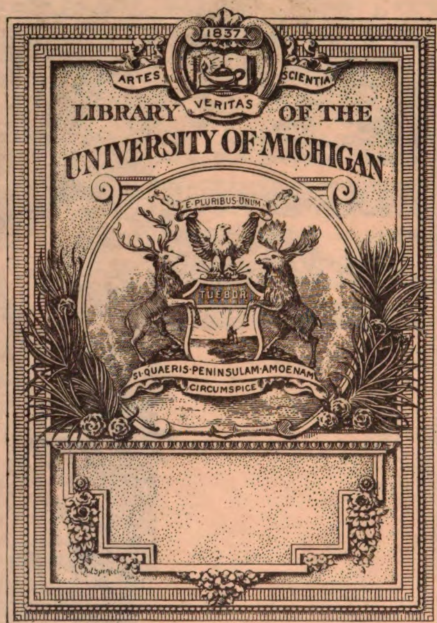

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Soeben beginnt zu erscheinen:



ie Erde und * ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von **Dr. W. Ule.**

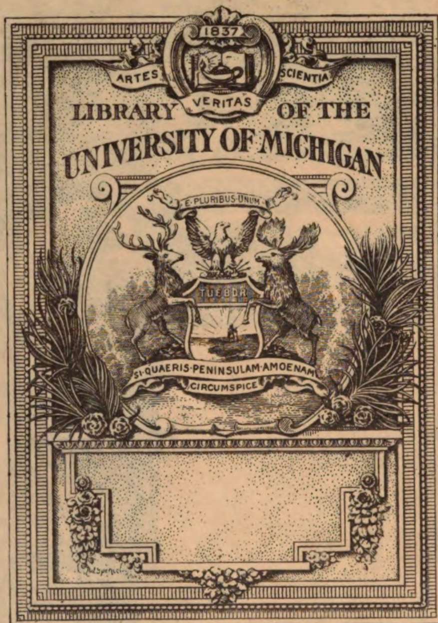
29 Lieferungen à 50 Pfennig. — Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

*

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pfennig, wird ca. 900 Seiten mit ca. 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Soeben beginnt zu erscheinen:

ie Erde und * ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch
von
Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von **Dr. W. Ule.**

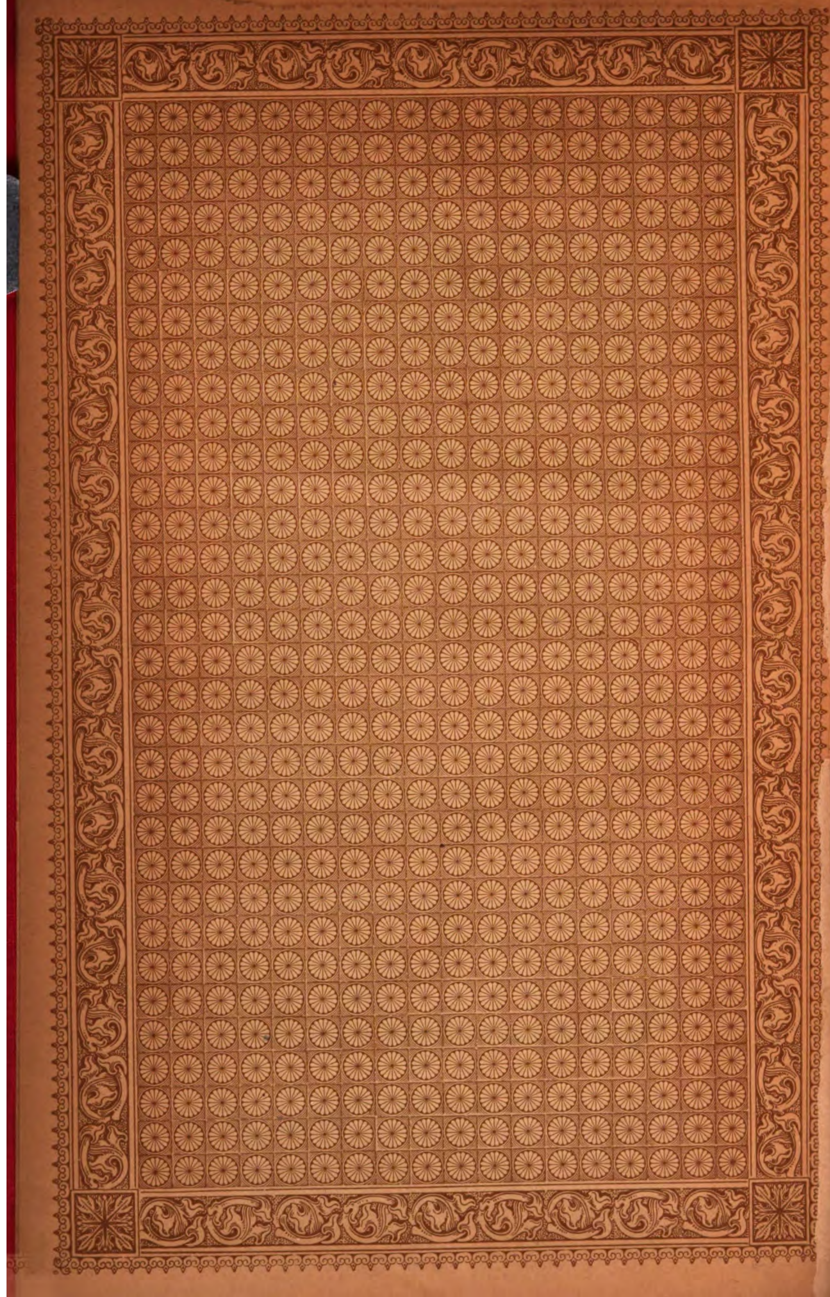
29 Lieferungen à 50 Pfennig. — Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

*

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pfennig, wird ca. 900 Seiten mit ca. 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

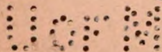


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Erzählung „Mister Laibles Brautfahrt“ von Mary Misch. (S. 79)
Originalzeichnung von E. Klein.



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.

Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Um Millionen.

Roman von **Balduin Möllhausen.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Auf Ihr Wohl," sprach Braddon beschwichtigend zu dem jungen Mädchen und hob das Glas langsam an die Lippen. Doch bevor er es zum Trinken ansetzte, hatte sie das ihrige in einem Zuge geleert, und mit der freien Hand hinüberlangend, legte sie dieselbe auf sein noch unberührtes.

„Ich kann es nicht dulden," sagte sie mit eigentümlich gepreßter Stimme, indem sie dem in seiner peinlichen Ueberraschung willig Nachgebenden das Glas entwand, „nein, ich kann es nicht — antworten Sie nicht — geben Sie keinen Laut von sich, wenn Ihnen an meinem Leben und dem Ihrigen gelegen ist —"

Braddon war aufgesprungen. Noch immer fürchtete er den Ausbruch des Paroxismus einer Irrsinnigen, als die Warnung, keine Unvorsichtigkeit zu begehen, jetzt aber in beschwörendem Tone, wiederholt wurde. Die stumme Frage, die sich in seinen betroffen blickenden Augen ausprägte, beantwortete die offenbar von Seelenqualen Gefolterte indem sie überstürzt, jedoch leise erklärte: „Sie

sind in eine Falle gelockt worden — um Gottes willen, verlieren Sie nicht Ihre Fassung. Was man auch bezweckt haben mag: Sie werden gesund und wohlbehalten zur Stadt zurückkehren, sofern Sie meinen Ratschlägen blindlings Folge leisten —"

Braddon kehrte sich dem Ausgange zu, wurde aber mit den Worten aufgehalten: „Vergeblich. Die Hausthür ist von außen verriegelt. Sollten Sie versuchen, durch das Fenster zu flüchten, so würden Sie unten von Leuten in Empfang genommen, für die um der eigenen Sicherheit willen der Preis eines Menschenlebens nicht zu hoch —"

„Aber der Polizeichef — der Beamte, der mich in seinem Auftrage —"

„Mäßigen Sie Ihre Stimme," fiel das Mädchen entsetzt ein, „wer weiß, wie nahe die Verräter sind — die Wände haben Ohren. Die unterhalb dieses Zimmers Weilenden müssen die Ueberzeugung gewinnen, daß wir dem Wein heiter zusprechen —" sie lachte klingend, daß es durch das ganze Haus schallte, nahm Braddons volles Glas, ließ es gegen das leere klirren, worauf sie den Inhalt in die Asche des kalten Kamins goß und beide aus den verschiedenen Flaschen wieder füllte. Dann sich ebenfalls niederlassend, fuhr sie leise fort: „Ich muß mich beeilen, kann nur kurze Aufschlüsse geben: Verräter waren es, die Sie hierher schafften —"

„Aber was will man von mir?" hob Braddon, nunmehr wieder im Besitz seiner vollen Kaltblütigkeit, drohend an, als seine Wirtin mit den Worten einfiel:

„Auf Ihr Leben ist es nicht abgesehen; dagegen ist das Aergste nicht ausgeschlossen, wenn man Ursache zu haben glaubt, Sie fürchten zu müssen. Und jetzt hören Sie, ohne mich zu unterbrechen; denn es steht alles auf dem Spiel und die Sekunden sind kostbar." Sie wiederholte ihr geräuschvolles

Lachen, ließ die Gläser klirren, entleerte sie wiederum in den Kamin, und sie füllend, sprach sie mit tiefem Ernst weiter: „Was den gegen Sie gerichteten Plänen zu Grunde liegt, ahne ich nicht. Ich weiß nur, daß man Ihre Abreise nach Europa zu hintertreiben und vor allen Dingen sich Ihrer Papiere zu bemächtigen beabsichtigt. Durch irgend einen unglücklichen Zufall haben Sie sich Feinde erworben, denen daran gelegen, sich über Ihre Person und die von Ihnen verfolgten Zwecke Auskunft zu verschaffen. Ich aber bin es, die dazu gezwungen wurde, für das hinterlistige Verfahren den Weg zu ebnen. Hätten Sie die Hälfte des Weines getrunken, den ich verschüttete, so lägen Sie jetzt in einer todähnlichen Betäubung, in der Sie innerhalb der nächsten zwölf Stunden alles über sich ergehen lassen müßten, und dem habe ich auf die Gefahr hin, das Opfer eines Wüterichs zu werden, vorgebeugt. Ihre gütigen Worte, Ihre freundliche Teilnahme übten eben eine entscheidendere Wirkung auf mich aus, als die fürchterlichen Drohungen desjenigen, an den ich unlösbar gekettet bin," und grausig kontrastierte zu ihren Worten das tolle Lachen, unter welchem sie die Gläser zusammenstieß, daß die Scherben des einen umherflogen.

„Sie wissen jetzt, was für mich, aber auch für Sie auf dem Spiele steht," nahm sie ihre Mitteilungen mit unheimlich kalter Ruhe wieder auf; „sind Sie ein unverzagter Mann, so werden Sie binnen wenigen Minuten wie ein Gestorbener daliegen. Mäßigen Sie Ihren Atem, mehr ist nicht nötig. Was man auch mit Ihnen vornehmen mag: geben Sie kein Lebenszeichen von sich, und ich bürge dafür, daß nach Ablauf einer Stunde Sie sich als gerettet betrachten dürfen. Beraubt man Sie, so trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß nur das Leben unersetzlich. Sind Sie bereit, meinen Anweisungen Folge zu leisten?"

Braddon knirschte mit den Zähnen und erwiderte in-

grimmig: „Sie stellen mir die Aufgabe, Unbilden zu dulden, anstatt ihnen mit Gewalt zu begegnen —"

„Es bleibt Ihnen keine andere Wahl," fiel ihm das Mädchen ins Wort, „Gewalt geht über Gewalt. Handeln Sie meinem Rate gemäß, so werden Sie es nicht bereuen."

„Sie leben in einer verhängnisvollen Lage," versetzte Braddon unter der Anwandlung eines Gefühls der Dankbarkeit, „kann ich etwas für Sie thun, Ihnen den Weg in lichtere Kreise ebnen?"

„Nichts. Ich gehöre nicht mehr in lichtere Kreise," floß es wie eine Totenklage von den verblühten Lippen, „mein Los ist, hinter einem Zaun zu sterben, wenn ich nicht Hand an mich selbst lege."

Braddon hatte seine Brieftasche hervorgezogen. Mehrere Worte schrieb er auf ein leeres Blatt, und es ausreißend, überreichte er es dem Mädchen, indem er hinzufügte: „Hier ist die Adresse meines Pflegevaters, eines Mannes, der noch nie einen Hilfsbedürftigen von seiner Thür fortwies. Dessen seien Sie eingedenk, wenn die Wogen der Verzweiflung über Ihrem Haupte zusammenzuschlagen drohen."

Und mit bebenden Lippen entgegnete die Unglückliche: „Ich nehme es an als Andenken an jemand, der sogar in Todesgefahr noch ein gutes Wort für mich hatte. Ich werde indessen keinen Gebrauch davon machen. Wollen Sie mir aber eine Wohlthat erweisen, die mir ein wenig Glauben an mich selbst zurückgiebt, so vertrauen Sie mir Ihre wichtigsten Papiere an — einige muß man bei Ihnen finden — auch einen Teil Ihres Geldes. Bevor Sie an Bord des Dampfers gehen, ist alles wieder in Ihren Händen."

Durchdringend sah Braddon in die zu ihm erhobenen Augen.

Ueber des Mädchens Antlitz eilte ein Lächeln der

Selbstverhöhnung, und unsäglich herbe hieß es weiter: „Auf Vertrauen kann ich freilich keine Ansprüche mehr erheben. Dagegen sollten Sie nicht vergessen, daß Ihr Eigentum ohnehin verloren wäre —" neues und heftigeres Scharren machte sie verstummen. Dann dauerte es nur wenige Minuten, bis Braddon des größten Teils seiner Barschaft und des Inhalts der Brieftasche bis auf einige unwesentliche Schriftstücke sich entledigt hatte.

Das Scharren war unterdessen in Klopfen übergegangen.

„Man wird ungeduldig," bemerkte die junge Person mit boshafter Schadenfreude, während sie Banknoten und Papiere in ihren Taschen unterbrachte, worauf sie das Klopfen durch mehrmaliges festes Auftreten beantwortete.

„Sind Sie gerüstet?" fragte sie, als sie mit scharfem Organ unterschied, daß es sich in den unteren Räumen regte.

Braddon kämpfte seinen Widerwillen nieder und warf sich auf das Sofa. Das Bewußtsein, auf alle Fälle die freie Herrschaft über seine Glieder zu besitzen, stählte seine Kaltblütigkeit. Die dem Zimmer sich nähernden Schritte konnten ihn nicht mehr einschüchtern. Einen letzten Blick warf er um sich, dann schloß er die Augen, jedoch ohne die Lider aufeinander zu pressen; fast gleichzeitig öffnete sich die Thür.

Braddon, der den größten Teil seines Lebens an der Indianergrenze verbrachte, war gewiß ein Mann, dessen Mut nicht leicht zu erschüttern; trotzdem beschlich ihn ein gewisses Gefühl der Beklemmung, als zwei Männer eintraten, deren Wesen, zumal sie keinen Grund zu haben glaubten, sich Zwang aufzuerlegen, unzweideutig verriet, daß sie den verworfensten Auswüchsen der Verbrecherwelt angehörten. Vorauf schritt ein wahrer Hüne in der Bekleidung eines Werftarbeiters. Der wirre Kehlbart wie das ungeordnete Haar und die finster überdachten Augen

verliehen dem branntweingeröteten Gesicht einen beängstigenden Ausdruck gefährlicher Entschlossenheit. Sein Gefährte wäre dagegen mehr mit einem verwöhnten Stutzer des Broadway zu vergleichen gewesen, der gewandter in der Handhabung gefälschter Spielkarten, als eines Brecheisens. Während dieser den Inhalt der Flaschen prüfte und gleichmütig bemerkte, daß der junge Herr genug zu sich genommen habe, um, wenn überhaupt, sich erst nach vierundzwanzig Stunden wieder zu ermuntern, trat der Hüne neben Braddon hin, worauf er geschäftsmäßig seine Taschen leerte und mit einem Fluch über die geringe Beute den Inhalt in die eigenen versenkte.

„Hast dich selber übertroffen in dem Trick, Jenny," wendete er sich zum Schluß an das Mädchen, „und wenn je ein verbohrtes Grünhorn mit offenen Augen in eine Falle ging, so ist's dieses Stück von einem Gentleman. Da müßte es mit der Hölle zugehen, fände er noch 'nen Platz auf dem Dampfer."

„Das genügt nicht," wendete der Stutzer ein, „vor Ablauf von fünf, sechs Wochen darf er nicht in See gehen, behauptete Maurice."

„Wachte er überhaupt nicht mehr auf, wär's am gescheitesten und er hätte ein sanftes, seliges Ende davon," versetzte der Hüne unter rohem Lachen.

Jenny fuhr auf und trat vor ihn hin.

„Du weißt, was du mir geschworen hast," redete sie ihn heftig an, „geschieht ihm ein Leid, wodurch ich zur Mitschuldigen würde, trifft's dich doppelt, gleichviel, was aus mir wird."

„Unsinn, Jenny," beschwichtigte der Hüne sorglos, „für die gebotene Bezahlung leisteten wir genug. Nebenbei dauert's Wochen, bevor er wieder ganz munter."

Das Geräusch, mit welchem der Wagen vorfuhr, drang herein. Die Hausthür wurde aufgeschlossen, und in das

Zimmer schritt derselbe Mann, der Braddon hinterlistig entführt hatte, wie dieser durch die behutsam ein wenig gehobenen Lider gewahrte. Bei seinem Anblick und in Erinnerung der ihm auf dem Polizeibureau erteilten Warnung fühlte Braddon die Röte der Wut und Beschämung in sein Antlitz steigen. Nur unter Aufbietung der äußersten Willenskraft gelang es ihm, der ihm aufgezwungenen Rolle treu zu bleiben.

„Ist er für den Transport hergerichtet?" fragte der falsche Polizist geschäftsmäßig.

„Hergerichtet wie 'n Baumwollballen, der's nicht empfindet, wie oft er herumgewälzt wird."

„Dann vorwärts," und nunmehr sollte Braddon eine Probe seiner Standhaftigkeit ablegen.

Da die Männer die Wirkung des vermeintlich im Uebermaß genossenen starken Betäubungsmittels genau kannten, griffen sie zu, als hätten sie in der That einen Baumwollballen vor sich gehabt. Gleich darauf fühlte sich Braddon aufgehoben, und während Jenny in wahrer Todesangst bis auf den Flur hinausleuchtete, schritten die drei Genossen mit ihrer Last die Treppe hinunter und nach dem Wagen hinüber. Nicht ohne Mühe schoben sie den schweren Körper hinein und brachten ihn in eine sitzende Stellung. Der falsche Polizist und der Hüne gesellten sich ihm zu, und auf ein Zeichen trieb der Kutscher die Pferde an. Eine Viertelstunde waren sie in scharfem Trabe gefahren, als der Wagen in die Landstraße einbog, anstatt aber nach der Stadt zurückzukehren, die entgegengesetzte Richtung einschlug. So lange hatten die verbrecherischen Genossen sich schweigsam verhalten; jetzt aber meinte der Pseudopolizist nachdenklich: „Die Haarlembrücke ist nicht weit. Am sichersten wäre es, wir führen hinauf und sendeten ihn über die Brüstung in den Strom hinab. Damit wäre uns allen gedient."

„Das sicherste wär's," gab der Hüne gleichmütig zu, „allein ich versprach dem Weibsbilde, keine Dummheit zu begehen; dagegen giebt's kein Mittel."

Der Wagen bog abermals von der Landstraße ab, um sich in engere Verkehrswege zu vertiefen, die zwischen Gartenanlagen und Gehölzstreifen hinliefen. Das Morgenrot hatte allmählich so viel Leuchtkraft gewonnen, daß man im weiteren Umkreise um sich zu sehen vermochte, als der Kutscher anhielt und in den Wagen hineinrief: „Schnell jetzt! Die Leute hier herum sind schon regsam geworden!"

Er sprang vom Bock und trat neben den Kutschenschlag hin, um bei der Beförderung ihres Opfers mit Hand anzulegen. Eine kurze Strecke drängten sie sich in das den Weg begrenzende Buschwerk und Gestrüpp hinein. Dann gelangte Braddon zur Ruhe. Hinter einem dichten Strauch lag er auf dem Rücken, das Gesicht mit dem Hut bedeckt, wie jemand, der die Stelle zum Rasten selbst auswählte.

„Der wird sich wundern, wenn er aufwacht," bemerkte der Hüne im Davonschreiten spöttisch; gleich darauf ertönte das Rollen des sich entfernenden Wagens. —

Braddon hatte sich aufgerichtet. Nach der furchtbaren Erregung, in der er sich so lange befunden hatte, schwirrten die Ereignisse der letzten Stunde in seinem Kopf wild durcheinander. Er bedurfte der Muße, seine Gedanken zu ordnen, das Erfahrene in Zusammenhang mit dem Ruf zu bringen, den er vor der Landungsbrücke ausgestoßen hatte. Doch die Zeit drängte. Keine Minute durfte er verlieren, wollte er, zumal ohne einen Cent in der Tasche auf seine Füße angewiesen, früh genug in der Stadt eintreffen, um noch den auf dem Dampfer belegten Platz einzunehmen.

Die Spuren der unfreiwilligen Fahrt und der rauhen

Behandlung waren bald beseitigt und schnellen Schrittes trat er seine Wanderung an. Die Hälfte des Vormittags war noch nicht verstrichen, als er sich auf dem Polizeibureau meldete. Sein Erscheinen daselbst erregte das größte Erstaunen, mehr noch die Schilderung seiner Erlebnisse; er selbst aber glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als man ihm ein Paketchen überreichte, in welchem alles enthalten war, das jenes unglückliche Geschöpf für ihn geborgen hatte. Erst kurz zuvor war es von jemand abgegeben worden, der im Auftrage einer Unbekannten handelte. Hatte man für ihn gefürchtet, so stand man jetzt vor einem Rätsel, zu dessen Lösung man vergeblich nach dem kleinsten leitenden Fädchen suchte. Wohl aber ließ sich voraussetzen, daß es sich um einen Raub handle, dessen Umfang zu ermessen in Anbetracht der aufgewendeten Mittel der verwegensten Phantasie versagt blieb. Es wurde daher alles daran gesetzt, Braddons sofortige Abreise zu ermöglichen. Mit sich nahm er den Rat, zu keinem, wer es auch sei, das geringste über den Zweck seiner Reise verlauten zu lassen und nach seiner Ankunft am Bestimmungsort sich unverzüglich mit dem Chef der dortigen Polizeibehörde in Verbindung zu setzen.

Noch selbigen Tages wurden zwei Detektivs nach dem einsam gelegenen Hause entsendet. Sie fanden es vollständig verödet. Gewaltsam eindringend, entdeckte man nichts, wodurch bestätigt worden wäre, daß die feuchten dumpfigen Räume während der jüngsten Nacht unheimlich belebt gewesen.

Fünftes Kapitel.

In einer deutschen Hafenstadt.

Der von New York kommende Dampfer hatte auf der Rhede Anker geworfen. Unter den Reisenden, die zuletzt eines der das Landen vermittelnde Böte bestiegen, befanden

sich John Kelly und sein Verbündeter Bill Green. Als sie die nach dem Quai hinaufführende Treppe verließen, hatten die dort angesammelten Menschen sich bereits wieder zerstreut. Nur noch einige Müßiggänger und Kofferträger waren zurückgeblieben. Während Green die heraufgereichten Gepäckstücke überwachte und die Bootsleute ablohnte, zog John Kelly ein Notizbuch hervor und blätterte in demselben. Im Eifer achtete er anscheinend nicht darauf, daß eine Karte zwischen seinen Fingern hindurchglitt und vor ihm niederfiel. Erst als ein Mann, dem Aeußeren nach ein Kommissionär, sich dienstfertig danach bückte und sie ihm überreichte, bemerkte er den Verlust. Mit einem fremdländisch lautenden „Danke bestens“ legte er sie in das Buch zurück.

„Herr Franklin Tracy,“ redete der Kommissionär ihn in englischer Sprache an, „wünschen Sie einen Führer, so stehe ich zu Diensten.“

Ueberrascht sah Kelly in das glatte, einfältig dareinschauende Gesicht und erwiderte nach kurzem Ueberlegen: „Sie kennen meinen Namen?“

„Ich kannte ihn, bevor Sie die Karte mir zu Füßen legten.“

„So, so. Doch wie soll ich Sie nennen?“ forschte Kelly nachlässig, überwachte aber heimlich, wie der Kommissionär eine rote Nelke aus seinem Knopfloch löste und sie ebenso nachlässig zerrupfte.

„Edstein ist mein ehrlicher Name,“ lautete die Antwort, die mit vertraulichem Augenblinzeln begleitet wurde.

„Gut, Herr Edstein,“ versetzte Kelly befriedigt, „wir verstehen uns, da sind Sie mir lieber, als jeder andere.“

Edstein rief einen Gepäckträger herbei und vermittelte zwischen ihm und Green, worauf er selbst eine Handtasche ergriff und Kelly aufforderte, ihn zu begleiten.

„Vollkommen fremd hier,“ bemerkte dieser wie bei-

läufig, „muß ich Ihnen die Wahl eines Gasthauses anheimgeben.“

„Ich schlage die „Drei Rosen“ vor. Dort werden Sie vortrefflich bedient.“

„Müssen wir einen Wagen nehmen?“

„Es wäre überflüssig. In zehn Minuten sind wir dort.“

„Nach der langen Seefahrt ist die Bewegung auf festem Boden doppelt willkommen,“ entschied Kelly, und ein neues Gespräch anknüpfend, schritten sie langsam weiter.

Eine mäßige Strecke waren sie gegangen, als ein dürrer, schlanker Herr, der so lange in der Nähe geweilt, und über den belebten Strom hinweggespäht hatte, plötzlich regsam wurde. Bis dahin hätte man ihn in dem gelben Nankinganzuge, gleichfarbigen Gamaschen und Strohhut und dem nichtssagenden, bartlosen, gerunzelten Gesicht mit einem zusammengeklappten Regenschirm vergleichen können, dessen Griff ein geschnitzter krummschnäbeliger Vogelkopf. Jetzt schaute er darein wie ein Iltis, der einen bequemen Zugang zum Taubenschlag entdeckte. Er säumte, bis auch Green, neben dem Kärrner einherschreitend, sich entfernte, dann bewegte er sich, fast übertrieben auswärts gehend und mit barocker Würde sein goldknöpfiges Bambusrohr aufstoßend, nach der anderen Seite der Straße hinüber. Die beiden Fremden nicht aus den Augen verlierend, erreichte er die nächste Straßenecke, wo ein anspruchslos gekleideter Herr, der ihn offenbar erwartete, neben ihn hin trat und, denselben Weg mit ihm verfolgend, lebhaft fragte: „Nun, mein lieber Herr Aufdermauer, sind Sie unseres Mannes sicher?“

„So sicher, mein verehrter Herr Halliger, wie augenblicklich Ihrer Begleitung,“ erklärte Aufdermauer zuversichtlich, „er trug zwar ziegenlederne Handschuhe, allein vor jemand, der danach suchte, konnte er nicht verheimlichen,

daß der Mittelfinger der rechten Hand den Bewegungen der anderen nicht nachgab."

„Sie leisteten mir einen großen Dienst," versetzte Halliger, „denn der Kommissionär, der sich an unseren Mann herandrängte, war einer der pfiffigsten Gauner und Schlepper, dem schwer beizukommen. Ein Blick auf mich hätte genügt, seinen Argwohn wachzurufen."

Eine kurze Strecke blieben die beiden Freunde noch beisammen. Dann übernahm Halliger das fernere Beobachten der beiden Zugereisten allein.

John Kelly, in Haltung und Wesen den Ausländer zur Schau tragend, und sein Führer hatten sich unterdessen nicht übereilt. Wie um das schnell angebahnte Vertrauen zu befestigen, sprachen sie eifrig zu einander.

„Sie sind persönlich bekannt mit demjenigen, an den ich empfohlen wurde?" fragte Kelly, das Nennen eines Namens vorsichtig vermeidend.

„Mit dem Heidenreich," lautete die Erwiderung, „war er es doch selber, der mich zu Ihrem Empfange abordnete."

„Wie stellt er sich im Geschäftsverkehr?"

„Scharf wie ein Hund, der den gestohlenen Knochen bewacht."

Kelly überlegte, bevor er wie von ungefähr bemerkte: „Ich wünsche, baldigst mit ihm bekannt zu werden."

„Das mag heute noch geschehen, jedoch nicht vor Einbruch der Nacht. Er scheut, daß Nachbarn sehen, wer bei ihm aus und ein geht."

Schweigend legten sie den Rest des Weges zurück. Sie waren kaum in dem Portal des Gasthofes verschwunden, als Halliger durch die dem Wirtschaftsverkehr dienende Thür ebenfalls eintrat und sich auf bekanntem Wege zum Wirt begab. Dort wartete er, bis ihm das Fremdenbuch mit den von den beiden Amerikanern eingetragenen Namen

vorgelegt worden war, und geheimnisvoll, wie er gekommen, entfernte er sich wieder.

Eine halbe Stunde später traf er auf der äußersten Stadtgrenze vor einem umfangreichen, von hohen Mauern umringten Gebäude ein, dessen vergitterte kleine Fenster ihm einen eigentümlich düsteren Ausdruck verliehen. Anstatt den Glockengriff zu ziehen, öffnete er mit bereit gehaltenem Schlüssel eine neben dem eisenbeschlagenen Thor liegende Pforte. Den schmalen Vorhof überschreitend, trat er durch die von einem uniformierten Polizisten bewachte offene Thür. Dort erstieg er eine breite Treppe, und mehrere dämmerige Gänge durchwandelnd, erreichte er die Rückseite des einen geräumigen kahlen Hof umschließenden Gebäudes, wo größere Fenster einen luftigen Korridor erhellten. Vor einer zweiflügeligen Thür, deren Schild die Aufschrift „Polizeidirektor" trug, blieb er stehen.

Er vernahm im Inneren Schritte und wartete, um sich zuvor zu überzeugen, daß der Direktor allein sei. Das Geräusch der Schritte rührte von einem älteren Herrn her. Unruhig auf und ab wandelnd, schüttelte er den Kopf zuweilen zweifelnd. Endlich blieb er vor dem mit Schriftstücken überladenen Tisch stehen, und eine offene telegraphische Depesche emporhebend, las er sie von neuem durch. In New York aufgegeben, trug sie ein sechzehn Tage zurückliegendes Datum und enthielt die Worte: „Wir empfehlen Ihrer schärfsten Aufmerksamkeit zwei Herren. Gestern mit dem „Washington" abgereist. Untrügliches Kennzeichen des Wortführers: Mittelfinger der rechten Hand fehlt. Bericht folgt mit dem nächsten fälligen Dampfer."

„Rätselhaft, rätselhaft," sprach er vor sich hin, indem er die Depesche auf den Tisch warf, „heute wird es sich also entscheiden —"

Halliger war unangemeldet eingetreten. Hastig kehrte der Direktor sich ihm mit den Worten zu: „Nun, Herr

Inspektor, brachte der „Washington“ die zweifelhaften Gentlemen?“

„Wohlbehalten eingetroffen.“

„Kann kein Irrtum obwalten?“

„Das Fehlen des Fingers schließt jeden Irrtum aus. Unser Freund Aufdermauer löste seine Aufgabe wie ein geborener Detektiv.“

„Wo blieben sie?“

„In den „Drei Rosen“. Sie treten wie Herren auf, die sich der Achtung ihrer Mitmenschen bewußt sind.“

„Unter welchem Namen?“

„Als Franklin Tracy hat der eine sich in das Fremdenbuch eingeschrieben; Green heißt der andere. Aufdermauer brachte ersteren in Beziehung zu der Bumbootwachtel.“

„Zu dieser ehrlichen alten Haut?“

„Deren Nichte war an einen Tracy verheiratet.“

„Ein Umstand, der sich vielleicht ausnutzen ließe?“

„Ich rechne darauf und erwarte das Beste von der Vermittelung unseres dienstfertigen Freundes.“

„Was könnten wir thun, um der New Yorker Behörde entgegenzukommen?“

„Vorläufig nicht mehr, als den beiden Verdächtigen Gelegenheit zu geben, sich in Sicherheit zu wiegen.“

„Hoffentlich gelingt es bis dahin, sie in ihren Gesprächen belauschen zu lassen.“

„Ein gewagtes Unternehmen. Sie wurden von Edstein erwartet. Der kennt jeden einzelnen Kriminalbeamten so genau, wie sein eigenes Gesicht im Spiegel. Ich denke indessen an jemand, der vielleicht mit gutem Erfolg in die Lücke geschoben werden könnte. Ein vorbestrafter Kellner, der mit einem Fuß im Zuchthause steht und der englischen Sprache mächtig —“

„Der Mensch, der als der berüchtigte Blochner angemeldet wurde?“

„Kein anderer. Erst kürzlich zugereist, blieb er dem Eckstein wie dem anderen Gelichter bisher völlig fremd."

„Gut, Herr Inspektor. Sie haben durchaus freie Hand. Ich bitte nur, mich auf dem Laufenden zu erhalten."

„Ich werde mich heute noch mit Blochner in Verbindung setzen," damit empfahl Halliger sich, seinen Chef in einem Meer der einander widersprechendsten Mutmaßungen zurücklassend.

— — — — — — — — — — — — —

Herr Ezechiel Aufdermauer befand sich um diese Zeit bei dem vielvermögenden Bankier Baruch, einem beweglichen greisen Herrn mit vollem weißen Haar und klugen schwarzen Augen. In dessen abgesondertem kleinen Geschäftszimmer mit unverhohlener Freude willkommen geheißen, erklärte Aufdermauer nach der ersten freundschaftlichen Begrüßung mit der ihm eigentümlichen steifen Würde: „Ihr Schreiben kam mir zu Händen. Bevor ich auf Ihr Anliegen eingehe, möchte ich indessen einige andere Dinge erledigen. Morgen wird die Witwe Fließ eine Quittung über zwanzig Thaler vorlegen. Sie braucht das Geld notwendig zum Uebersiedeln nach einer gesünderen Wohnung wie zu Kleidern für ihre vier Rangen. Selbstverständlich bleibt der Geber unbekannt —"

„Um abermals deren Dank über mich ergehen zu lassen," schaltete Herr Baruch mißmutig ein.

„So betrachten Sie des armen Geschöpfes Dank als den meinigen für Ihre unveränderliche Freundschaft und die stete Hilfsbereitschaft," erwiderte Aufdermauer grämlich. Er reichte dem alten Herrn zwei Finger, die von diesem kräftig gedrückt wurden, und sprach weiter: „Nebenbei entgehe ich dadurch der Gefahr, daß die Sache unter die Leute kommt und mir noch ein halbes Dutzend Vormundschaften mehr auf den Hals zieht. Ferner: die aus der Havana eingetroffenen achttausend Dollars kamen mir

unerwartet. Schreiben Sie daher die ganze Summe meiner Mündel Monika gut. Es gilt die alte Bedingung des tiefsten Geheimnisses; und jetzt stehe ich Ihnen zu Diensten."

Baruch schrieb einige Notizen nieder und bot seinerseits Aufdermauer die ganze Hand mit den Worten: „Wird alles gemacht. Zwischen uns giebt es nur Ja, Ja und Nein, Nein. Das weitere ist vom Uebel. Und nun eine Frage: Kennen Sie einen jungen Herrn v. Brackenfeld?"

„Oberflächlich. Er verkehrt im Hause einer Freundin der Bumbootwachtel."

„Vor einigen Tagen besuchte er mich und bat um ein Darlehen in nicht unbeträchtlicher Höhe."

„Sie verweigerten es ihm?"

„Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß dergleichen nicht in mein Geschäft schlage, ich überhaupt nicht zu denjenigen zähle, deren Gewerbe es ist, die Notlage ihrer Mitmenschen auszunutzen. Auf diese Erklärung spiegelte sich helle Verzweiflung in seinen Zügen. Das Feuer muß ihm auf den Nägeln brennen; da erscheint nicht ausgeschlossen, daß er sein Heil bei Leuten sucht, die ihn seinem Verderben entgegenführen. Indem ich aber seiner Mutter gedachte, auf die er sich berief, schwebte mir vor, daß die zu seiner Rettung aufgebotenen Mittel vielleicht nicht fortgeworfen wären, und es erstand der Plan, Sie um Ihr Gutachten zu ersuchen."

„Auf mich übte der junge Mann den Eindruck eines eitlen leichtsinnigen Gecken aus, dem Sie nur einen Finger zu reichen brauchen, um alsbald den ganzen Arm gepackt zu fühlen," versetzte Aufdermauer verdrossen. „Auch ich beklage seine Mutter, die nicht in den günstigsten Verhältnissen lebt; trotzdem rate ich, seine Genußsucht nicht durch Beisteuer zu fördern. Sie würden nie einen Pfennig wiedersehen. Ich will mich indessen genauer nach ihm erkundigen und Ihnen das Nähere mitteilen. Gereicht es

ihm und seiner Mutter zum Segen, so bin ich der Erste, der ihm die rettende Hand entgegenstreckt."

Er sah nach der Uhr und erhob sich. Seine menschenfreundliche Laune war dahin. Es offenbarte sich in dem eintönigen Gruß, mit dem er sich von Baruch verabschiedete.

---

6. Kapitel.

Moritz Heidenreich.

In einer der elendesten Gassen des Stadtviertels, das man als Ghetto hätte bezeichnen mögen, erhob sich ein Haus, das überhaupt nicht dorthin zu gehören schien. Zwei Stockwerke hoch, drei Fenster breit und aus starken Ziegelsteinmauern bestehend, zumal mit der altmodisch geschweiften verrosteten Vergitterung, erzeugte es den Eindruck, als ob es vor einem Jahrhundert als eine Art Arrestlokal gedient habe. Jetzt wohnte daselbst seit mindestens fünfundzwanzig Jahren Moritz Heidenreich.

In der Nachbarschaft wenig beliebt, kannte man ihn als Pfandleiher, der zugleich mit Altertümern handelte und, nach den für den Küchenbedarf eingeholten Waren zu schließen, sein Leben kümmerlich fristete. Einige geborstene Porzellanvasen, verrostete Waffen, mehrere mit Stockflecken übersäte Kupferstiche und wunderliche geschwärzte Oelbilder, die hinter den verblindeten und vergitterten Fenstern ausgestellt waren, veranschaulichten das von ihm betriebene Gewerbe. Doch es war jetzt Abend, und was am Tage vielleicht die Blicke eines Vorübergehenden auf sich zog, verheimlichten zur Zeit dicht geschlossene Laden. Wie ausgestorben lag das lichtlose Gebäude, und dennoch wirkte im Inneren reges Leben.

In dem Hinterzimmer, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, saß auf einem gepolsterten Armstuhl Herr Moritz Heidenreich, im vollen Sinne des Wortes ein Bild innerer

Zufriedenheit und äußeren Behagens. Neben ihm auf einem klapperigen Spieltisch stand eine rußige Lampe. Ruhiges gedämpftes Licht ausstrahlend, beleuchtete sie einen umfangreichen Raum, in welchem bis auf eine mäßige Fläche des Fußbodens alles mit einem Gewirre der seltsamsten Dinge belegt, besetzt und behängt. Es war ein Chaos, in welchem man nur bei genauerem Betrachten eine lahme Rokokokommode von einem Gewehrschrank, Kleidungsstücke von metallenen und porzellanenen Gefäßen, Kisten und Kasten von Jagdstiefeln und Büchern und wer weiß was sonst noch von einer schrecklichen, auf eisernen Rollen stehenden Bettstelle mit noch schrecklicherem Inhalt zu unterscheiden vermochte. Eine gewisse Würde des hohen Alters zeichnete jeden einzelnen Gegenstand aus und brachte ihn in harmonischen Einklang mit dem Besitzer aller dieser Herrlichkeiten. Und Würde umfloß die hagere Greisengestalt in dem fettig glänzenden Schlafrock, dessen Wattierung hie und da ebenso neugierig in die Welt hinauslugte, wie die Kuhhaare der Polsterung des ihn tragenden Armstuhls. Sogar die lange Tabakspfeife, der einzige Genuß, den Heidenreich sich gönnte, trug dazu bei, den sprechenden Ausdruck heiteren Seelenfriedens zu erhöhen. Und ein solcher ruhte auf dem runzeligen Gesicht mit den weißen Stoppeln auf Oberlippe und Kinn, die nur auf der Kehle bis zu den Ohren hinauf zu einem langen Bart herangereift waren. Dabei spielte um die dünnen Lippen ein eigentümliches Schmunzeln, das vertrauenerweckend genannt zu werden verdiente, wäre in den verkniffenen schwarzen Augen für einen kundigen Beobachter nicht zu entziffern gewesen: „Hüte dich vor den Wölfen, die in Schafkleidern umherschleichen und zusehen, wen sie verschlingen.“

An dem heutigen Abend befand Herr Moritz Heidenreich sich augenscheinlich in der menschenfreundlichsten Laune.

Bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hinüber schob er das sein weißes wolliges Haar bedeckende Käppchen, während seine Lippen förmlich überflossen von weisen Ratschlägen, die er an einen höchstens dreißigjährigen Herrn in feinem Gesellschaftsanzuge richtete. Ihm gegenüber saß er auf einem Schemel, dessen Gleichgewicht durch die geringste Bewegung mehr oder minder gestört wurde. Mißmut, sogar ernste Sorgen verrieten sich in seinen hübschen, jedoch schlaffen, verlebten Zügen, hin und wieder überflügelt von Zornesausbrüchen, die sich indessen jedesmal sehr bald wieder verflüchtigten.

„Geld, Geld und immer wieder Geld," bemerkte Heidenreich mit väterlich zärtlichem Schmunzeln, indem er einen beschriebenen und unterstempelten Bogen sorgfältig zusammenlegte und seinem Gast zurückgab; „brauchen Sie doch nur die Augen zu öffnen, um sich zu überzeugen, daß ich zwar nicht darbe, mich dagegen schlecht und recht durchs Leben schlage."

„Das glaube Ihnen der Teufel," erwiderte der junge Mann polternd, „haben Sie mir so oft geholfen, werden Sie mich gerade heute nicht im Stich lassen."

„Hab' ich Ihnen zehnmal, zwanzigmal geholfen, so sind meine flüssigen Mittel jetzt erschöpft. Was Sie empfingen, ist mehr, als wofür Sie mir gut sind, und über eine genügende Sicherheit gehe ich nicht hinaus."

„Die Lebensversicherung, bietet sie nicht eine dreifache Bürgschaft?"

„Die Lebensversicherung Ihrer Mutter?" fragte Heidenreich milde; „sie lautet zwar auf sechstausend Thaler, allein was soll ich damit. Solange keine notarielle Beglaubigung beigefügt ist, besitzt sie nicht den Wert von sechs Uniformknöpfen."

„Die Mutter kann nicht lange mehr leben; höchstens zwei Jahre."

„Mag sie leben und gesegnet sein noch fünfundzwanzig Jahre. Stürbe sie aber wirklich, so würde bald genug jemand erscheinen, der mir das Dokument abforderte, mich wohl gar vor Gericht zur Rechenschaft zöge, und ich hätte verloren, was ich mühsam für meine letzten Tage ersparte. Nein, Herr v. Brackenfeld, damit ist es nichts. Hätten Sie gebracht 'ne Wertsache, 'nen Familienschmuck oder dergleichen, möcht' ich mich aus Gefälligkeit zu dem zweifelhaften Geschäft entschlossen haben," und die Lider über die dunklen Pupillen senkend, verheimlichte er das darin verstohlen aufleuchtende Feuer.

„Die zweitausend Thaler müssen unbedingt beschafft werden," versetzte Brackenfeld ingrimmig, „und zwar binnen kürzester Frist, koste es, was es wolle, oder mein Verderben ist besiegelt. Leider war ich gezwungen, Sie in mein Vertrauen zu ziehen; es hindert mich daher nichts, offen zu bekennen, daß meine Verheiratung von dem Gelde abhängt, daran zu erinnern, daß nach deren Vollziehung ich in der Lage bin, alle meine Verbindlichkeiten glänzend zu lösen."

„Was ich nicht bezweifle, gnädiger Herr, allein zuvor heiraten, hernach Geld, und ohne sichere Unterlage überhaupt kein Geld. Sagen Sie offen: Befände ich mich in Ihrer Lage, würden Sie mir auch nur ein Fünfgroschenstück borgen?"

Brackenfeld erhob sich. Stier blickten seine Augen. Sein Gesicht erglühte unter dem Andrange des ihm durch Wut und Ratlosigkeit nach dem Kopf getriebenen Blutes.

„So habe ich heute nichts mehr zu schaffen hier," sprach er röchelnd vor Aufregung; „ich gebe es indessen nicht auf, mich dennoch auf die eine oder die andere Art mit Ihnen zu einigen."

„Will es wünschen und bin gerne bereit dazu," erklärte Heidenreich in treuherzigem Tone, und ein Stümpfchen

Talglicht anzündend, leuchtete er seinem Gast bis an die Hausthür, die er hinter ihm verschloß und doppelt verriegelte.

Sie hatten das Zimmer kaum verlassen, als eine schmale Seitenthür sich öffnete, eine hohe Frauengestalt darin auftauchte, bis zur offenen Flurthür vorschritt und ihnen gespannt nachlauschte. Es erzeugte den Eindruck, als ob ein Dämon durch den häßlichen Raum geschwebt wäre, so geräuschlos bewegte sie sich einher. Wie die eines Dämons aber glühten die großen dunklen Augen aus dem unheimlich schönen Antlitz, dessen gelblich bleiche Farbe einen seltsamen Gegensatz zu dem über die Stirn gesunkenen schwarzen Haar und den tief gerunzelten Brauen bildete.

Obgleich das Mädchen nicht über das achtundzwanzigste Jahr hinaus und im Gegensatz zu ihrem Vater sauber, wenn auch ärmlich gekleidet war, verriet sich in der Haltung des tadellos ausgebildeten Körpers wie im Ausdruck der klassisch regelmäßigen Züge neben dem Gepräge verhaltenen Leides zügellose Gehässigkeit. Als die Hausthür hinter dem Scheidenden zuschlug, fuhr sie zusammen, als wäre sie aus einem bösen Traum aufgeschreckt worden. Die Riegel klirrten noch, da befand sie sich bereits wieder vor der Schwelle des eigenen, dürftig eingerichteten Gemaches.

„Der Elende,“ lispelte sie mit der Feindseligkeit einer gereizten Furie, „was ist ihm noch heilig? Lernte er den alten Mann nicht hinlänglich kennen, um zu wissen — Gott sei's geklagt — daß er ein Stück Wachs in seinen Händen? Hatte ich nicht genug zu tragen an dem Kummer über denjenigen, dem als Tochter unterwürfig zu dienen ich verpflichtet?“ und ein unsäglich höhnisches Lächeln gelangte auf dem marmorähnlichen Antlitz zum Durchbruch, als sie die Thür leise hinter sich zuzog.

In der nächsten Minute warf Heidenreich sich wieder auf seinen Armstuhl. Einige dünne Rauchwölkchen blies er von sich, worauf er den Namen Xenia ausrief.

Nach kurzem Säumen trat diese vor ihn hin. Ihre Züge schienen sich versteinert zu haben.

„Der gnädige Herr wollten mich abermals durch eine Anleihe beehren," redete er sie selbstgefällig schmunzelnd an.

„Was kümmert's mich?" fragte Xenia ausdruckslos zurück, „rennt er mit offenen Augen in sein Verderben, mag er's verdient haben."

„Ob verdient oder nicht," versetzte Heidenreich unverkennbar triumphierend, jedoch die Blicke seiner Tochter meidend, „ich rief ihn nicht. Sieht er auf uns herab, wie auf den Kehricht in der Gasse, habe ich keine Ursache, ihn vor dem Untergang zu bewahren. Will er Geschäfte mit mir abschließen, muß er sich meine Bedingungen gefallen lassen oder fortbleiben."

„Blieben nur alle Menschen fort," entgegnete Xenia erbittert, „damit unser Haus verödete, über uns zusammenbräche unter der Last der auf ihm ruhenden Flüche."

Heidenreich fuhr auf. Wut und Feigheit kämpften in seinem Inneren. Er atmete einigemal tief auf und wendete erzwungen gleichmütig ein: „Du sprichst wie ein unverständiges Kind, vergißt, daß meine ganze Sorge sich um deine Zukunft dreht, der Segen deines Vaters dir die Wege durchs Leben ebnet, wenn er selber nicht mehr da ist."

Bittere Selbstverspottung spiegelte sich in Xenias Zügen. „Ein Segen, der sich an deinem Sohne rächte," hub sie an. Es wurde in einem bestimmten Rhythmus an die Hausthür gepocht. Aus ihren Augen sprühte es blitzähnlich. „Deine Geschäftsfreunde, die das Tageslicht scheuen," bemerkte sie schneidend, und ohne eine Erwiderung abzuwarten, zog sie sich zurück.

Heidenreich begab sich mit seinem Lichtstümpfchen hinaus. Die Wirkung der Worte seiner Tochter hatte sich verflüchtigt. Statt dessen war er dem Einflusse einer unersättlichen Habgier mit allen Fasern des Denkens und Sinnens unterworfen. Als er wieder eintrat, folgten ihm die beiden Amerikaner auf dem Fuße. Eckstein hatte sie nur bis an die Hausthür begleitet und angemeldet. Zuvorkommend schob Heidenreich zwei Sitze für die unerwarteten Gäste hin. Diese hatten einen flüchtigen Blick um sich geworfen und kehrten ihm ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu. Um ihr Anliegen befragt, antwortete Kelly in der verstümmelten deutschen Sprache seines Heimatlandes: „Ein Anliegen, zu ernst, um nicht zuvor gutes Vertrauen zwischen uns anzubahnen. Namen brauche ich wohl nicht zu nennen, und hier ist unsere Empfehlung." Mit den letzten Worten öffnete er seine Brieftasche, zog einen mit seltsamen Schriftzeichen bedeckten Zettel hervor und überreichte ihn Heidenreich.

Dieser entzifferte den Inhalt bedächtig. Zugleich erhellte ein Schimmer des Stolzes sein gerunzeltes Gesicht. Schließlich das Papier in kleine Fetzen zerreißend, sprach er mit unverkennbarer Befriedigung: „Von dem Moritz, meinem Sohne. Ein braver, scharfsinniger junger Mann, die Freude meines hohen Alters. Wen der empfiehlt mit so viel Wärme, der kann auf meine Freundschaft rechnen."

„Wovon ich überzeugt war," erklärte Kelly mit einem zweideutigen Lächeln, „oder ich möchte, vor Stunden erst gelandet, schwerlich heute schon Ihre nähere Bekanntschaft gesucht haben."

„Um Großartiges handelt es sich also," erwiderte Heidenreich, der seine Ungeduld kaum noch zu bemeistern vermochte, „so schrieb mein Sohn, und was der behauptet, ist klingende Münze."

„Vielleicht um Millionen,“ gab Kelly gelassen zu, „sicher ein Grund, mit dem Vertrauen nicht zu freigiebig zu sein.“

„Um Millionen,“ wiederholte Heidenreich ungläubig. Er zwinkerte verständnisinnig mit den Augen und fügte verschmitzt hinzu: „Ich errate: Drüben versteht man, sehr geschickt Tausendrubelnoten anzufertigen und sucht für solche auf dieser Seite ein sicheres Absatzgebiet.“

„Ich sage weder nein noch ja,“ erklärte Kelly ablehnend, „vorläufig beschränke ich mich darauf, die hiesigen Leute kennen zu lernen. Ueber Ihren Edstein bin ich ziemlich im klaren.“

„Ein durchaus zuverlässiger Mann; dagegen erscheint es nicht ratsam, mit ihm sich in der Oeffentlichkeit zu zeigen.“

„Kennen Sie eine Person, die ich leider nur als Bumbootwachtel bezeichnen kann?“

„Dem Namen nach. Sie ist gleich angesehen bei hoch und niedrig, soll aber kein Bedenken hegen, einen ihr Mißliebigen vor die Thür zu setzen.“

„Ich bin darauf angewiesen, ein Dokument von ihr zu beziehen. Voraussichtlich sträubt sie sich, es aus den Händen zu geben.“

Heidenreich schmunzelte wohlwollend. Der Blick seiner forschenden Augen verschärfte sich; doch erst nach einer Pause des Nachdenkens erwiderte er zweifelnd: „Größere Schwierigkeiten sind schon überwunden worden. Es müssen nur die richtigen Mittel gewählt werden. Zunächst erhebt sich die Frage, welcher Art das Dokument.“

„Von der Art, daß ich ohne seinen Besitz ohnmächtig bin,“ wich Kelly aus. „Ein Fehlschlag würde die letzte Hoffnung auf das Gelingen des Unternehmens vernichten.“

„So müssen wir doppelt vorsichtig zu Werke gehen.“

„Ich kann also auf Ihren Rat bauen? Zu bedenken

gebe ich, daß ich den hiesigen Verhältnissen vollkommen fremd gegenüber stehe."

„Auf meinen Rat, aber nicht auf mehr."

„So ist der Zweck meines heutigen Besuches erfüllt," versetzte Kelly, indem er sich erhob und den Gefährten an den Aufbruch mahnte.

Wieder allein, begann Heidenreich in dem beengten Raum eilfertig auf und ab zu schlurfen. Das Wort Millionen hatte ihn in einer Weise ergriffen, daß er für nichts anderes mehr Sinn hatte. Erst Xenias Eintritt gab ihn sich selbst zurück. Sie brachte ein Glas dünnes Bier, etwas kaltes Fleisch und eine Brotschnitte. Mit sichtbarer Gier griff er danach. Es war der Ausdruck einer heißhungrigen Hyäne, mit dem er das kärgliche Mahl verschlang. Xenia, seit frühster Kindheit mit allem vertraut, was ihr Gemüt in Aufruhr versetzte, sah zur Zeit nur den Vater in ihm und eine Art Mitleid erwachte.

„Gern böte ich dir Besseres," sprach sie fast tonlos, als er sie mit den heftigen Worten unterbrach: „Besseres? Soll ich mich durch Schwelgen ruinieren? Was bedarf der Mensch mehr, als die einfachsten Mittel, um den Körper aufrecht zu erhalten?"

Mit einem Blick tiefer Trauer verließ Xenia das Zimmer. So hatte sie gelitten seit den Tagen, als sie noch an der Seite der unglücklichen Mutter und dem seines Vaters würdigen Bruder das erste Verständnis für ihre Lage gewann und nach dem Beispiel der Mutter alle Klagen in sich verschloß. Und wie jene Tage, waren die Jahre in tödlicher Abgeschiedenheit dahingegangen. Es folterte sie neben dem Gram und den im Pfuhl des Lasters alternden Vater das Bewußtsein, durch ihre Mitwissenschaft zahlloser verbrecherischer Handlungen für die menschliche Gesellschaft verloren zu sein. Und doch hatte auch ihr als eben voll erblühter Jungfrau einst ein Liebes-

frühling gelächelt, allein nur ganz flüchtig wie ein über sie hin gleitender warmer Sonnenstrahl, um sie dann um so viel unglücklicher und verbitterter in geistige Oede zurückzusinken zu lassen.

Heute war derselbe Mann wieder in ihrem Hause erschienen, derselbe Mann, den sie einst vor den Fangarmen eines ihn aussaugenden scheußlichen Polypen zu bewahren suchte. Und wie hatte er es gelohnt, daß sie damals an seinem Herzen ruhte und das Versprechen der Umkehr von seinen Lippen küßte? So oft sie jene entschwundenen Stunden sich vergegenwärtigte, schauderte sie vor sich selbst zurück. Dennoch mußte sie sich eingestehen, daß es so am besten gewesen. Denn woher hätte sie, die Ausgestoßene, noch das Recht nehmen sollen, irgend welchen holden Träumen nachzuhängen? Dies alles stürmte mit erstickender Wucht auf sie ein, als sie in ihrem feuchten Gemach sich auf einen Stuhl warf, Kopf und Arme auf den Tisch preßte, wie um dadurch die nimmer rastenden Folterqualen von sich auszuscheiden. —

Auch Heidenreich suchte nach den jüngsten heftigen Erregungen auf seine Art Beruhigung. Nachdem er die Thüren verriegelt hatte, trat er, die Lampe in zitternder Hand vor sich tragend, in einen Winkel, der durch einen Kattunvorhang von dem übrigen Raum abgetrennt war. Dort stand auf einer reichlich mit Brandflecken versehenen Kommode ein Schmelztiegel. Daneben lag eine kleine weiße Marmorplatte, ringsum abgegrenzt durch eine genau anschließende Einfassung von Bandeisen. Ein Papierbogen bedeckte sie. Vorsichtig, wie befürchtend, jemand im Schlaf zu stören, hob er ihn empor, und das Frohlocken einer Harpyie verwandelte das von Altersfurchen durchkreuzte Gesicht in eine Teufelslarve, als seine Blicke auf eine glänzende Metallplatte von der Breite einer Hand und der doppelten Stärke eines Strohhalms fielen. Nach-

denklich, mit wahren Glutblicken betrachtete er das Gold, das vor wenigen Stunden noch eine Anhäufung von Uhrgehäusen, Ringen und Ketten bildete, wie solche ihm um Geringes zum Kauf oder Versatz angeboten wurden. Prüfend wog er es in der Hand. Ihm lag der Gedanke daran fern, wie dasselbe Gold ursprünglich geformt gewesen und wie es schließlich in seinen Besitz geriet. Sah ihm doch keiner mehr an, ob es von den Thränen einer Witwe benetzt worden oder besudelt durch verbrecherische Hände. Nur die einzige Empfindung des Triumphes kannte er: es nicht allein mühelos erworben zu haben, sondern daß es ihm auch gelang, den Preis dafür auf das denkbar niedrigste Maß herabzudrücken.

Mit sichtbarem Widerstreben sich von dem berauschenden Anblick losreißend, hüllte er die Platte behutsam in Seidenpapier, und das Kopfende der Bettstelle mit leichter Mühe zur Seite rollend, legte er eine quadratische Fallthüre frei. Mittels eines seltsam geformten Schlüssels öffnete er das Schloß. Die Thür hob sich unter seinen Händen, und vor ihm dehnte sich ein gegen drei Fuß tiefer finsterer Raum aus, der drei Ellen im Geviert halten mochte und das Ergebnis seiner eigenen heimlichen Maulwurfsarbeit war.

Nachdem er hineingeleuchtet hatte, gelangte er auf vier Stufen hinab. Niederknieend und die Blicke im Kreise sendend, begegneten sie einer Anzahl thönerner, metallener und hölzerner Behälter wie fest verschnürter Bündel. Was sie enthielten, spiegelte sich in seinen Augen, die sich plötzlich vergrößert zu haben schienen. Erst nachdem er sich längere Zeit an dem Anblick seiner Schätze geweidet hatte, die er, gleichviel ob Silbergeräte, Edelgestein oder Kunstwerke, durch die Hüllen hindurch erkannte und zählte, zog er ein längliches Kistchen vor sich hin. Es mühelos öffnend, legte er das frisch eingeschmolzene Gold zu einer

Anzahl ähnlicher Pakete. Zum Schluß hob er es, das Gewicht prüfend. Es war verhältnismäßig schwer. Und dennoch, welche Wonne gewährte ihm die kleine Anstrengung. Was bedeutete sein Hungerbrot, was alles Leid der darbenden Tochter im Vergleich mit dem Genuß, gelegentlich von dem Anwachsen seines Reichtums sich zu überzeugen?

Ueber ihm ertönte es, als ob jemand auf den Zehen durch das Zimmer schleiche. Entsetzt richtete er sich hoch auf. Die mit der Lampe beschwerte Hand zitterte. Sein Gesicht schien sich in gelbes Wachs verwandelt zu haben. Erst als er zwei Ratten entdeckte, die auf seine Bewegung unter das Gerümpel flüchteten, seufzte er erleichtert auf. Mochten die häßlichen Tiere alles benagen: was sie hätten beschädigen können, berührten sie nicht.

Behutsam, wie er sie geöffnet hatte, schloß er die Fallthür, und leise rollten die kleinen Stahlräder in die ihnen zum Halt dienenden Aushöhlungen zurück. Dann begab er sich zur Ruhe, doch nicht bevor er das vergitterte Hoffenster und die Thürriegel eingehend geprüft hätte. Auch auf Verteidigung war er bedacht, wenn er vielleicht im Schlaf überfallen werden sollte. Wo ihm aber die Kräfte zum Widerstand fehlten, da hatte er ein Mittel ersonnen, sich des stärksten Mannes, und wären es ihrer drei gewesen, zu erwehren. Von unüberwindlicher Angst vor Schußwaffen beseelt, hielt er stets einen scharfen persischen Dolch, wohl versichert durch eine feste Lederscheide, im Bereich seiner Hand. Liebäugelnd betrachtete er die Klinge. Bis zur Hälfte hinauf durch eine klebrige Masse, das durch Seeleute um hohen Preis bezogene Gift der Cobra di Capello, geschwärzt, mußte die leichteste Verletzung mit der furchtbaren Waffe binnen kürzester Frist unausbleiblich den Tod herbeiführen.

Zum Schluß zündete er eine düster brennende Nacht-

lampe an — haßte er doch die Finsternis mit ihren die Phantasie erfüllenden Schrecknissen — dann erst streckte er sich wie jemand aus, der nach redlich vollbrachtem Tagewerk der wohlverdienten Ruhe sich hingiebt. Ob die Ratten ihr Wesen trieben und hie und da die Schärfe ihrer Zähne erprobten, störte ihn nicht. Sie waren seine guten Freunde; solange das von ihnen erzeugte Geräusch in seine Träume eindrang, wußte er sich von keiner Gefahr bedroht.

---

7. Kapitel.

Die Bumbootwachtel.

Frau Kapitän Wachtel, in weiteren Kreisen, namentlich unter den Seeleuten, nach dem lange von ihr betriebenen Gewerbe bekannt als Bumbootwachtel, zeichnete sich durch mindestens ebensoviele Seltsamkeiten aus, wie das Haus, welches sie bewohnte. Dieses bestand aus dem Hulk oder ausgedienten und abgetakelten Rumpfe eines Loggers, der, nach niederländischem Muster vorn und hinten breit gebaut, schwerlich jemals den Ruf eines flinken Seglers besessen hatte. Dagegen umschlossen die schwer gezimmerten Wände einen Raum, der bei sechzig Fuß Länge und achtzehn Fuß Breite ermöglichte, ihn, abgesehen von der kleinen Kajüte und dem Mannschaftslogis im Bug, in drei erträglich bequeme Gemächer einzuteilen.

Jetzt lag das unförmliche Gebäude schon seit einer Reihe von Jahren auf dem Trockenen, und zwar wagerecht so tief in das Erdreich eingebettet, wie der zur Zeit als Keller und Vorratskammer dienende Ballastraum reichte, mithin ein gemauertes Fundament keine sicherere Unterlage geboten hätte. Seit ebensolange war die Besitzerin Witwe und hatte von dem Tage ihrer Verheiratung mit dem Kapitän Wachtel ab nie eine andere Heimat kennen ge-

lernt, als die „Charlotte Damerow," wie ihr verstorbener Gatte den als „Van der Hook" vom Stapel gelaufenen Logger umtaufte. Dann hatte er ihn mit seiner Lotte, die ihm zugleich eine „Deckhand" ersetzte, mit so viel Erfolg auf Küstenfahrten und gelegentlichen Reisen nach englischen Steinkohlenhäfen geführt, daß er nicht nur sehr bald ihr volles Eigentum wurde, sondern sie auch ansehnliche Ersparnisse zurückzulegen vermochten. So befanden sie sich auf dem besten Wege zu einem ihre Unabhängigkeit sichernden Wohlstande, als das wetterwendische Geschick plötzlich einen Strich durch ihre Rechnung zog.

Sie waren nämlich eines Tages auf hoher See von schwerem Wetter überfallen worden, welches dem Logger in einer Weise mitspielte, daß unterhalb der Wasserlinie ein Leck sprang und nur die aus Holz bestehende Ladung ihn davor bewahrte, mit Mann und Maus zu Grunde zu gehen. In ihrer Not suchten die Schiffbrüchigen nach langem mühseligen Kreuzen die Mündung des nächsten Stromes auf, von wo aus sie die „Charlotte Damerow" bis in die nächste Nachbarschaft der großen Hafenstadt bugsieren ließen.

Dort traf Frau Kapitän Wachtel ein noch härterer Schlag. Ihr Mann, der während des Sturmes eine innere Verletzung davongetragen hatte, starb bald nachdem der Logger in einem außerhalb des Schiffsverkehrs liegenden Winkel verankert worden war; und wer weiß, was aus der trostlosen Witwe geworden wäre, hätte der Bankier Baruch, auf Grund des früheren Geschäftsverkehrs mit dem Dahingeschiedenen, sie nicht ausgiebig mit Rat und That unterstützt.

Da sie das nicht mehr seetüchtige unversicherte Fahrzeug nicht für ein Lumpengeld auf Abbruch verkaufen wollte, außerdem beschwor, zum Andenken an den seligen

Wachtel ihre Tage ebenfalls auf dem alten Kasten beschließen zu wollen, so erhielt sie von demselben wohlwollenden Freunde ein nutzloses Stückchen Uferland auf Lebenszeit angewiesen, nach welchem der entlastete Logger bei Eintritt der höchsten Flut mit verhältnismäßig geringem Aufwande an Mühe und Kosten hinaufgewunden wurde. Der Ausbau nahm längere Zeit in Anspruch. Es mußten Thüren und Fenster ausgeschnitten, neue Wände gezogen, Fußböden gelegt und ein brauchbarer Kochofen aufgestellt werden. Zum Schluß wurde alles hell tapeziert, gestrichen und ihren bescheidenen Wünschen gemäß eingerichtet, worauf Frau Kapitän Wachtel stolz erklärte, keinen Fürsten um sein goldenes Schloß zu beneiden.

Seit früher Jugend an schwere Arbeit gewöhnt, suchte sie auch jetzt, obwohl die Not sie nicht zwang, ihre Zeit nutzbringend zu verwerten. Zunächst verschaffte sie sich einen prahmartig gebauten Kahn, ein sogenanntes Bumboot, wie die erforderlichen Vorräte. Dann konnte man sie fast täglich beobachten, wie sie gemeinschaftlich mit ihrem aus dem Schiffbruch geretteten schwerhörigen alten Koch, das heißt schwerhörig für das, was er nicht hören wollte, nach den auf der Rhede ankernden, zum Auslaufen bereiten Schiffen hinüberruderte, seitlängs von ihnen anlegte und mit den Theerjacken, die noch dieses und jenes bedurften, einen lebhaften Handel betrieb. Da sie sehr bald den Ruf einer gewissenhaften Geschäftsfrau gewann, die niemand überteuerte, sogar manchem armen Teufel Kredit bis zur Heimkehr oder auf den Meeresboden hinab zubilligte, so konnte nicht ausbleiben, daß ihr Gewerbe einen immer höheren Aufschwung nahm. Und wer nur einmal die alte Bumbootwachtel sah, diese sich aufrecht tragende kräftige Frau mit dem guten wettergegerbten Gesicht, den ehrlichen blauen Augen und dem energischen Zug um die

Lippen, die mit derselben Beweglichkeit weise Lehren wie kernige Schifferausdrücke hervorsprudelten, der mußte Vertrauen zu ihr fassen. Doch auch andere, als mutwillige Theerjacken, ehrten an ihr, daß sie sich schlecht und recht durchs Leben schlug, nicht allein ihr Erworbenes sorgfältig zusammenhielt, sondern auch durch unermüdlichen Fleiß vermehrte.

Sie und ihr alter Jodokus Quast sollten indessen nicht lange die einsamen Bewohner des Loggers bleiben. Ihr Bruder, der wohlberufene Leiter einer höheren Schule, war seiner voraufgegangenen Gattin sehr bald in eine bessere Welt nachgefolgt, worauf die Sorge für dessen vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen im Alter von fünf bis fünfzehn Jahren, ihr zuerkannt wurde. Anfänglich nicht sehr erbaut von dem ihr ins Haus geschneiten Kindersegen, gewöhnte sie sich doch binnen kurzer Frist an die neue Last, und dann betrug es nur einen kurzen Schritt bis zu der Behauptung — sie selbst hatte die Freude eigener Nachkommenschaft nie kennen gelernt —, daß sie jetzt wenigstens wisse, für wen sie arbeite und spare.

Das alte Gewerbe betrieb sie dagegen nur noch so lange, bis ihre älteste Schutzbefohlene sich zu einer lieblichen Jungfrau entwickelte und, wie sie mehrfach entdeckte, die Blicke der bei ihr aus und ein gehenden Schlingel vom blauen Wasser deren Augen eifriger suchten, als sie für gerechtfertigt hielt. Das beeinträchtigte allerdings nicht, daß sie auch fernerhin vor allen Leuten als Bumbootwachtel galt, was sie nebenbei gern ertrug von wegen der Erinnerungen, wie sie jedem, der es wissen wollte, freimütig bekannte.

Jetzt stand sie in ihrem sechzigsten Jahr. Ihre älteste Nichte, bis dahin ihre Stütze, war die erste, die dem glücklichen Familienkreise entrissen wurde. Sie hatte einen amerikanischen Ingenieur kennen gelernt, der zu seiner

weiteren Ausbildung Deutschland besuchte, und ihn als Frau Rosa Tracy nach seiner überseeischen Heimat begleitet. Der aber war vor mehreren Jahren gestorben. Doch auch seine junge Witwe und ihr einziges Töchterchen, über die seit Uebermittelung der Todesnachricht nie wieder ein Wort verlautete, zählte sie blutenden Herzens zu den Seligen.

Ihre beiden Neffen, Raimund und Joachim Damerow, ohnehin schon mit einer gewissen Vorbildung ausgerüstet, hatte sie eine höhere Schule besuchen lassen, bevor sie ihnen mit der vormundschaftlichen Genehmigung des Herrn Ezechiel Aufdermauer die begeistert erbetene Erlaubnis erteilte, sich in der Welt etwas umzusehen. Raimund wählte den Beruf eines Seemannes und ging an Bord eines Ostindienfahrers, wogegen Joachim, eine leichtfertige reichbegabte Künstlernatur und von jeher abenteuerlustig, sein Glück auf dem nordamerikanischen Kontinent zu versuchen beschloß. Bei ihr befand sich also nur noch Monika, ein holdes siebzehnjähriges Kind, das sie mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit nach besten Kräften verzog. —

Eine Woche war seit dem Eintreffen der beiden Amerikaner verstrichen. Sonntägliche Stille umlagerte den Logger wie den dazu gehörigen kleinen Garten, in dem Küchengewächse und Blumen einträchtig bei einander wucherten und nach den heißen Stunden des klaren Augusttages unter dem Einfluß der hereinwehenden Seebrise aufatmeten. Wie stets im Frühling, war auch in diesem Jahr die „Charlotte Damerow“ rechtzeitig sommerklar gemacht worden, wie die Bumbootwachtel es bezeichnete. Schiffswände wie Brüstung hatten einen neuen Anstrich erhalten. Das gescheuerte Deck und Metallbeschläge blitzten wie poliert. Es stand das eiserne Stangengerüst, welches das leicht zu entrollende Zeltdach trug, lauter Werke, die Jodokus Quast mit der Geduld und der Gewissenhaftigkeit eines alt-

befahrenen Matrosen vollendete. Zur Zeit saß er eine kurze Strecke abwärts auf dem Uferrande, die qualmende Thonpfeife zwischen den Zähnen und mit einem Ausdruck stumpfen Behagens die ausgeworfene Angelschnur überwachend. Man hätte ihn mit einem abgedankten Schiffsgallion vergleichen können, so regungslos verhielt er sich.

Frau Kapitän Wachtel hatte es sich zu derselben Zeit vor der Kajütenthür bequem gemacht, wo üppig blühende Gaisblattranken gemeinschaftlich mit denen eines breitblätterigen Pfeifenstrauches eine Art Laube bildeten. Auf ihrem ledergepolsterten Armstuhl saß sie vor einem runden Gartentisch, der Aussicht auf den Strom mit den ankernden Schiffen und den lebhaft einhergleiteten Luftböten bis in die Stadt hinein sich erfreuend. Zugleich überwachte sie mit zärtlicher Teilnahme Monika, die eben das Abräumen des Kaffeetisches beendigte.

Das junge Mädchen war eine jener bevorzugten Erscheinungen, auf die man nicht hinsehen kann, ohne von herzlicher Teilnahme ergriffen zu werden. Mit dem Kopfe einer Psyche einten sich die Gestalt einer jungen Venus und die Anmut der Grazien, und alles umflossen von einem Hauch sittiger Jungfräulichkeit, kindlich heiterer Lebensluft und inniger Zufriedenheit mit dem ihr zugefallenen Lose. Kein Wunder, wenn die Bumbootwachtel auf sie hin blickte, wie auf ein freundliches Naturrätsel. Sie mochte sich fragen, woher in aller Welt ihr die regelmäßig schöne Form der weich abgerundeten Züge kam, woher die zarte und doch gesunde Gesichtsfarbe; woher das starke blonde Haar, das in einer nachlässig aufgeschürzten Flechte über ihren Nacken niederfiel, und woher endlich die großen dunkelblauen Augen, in denen ein eigentümlicher, an Mutwillen grenzender Frohsinn wohnte, der gewissermaßen der Wiederschein des um die blühenden Lippen schwebenden Lächelns. In ihre Betrachtungen griff

Monika mit den Worten ein: „Eben schlug es fünf Uhr. Noch eine Viertelstunde und Thekla holt mich in dem Ponywagen ab!“

„Wie lange bleibst du fort?“ fragte die Bumbootwachtel, und ihr Gesicht schien vor lauter Wohlwollen noch an Umfang zu gewinnen.

„Es hängt von der Laune ihrer Tante ab. Du weißt, die ist unberechenbar.“

„Wer steuert den Pony?“ Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten der Bumbootwachtel, wann immer sie sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, in der Ausdrucksweise an ihren früheren Stand zu erinnern.

„Thekla selber. Friedrich wäre uns nur im Wege.“

„So? Ihr mögt schöne Dinge bereden, wenn der euch hindert.“

„Meist fürchterliche Angelegenheiten,“ bestätigte Monika, und ihr Lächeln trat schärfer hervor. „Vorzugsweise betreffen die Gespräche unsere beiderseitigen mütterlichen Freundinnen; das ist nichts für fremde Ohren.“

Erhöhtes Behagen prägte sich in der Bumbootwachtel Zügen aus, indem sie bemerkte: „Laßt den Pony nur nicht durchgehen. Solch Vieh, das man vorn, anstatt hinten steuert, wie eine reguläre Kraft, hat oft seinen eigenen Willen. Bevor ihr euch dessen verseht, kentert der Wagen, und die Hälse sind gebrochen.“

Monika lachte klingend.

„Der ist zufrieden, wenn wir selber nicht durchgehen!“ rief sie aus. „Eher könnte man unserem Logger dergleichen zutrauen —“ sie sandte einen Blick nach der Landstraße hinüber, wo eben ein Fußgänger in den nach dem Logger führenden Pfad einbog. Ein Schatten des Mißmutes flog über ihr jugendfrisches Antlitz. „Herr Stadtverordneter Aufdermauer ist im Begriff, dich zu beehren,“ fuhr sie fort, „ich werde Thekla lieber entgegengehen.“

„Was ihn kränken würde,“ versetzte die Bumbootwachtel begütigend, „bleibe daher und begrüße deinen Vormund ehrerbietig.“

„Um von ihm genörgelt und mißhandelt zu werden? Nein, ich ziehe vor, ihm auszuweichen,“ erklärte Monika, und mit dem letzten Wort trat sie in die Kajüte.

Durch Darreichen zweier nankingfarbig behandschuhter Finger hatte Aufdermauer seine alte Freundin begrüßt. Jetzt saß er vor ihr, das Bambusrohr zwischen den Knieen mit beiden Händen senkrecht haltend, ein Bild mathematischer rechteckiger Würde. Einige Sekunden betrachtete er die erwartungsvoll zu ihm Aufschauende nachdenklich, dann fragte er streng: „Wo ist Monika?“

„Drinnen. Sie rüstet sich zu einem Ausfluge.“

„So? Solch junges Ding sollte nicht ohne Begleitung über die Straße gehen,“ hob Aufdermauer an, als Monika in zierlichem Strohhut und leichtem Sommerumhang vor ihn hin trat, den ihr gereichten Finger flüchtig berührte, sich übermäßig tief verneigte und spöttisch einfiel: „Erstens gehe ich nicht, Herr Stadtverordneter, und zweitens fahre ich in Begleitung einer jungen Dame.“

„Ich errate: mit Fräulein Windig.“

„Fräulein Thekla Winhold, wenn Sie erlauben.“

„Immerhin eine windige Gesellschaft — halte dich gerade, Kind,“ und weiter, als Monika die Schultern trotzig nach vorn sinken ließ: „Achte mehr auf deine Füße. Du besitzest die Neigung, sie einwärts zu stellen, die größte Unzierde für ein Mädchen, das nächstens den Kinderschuhen entwächst.“

Monika errötete im Unwillen, antwortete aber nicht, sondern verneigte sich wiederum tief, wobei sie, wie zum Tanz antretend, mit den Fingerspitzen ihr Kleid anmutig aufraffte, und nach einem zärtlichen Gruß an die Bumbootwachtel schritt sie davon.

Halb gereizt, halb ergötzt sah Aufdermauer ihr nach. Die schmalen Lippen verschwanden fast in einem zweideutigen Lächeln, und indem er das Haupt sinnend wiegte, schien die spitze Nase sich in einen unsichtbaren Gegenstand einbohren zu wollen. Es war ihm nicht entgangen, daß seine alte Freundin sich in der Seele ihres Lieblings verletzt fühlte und daher vermied, in das Gespräch einzugreifen. Er erklärte daher, daß es klang, als sei es nicht ernstlich gemeint gewesen: „Füßchen und Knöchel wie gedrechselt, und ein Gang, wie 'ne Lustyacht, die bei fixer Brise über die Dünungen hinweg tanzt."

Das Gewitter zog abwärts, und nur noch scheinbar grollend, antwortete die Frau Kapitän: „Meinen Sie? Weshalb ärgern Sie mir da noch das Kind?"

„Um es als gewissenhafter Vormund davor zu bewahren, daß es sich zu früh selbständig fühlt. Auch halte ich den feinen Plunder, mit dem Sie es auftakeln, durchaus nicht für entsprechend seiner gewiß recht bescheidenen Lage. Dadurch fördert man nur die Todsünde der Eitelkeit."

„Ich takle meine Monika auf, wie es mir gefällt und meine Mittel es mir erlauben, trotz aller Vormünder und Stadtverordneten der ganzen Welt," erwiderte die Bumbootwachtel wieder gereizt, „möchten Sie sich lieber mit der eigenen Auftakelung beschäftigen. Und sicher ist es unerhört, wenn ein Schiffskapitän, nachdem er sein Schäfchen ins Trockene brachte, sich kleidet, als schäme er sich des so lange betriebenen Metiers."

„Prinzipien, meine gute Frau Wachtel. Solange ich fuhr, war ich äußerlich und innerlich Seemann. Jetzt dagegen bin ich unbesoldeter Stadtverordneter durch und durch."

„Alle Achtung vor Ihren Prinzipien, allein von Kindererziehung versteht ein lediger Stadtverordneter gerade so

viel — o, noch weniger als mein alter Quast, der das Seinige redlich dazu beitrug, daß aus den Kindern etwas Ordentliches wurde."

„Und ich behaupte, daß ohne das Bewußtsein, von einem strengen Vormund überwacht zu werden, aus der Monika nimmermehr etwas Gescheites heranreifte."

„Um mir meine Sonntagslaune zu verderben, hätten Sie nicht herauszukommen brauchen."

Aufdermauer reichte der erzürnten Freundin als Beweis seiner Versöhnlichkeit dieses Mal drei Finger und fragte wie beiläufig: „Nichts Neues von dem Raimund?"

„Munter und herzig. Den letzten Brief schrieb er in Valparaiso. Nach meiner Berechnung kreuzt er zur Zeit unten bei Feuerland herum. Binnen zwei Monaten hofft er in der Havana zu sein, wo er Nachrichten vorzufinden erwartet."

„Und der Taugenichts, der Joachim?"

„So wenig Taugenichts, wie wir beide. Aber ein ganzer Mann ist er. Der schießt sich da oben am Missouri mit Bären, Wölfen, Tigern und Wilden herum und zeichnet alles auf, als ob es lebte."

„Von der Rosa und ihrem Mann hörten Sie wirklich nichts mehr?"

„Kein Sterbenswörtchen," antwortete die Bumbootwachtel trübselig. „Schon damals, als sie Abschied nahm, schwante mir, daß ich sie nie wieder sehen würde —" sie brach ab und sah durchdringend in Aufdermauers Augen. Ein eigentümlicher Ausdruck, als ob irgend ein Hintergedanke darauf warte, aus ihm herausgeholt zu werden, prägte sich in ihnen aus. Plötzlich fuhr sie im Schrecken auf und überhastet folgten die Worte: „Aber Sie — Sie hörten von dem armen Geschöpf, oder Sie hätten die Rede nicht darauf gebracht."

„Nur mittelbar," gab Aufdermauer zu, „und leider

nichts anderes, als was den Tod der beiden jungen Leute außer Zweifel stellt —"

„Und das Kind? Um Gottes willen, Herr Aufdermauer, machen Sie klar Deck — lebt es? Ist die Möglichkeit vorhanden, daß es in meinen Besitz kommt?"

„Eines nach dem anderen, wie die Knoten in der Loggleine, meine verehrte Frau Kapitän. Ueber das Kind weiß ich nichts, konnte ich auch nichts erfahren. Aber da besuchte mich der Polizeiinspektor Halliger und vertraute mir im Auftrage des Herrn Direktors an, daß ein Bruder des Mannes Ihrer verstorbenen Nichte sich als ein Herr Franklin Tracy eingeführt und die eingehendsten Erkundigungen nach Ihnen angestellt habe. Zugleich äußerte er den Wunsch, mit Ihnen in näheren Verkehr zu treten; da wurde ich beauftragt, Sie auf die Bekanntschaft mit ihm vorzubereiten."

„Ein Bruder unseres Sidney?" fragte die Bumbootwachtel ungläubig, „der besaß überhaupt nur einen einzigen Bruder, und der verscholl vor ihm."

„Was nicht ausschließt, daß er wieder aufgetaucht sein kann."

„Was will er von mir?"

„Er gab vor, nur ernste Teilnahme für die Angehörigen der Verstorbenen habe ihn über den Ozean getrieben. Auch von Familienpapieren sprach er, die irrtümlich in Ihre Hände gerieten und in die er Einsicht zu nehmen wünsche."

„So? Das heißt, wenn ich einfältig genug wäre, sie 'nem Fremden unter die Nase zu halten."

„Er scheint zuversichtlich darauf zu rechnen, sie nicht nur prüfen zu dürfen, sondern auch auf kurze Zeit anvertraut zu erhalten."

„Hm, Sidney schrieb mir in seinem letzten Briefe anders darüber," versetzte die Bumbootwachtel argwöhnisch.

Sie sann nach, atmete tief auf und fügte aus voller Brust hinzu: „Jetzt geht mir ein Seifensieder auf!“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Aufdermauer befremdet.

„Daß die Geschichte dennoch ernster ist, als ich bisher glaubte. Ihr Tracy möchte sich sonst schwerlich viel um mich und die Meinigen kümmern. Und einen Blick in meine Papiere werfen? Dergleichen kann nur jemand mir zumuten, der unter falscher Flagge segelt.“

Obwohl erstaunt über die letzte zutreffende Bemerkung, vermied Aufdermauer vorsichtig, an dieselbe anzuknüpfen. Dann überwog wieder Neugierde alle anderen Regungen, und so bemerkte er mit erkünsteltem Gleichmut: „Vielleicht erlauben Sie mir einen Blick in die Schriften. Als Monikas Vormund dürfte ich sogar berechtigt sein, es zu fordern.“

„Wie ich berechtigt bin, Ihre Forderung rundweg abzuschlagen. Aber immerhin: Was ich dem Herrn Vormund und Stadtverordneten verweigere, gilt nicht für einen Jugendfreund und Berufsgenossen,“ erklärte die Bumbootwachtel, und gefolgt von Aufdermauer begab sie sich in die Kajüte, die ihr zugleich als Schlafgemach diente. Dort entnahm sie einem oberhalb ihres Bettes mit der Plankenwand vereinigten eisernen Schränkchen einen Blechkasten, und ihn vor sich auf den Tisch stellend, öffnete sie ihn mit einer gewissen Feierlichkeit.

Zunächst zog sie einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand hervor, und die Hülle entfernend, überreichte sie Aufdermauer ein Felsstück von der doppelten Größe einer Mannesfaust. Dann überwachte sie ihn mit Blicken, in denen Triumph, Spannung und verheimlichte Furcht sich einten.

Mit der gewohnten steifen Förmlichkeit hatte Aufdermauer den Stein entgegengenommen. Ihn zwischen den

Händen drehend, prüfte er ihn aufmerksam. Zugleich vergrößerten seine Augen sich in unsäglichem Erstaunen. Immer wieder betrachtete er ihn von allen Seiten, sich überzeugend, daß eine anderthalb Zoll starke, silbern glänzende Erzader durch ihn hindurch reichte.

Endlich verließ ein zischender Ton die nach beiden Seiten verlängerten Lippen. Alle Winkel seines Körpers zuckten wie in Zweifel, ob sie sich erweitern oder verengern sollten.

„Wunderbar, wunderbar," sprach er vor sich hin, und die letzte Spur äußerer Würde ging in der heftigen Erregung verloren. Was er anfänglich nur unbestimmt ahnte, das vervollständigte die Vergegenwärtigung der Umstände, durch die er auf ein unerhörtes Ereignis vorbereitet worden war. „Wunderbar! Erstaunlich! Täusche ich mich nicht über die Form der Ader und die Beschaffenheit des Erzes, so muß da, wo diese Probe losgeschlagen wurde, viel — sehr viel mehr verborgen liegen. Ich kenne dergleichen."

„Silber, reines gediegenes Silber und ganze Schiffsladungen obenein," ergänzte die Bumbootwachtel nunmehr zuversichtlich, „hätt's selber nicht geglaubt; doch der arme Junge, der Sidney, schrieb's, da muß es stimmen, wie eine richtige Breitenberechnung. Kam's ihm aber selber nicht zu statten, braucht auch kein anderer 'ne Hand mit drinnen zu haben; es sei denn, die Geschwister seiner Frau und vor allen sein Töchterchen, wenn's noch lebt — was unser Herrgott gebe — geraten in die Lage, ihre Anrechte zu vertreten."

„Sofern nicht längst ein Unberufener Besitz von dem Fundort ergriff und ihn zur Zeit mit allen Kräften ausbeutet," meinte Aufdermauer nachdenklich.

„Unmöglich! Der Sidney war nicht nur ein rechtschaffener Mann, sondern auch ein pfiffiger Bursche, der's

verstand, sein Geheimnis so sicher zu bewahren, wie der Schiffsjunge den gestohlenen Schinken."

„Dann ging es mit seinem Tode verloren."

„Auch dafür sorgte er, daß dergleichen nicht geschehen konnte," versetzte die Bumbootwachtel, während sie ein in Briefform zusammengelegtes Schriftstück aus dem Kasten nahm und Aufdermauer einhändigte, „so lauten wenigstens seine Mitteilungen, und er war nicht der Mann, einen Sachverhalt leichtfertig zu entstellen."

Aufdermauer, noch immer unter dem vollen Eindruck, den der Anblick der Erzstufe auf ihn ausübte, öffnete das Schreiben mechanisch. Es war in englischer Sprache verfaßt.

„Ich studierte den Bericht zwar mehrfach durch," nahm die Bumbootwachtel unterdessen wieder das Wort, „da aber das Englisch, das ich während meines Seefahrens auflas, nicht das eines Professors, meine Monika dagegen mit ihrer Gelehrsamkeit die Nase nicht in alle Dinge zu stecken braucht, so haben Sie wohl die Güte, mir den Inhalt noch einmal ordentlich zu verdeutschen."

„Herzlich gern," antwortete Aufdermauer gedehnt, obwohl Spannung ihn beinahe am logischen Denken hinderte, „doch zuvor eine Frage: Wollen Sie mir diesen Stein auf einige Tage überlassen? Ich möchte durch einen Fachmann feststellen lassen, ob hinter der Fundstelle nur einige tausend Thaler oder Millionen auf die Erlösung aus ihrem engen Gefängnis warten."

Zweifelnd starrte die Bumbootwachtel in das erregte Gesicht ihres Freundes. Sie schien ihn nicht verstanden zu haben.

„Sie mißtrauen mir?" fragte dieser mit seinem boshaftesten Lächeln, und der letzte stumpfe Winkel in seinen Zügen spitzte sich bedenklich zu.

„Das Wort Millionen klang mir unheimlich in den

Ohren," erwiderte die Bumbootwachtel ehrlich, „liegt mir doch selber daran, zu hören, daß keine Täuschung waltet."

Aufdermauer senkte die Blicke auf den Brief und übersetzte während des Vorlesens:

Teuerste Frau Wachtel! Von jeher ahnte ich, daß außer meiner Rosa mir noch ein zweites großes Glück vorbehalten sei, gleichviel wie bald mir ermöglicht wird, es auszunutzen. Nachdem ich Frau und Kind aufs beste im Staate Illinois untergebracht hatte, begab ich mich nach Neu-Mexiko, wo ich mit meinem Bruder zusammentraf. In den Minendistrikten beim Pike's Peak überzeugten wir uns, daß die Gerüchte über den Goldreichtum stark übertrieben gewesen, die daselbst beschäftigten Leute dagegen durchgehends eine Sorte von Abenteurern, wie man solchen gern aus dem Wege geht. Wir entschlossen uns daher, auf eigene Hand nach einem ergiebigen Felde zu forschen. Wochen und Monate wanderten wir mit Picke und Hacke in der Wildnis umher, als wir eines Tages in eine schwer zugängliche zerrissene Schlucht mit steilen, tief gekerbten Wänden gerieten. Mühsam arbeiteten wir uns in einer der mit Gestrüpp bewachsenen Rinnen auf dem nächsten Abhange bis zur halben Höhe empor, wo wir rasteten. Unser Stückchen gedörrtes Fleisch hatten wir verzehrt, und vollständig entmutigt schob ich die Spitze meiner Hacke absichtslos neben mir in eine Gesteinsfuge. Ebenso absichtslos benutzte ich sie als Hebel. Dann bedurfte es nur geringer Anstrengung, ein kopfgroßes Felsstück loszubrechen. Indem es aber ins Rollen geriet, bemerkten wir, daß es in der Sonne funkelte und blitzte. Gleich darauf hielten wir es zwischen uns und gewahrten zu unserem Erstaunen, daß auf der Bruchseite eine starke Silberader zu Tage trat. Unsere erste Regung war, die jede Vorstellung übersteigende Entdeckung zu verheimlichen. Während Franklin es übernahm, mich gegen Ueberraschung zu schützen, ging ich ans

Werk, beifolgende Erzprobe aus der Oeffnung herauszumeißeln. Eine zweite, von der Größe eines Hühnereis löste sich von selbst; dann erst fügte ich das Felsstück wieder ein, und zwar so sorgfältig, daß Tausende da vorübergehen könnten, ohne die leicht erreichbare Nähe eines Schatzes nur zu ahnen. Am liebsten hätten wir uns gleich östlich gewendet, um Vorkehrungen zur Ausbeutung zu treffen; denn hier sollte es uns schwer geworden sei, Arbeitskräfte zu finden, die gewissenhaft mit uns Hand in Hand gingen. Höchstens hätten wir uns Verräter auf den Hals gezogen. Wir ließen daher in unseren Bewegungen die größte Vorsicht walten und waren vor allen Dingen darauf bedacht, Maßregeln zu treffen, wenn nach längerer Abwesenheit zurückkehrend, in dem Schluchtengewirre die Stelle wieder aufzufinden.

Wir erstiegen also die Uferwand bis zur nächsten Abflachung, spähten aber vergeblich nach Merkmalen, die uns später als Wegweiser hätten dienen können. Zum Glück bestand die Deckschicht des Plateaus aus massivem Gestein, dessen Rand schroff abfiel. In diesen meißelten wir einen Strich, der genau nach der angeschlagenen Erzader hinunter wies. Zugleich bestimmte ich mittels des Kompasses so scharf wie möglich die Richtung nach dem höchsten Gipfel des fernen Pike's Peak. Eine zweite Linie schlug ich nordöstlich und eine dritte nordwestlich nach hervorragenden Punkten hinüber, und zwar so, daß sie sich mit der dritten in dem gemeißelten Strich schnitten, worauf ich mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln die beiden Winkel aufzeichnete, um sie später zu berechnen und bei Anfertigung einer Karte zur Verwendung zu bringen. Auf dem Uferrande uns östlich entfernend, hatten wir — wohl zu merken: zweihundertsechsundsiebzig Schritte zurückgelegt, als wir einen verwitterten Cedernstumpfen erreichten, dessen Wurzeln in das geborstene Gestein hinein-

ragten. Auch hier schlugen wir Winkel wie auf mehreren anderen Punkten, die Entfernungen zwischen ihnen jedesmal genau abmessend, bis wir schließlich in eine bekanntere Gegend kamen.

In das Thal zurückgekehrt, wo wir nachbarlich mit anderen Goldgräbern in einer aus Zweigen und Erde hergestellten Hütte hausten, dehnten wir die gewohnten Ausflüge bedachtsam in entgegengesetzten Richtungen aus. Nur selten schlichen wir auf Umwegen bis in die Nachbarschaft unserer Schatzkammer.

Die notwendigsten Zeichenmaterialien hatte ich mir unterdessen von Santa Fé her beschafft, und ohne Zeitverlust nahm ich meine Karte in Angriff. Es war eine mühsame Arbeit, doppelt mühsam, weil ich mich nur an sie heranstehlen durfte. Hätte mir doch auf jeder anderen Stelle die Gelegenheit zu Berichtigungen und kleinen landschaftlichen Aufnahmen gefehlt. Sie war nahezu fertig, und wir gedachten, binnen zwei Wochen uns auf den Heimweg zu begeben, als ich die Beweise dafür erhielt, daß ich von einigen wüsten Gesellen bei meinem Thun belauscht worden. Hätten noch Zweifel gewaltet, so wären sie geschwunden, als wir, von einem größeren Ausfluge heimkehrend, entdeckten, daß unsere Hütte während unserer Abwesenheit betreten worden. Die schleunigst angestellten Nachforschungen ergaben, daß die kleinere Erzprobe fehlte, wogegen die größere, auf der Feuerstelle vergrabene den Eindringlingen unzugänglich geblieben. Das entwendete Fragment aber zeugte gegen uns und förderte unfehlbar die heimtückischen Pläne unserer Feinde. Zum Ueberfluß hörte ich eines Nachts, vom Zufall begünstigt, einen der verruchten Spione zum anderen sagen: „Die Karte muß zuvor fertig sein; fehlt auch nur eine Ziffer oder eine Linie, so ist sie nicht mehr wert, als ein gelesener Zeitungsfetzen.“

An Aufbruch war jetzt nicht mehr zu denken; denn weit wären wir sicher nicht gekommen. Schnell entschlossen legte ich daher die beinahe vollständige Zeichnung zur Seite und arbeitete mit leichterer Mühe eine ebenso genaue aus, gebrauchte aber die Vorsicht, jeder die Entfernungen bestimmenden Zahl eine beliebige Ziffer vorn anzufügen. Dadurch für jeden Uneingeweihten nutzlos, ist nur nötig, jene Ziffern zu streichen, um einen zuverlässigen Wegweiser herzustellen. Solange sie sich noch unter meinen Händen befindet, bin ich sicher und finde ich zugleich Zeit, mich der Hauptkarte heimlich zu entledigen. Das Duplikat ist für Rosa bestimmt. Ich schrieb ihr darüber. Hoffentlich verbrannte sie den Brief für den Fall, daß in ihrer Umgebung Menschen weilen, die ihre Schüchternheit auszunutzen verstehen. — — —

Acht Tage später. Morgen geht die Erzprobe zusammen mit diesem Bericht auf nächstem Wege an Sie ab. Die Beförderung der schleunigst vollendeten Hauptkarte übertrug ich dagegen meinem Bruder. Ihm, der weniger verdächtig, wurde es nicht schwer, von hier zu verschwinden, und getrennt voneinander mußten die Sachen der drohenden Gefahren wegen befördert werden. Ich selbst setze meine Täuschung fort und beschäftige mich zur Zeit noch mit dem unfertigen Duplikat. Habe ich mich dessen erst entledigt, so bleibt mir als letzte, aber auch schwerste Aufgabe, zu flüchten. Sollte ein Unglück mich treffen, so sind Sie, meine liebe Frau Wachtel, die einzige, meinem letzten Willen Geltung zu verschaffen und dafür zu sorgen, daß der mir zugefallene unermeßliche Reichtum nicht ungehoben bleibt, nicht gar in fremden Besitz gerät. Wenn mein Bruder Ihnen die Karte einhändigt, werden Sie einen durch und durch ehrenwerten Charakter in ihm kennen lernen. Er wäre der richtige Mann für die kleine Monika, die zur Zeit hübsch herangereift sein muß. Er würde sie

beglücken, doch auch sie würde ihn zum glücklichsten Sterblichen machen. Diesen Gedanken regte er selber an, nachdem ich ihm, wie meine ihm bisher fremd gebliebene Frau, auch Monika mit herzlicher Liebe beschrieb. Er ist ihr schon von ganzer Seele zugethan und sehnt sich nach dem ersten Anblick seiner Zukünftigen, wie er sie nennt.

Noch einmal die Möglichkeit meines verfrühten Endes ins Auge fassend — Rosa gegenüber darf ich nicht daran rühren — bestimme ich, daß Raimund und Joachim im unglücklichsten Falle an meine Stelle treten und als gleichberechtigt mit Rosa, unserem Töchterchen und Monika, und beraten durch Franklin das Eröffnen des Silberbergwerks betreiben. Hoffentlich bleibt mir nicht versagt, gemeinschaftlich mit ihnen an die Spitze des Unternehmens zu treten. Ich schließe mit den innigsten Grüßen an Sie, Monika und die beiden Brüder. Auf ein fröhliches Wiedersehen! Ihr getreuer Sidney Tracy.

„Das wäre also die Lösung des Rätsels,“ bemerkte Aufdermauer, nachdem er geendigt hatte, und die Spitze seiner vor Erregung geröteten Nase wies bedrohlich auf der Bumbootwachtel Herzgegend. „Kein Wunder, wenn hinterlistige Verräter alles daran setzen, in den Besitz des Schlüssels zu der Schatzkammer zu gelangen. Es spricht das noch entschiedener für die Wichtigkeit der Entdeckung, als dieser Bericht.“

„Ein treuer Mann setzte ihn auf,“ erwiderte die Bumbootwachtel eifrig, „und sein Bruder verdiente sicher das Lob, das Sidney ihm erteilte. Er hätte ihn sonst schwerlich als Gatten für meine Monika empfohlen. Ihrem zugereisten Franklin Tracy traue ich dagegen gerade so viel Ehrlichkeit zu, wie dem Hai, der im Kielwasser eines Thranfahrers kreuzt. Und gar zu bedenken, daß das Kind, die Monika, damals kaum fünfzehn Jahre alt, als ich

ihr in meiner Freude die Stelle zum Vorlesen und Verdeutschen gab, wirklich auf die Angel anbiß."

„Da haben Sie eine große Dummheit begangen," tadelte Aufdermauer grämlich, „glücklicherweise ist solch junges Ding nicht geschaffen, derartige Gedanken lange mit sich herumzutragen."

„Und dennoch," versetzte die Bumbootwachtel mißvergnügt, „denn bis zum heutigen Tage hat sie die Geschichte nicht vergessen. Es ist zum Erstaunen, wie in solchem Mädchenkopf alles kieloberst geht, sobald es sich um Liebe und Freierei handelt. Sie glaubt nicht an den Tod des ihr im Scherz zugedachten Mannes, behauptet sogar, er würde eines Tages in dem Logger erscheinen, um ihre Hand zu begehren."

„So wird die Zeit sie kurieren, meine liebe Frau Wachtel; denn nach Kenntnisnahme des Briefes bezweifle ich keinen Augenblick, daß beide Tracys nicht mehr unter den Lebenden weilen —"

„Aber Ihr Franklin, wenn der in der That Sidneys Bruder wäre?"

„So hätte er Ihnen gleich nach seiner Ankunft die ihm anvertraute Karte vorgelegt. Daran weitere Vermutungen zu knüpfen, ist indessen überflüssig. Befände sich aber die Karte in seinen Händen, so hülfe sie ihm ohne den Bericht zu gar nichts."

„Und dieser Brief ohne eine der beiden Karten hätte ebenfalls keinen Wert?"

„Nicht den geringsten," bestätigte Aufdermauer, seinen Ausspruch durch Aufstoßen des Bambusrohrs bekräftigend.

Enttäuscht sah die Bumbootwachtel vor sich nieder. Nachdem ihr Millionen für ihre Schutzbefohlenen vorgespiegelt worden waren, trennte sie sich nur schwer von den Bildern, die ebenso schnell Wurzel in ihrer regsamen Phantasie geschlagen hatten. Endlich richtete sie sich wieder

auf und fragte kleinlaut: „Wozu raten Sie mir, wenn Ihr Franklin hier vorsprechen sollte?“

„Zu Mißtrauen und Vorsicht. Holen Sie aus ihm heraus, was nur immer möglich, jedoch ohne Argwohn zu verraten, und reden Sie sich nicht fest.“ So sprechend, reichte Aufdermauer ihr die üblichen zwei Finger zum Abschied, dadurch weiteren Fragen zuvorkommend.

Unbefriedigt spähte die Bumbootwachtel ihm nach. Es beschlich sie die Empfindung, als hätte er ihr mehr anvertrauen können, was zu verschweigen indessen besondere Gründe ihn bewogen. War sie aber schon damals mit ihm befreundet gewesen, als er noch mit dem seligen Wachtel die Meere furchte, so erfuhr sie trotz aller Evaskünste doch nie mehr über seine Lage und Verhältnisse, als in der ganzen Stadt bekannt war und durchblicken zu lassen er für gut fand. Und sicher wußte man nur, daß er frühzeitig zur See ging, als Kapitän eine Reihe von Jahren mit viel Glück fuhr und dann spurlos von der Bildfläche verschwand.

Volle elf Jahre blieb er verschollen und vergessen, als er plötzlich wieder in der Vaterstadt auftauchte und die Absicht kundgab, daselbst sein Leben zu beschließen. Da er augenscheinlich über bedeutende Mittel gebot, gelegentlich aus der Havana wie von New Orleans namhafte Summen an seine Adresse einliefen, was nicht verheimlicht werden konnte, so bildeten sich die abenteuerlichsten Legenden um seine seltsame Erscheinung. Die einen argwöhnten, daß er als Schmuggler und Korsar sein Glück gemacht habe; andere zogen die Entdeckung eines in erreichbarer Tiefe lagernden Schiffes der gescheiterten spanischen Silberflotte in Betracht, wogegen wieder andere darauf schworen, er sei mit einer begüterten Cubanerin verheiratet gewesen und nach deren Tode in den Besitz ihrer reichen Hinterlassenschaft getreten. Der-

artigen Verdächtigungen stand indessen gegenüber, daß man ihn sehr bald als einen zwar excentrischen, jedoch menschenfreundlichen Mitbürger achten lernte, der sich offenbar zur Aufgabe gemacht hatte, die Welt zu verbessern. Versäumte er doch nie eine Gelegenheit, seine Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen, wenn es der Wohlfahrt, gleichviel ob der ganzen Stadt oder eines halbverhungerten Waisenjungen, galt. Naturgemäß erschien daher, wenn jeder Verein in ihm ein begehrenswertes Mitglied erblickte; jede armselige Witwe nach seiner Vormundschaft für ihre Kinder strebte, um erfahrungsmäßig zu erleben, daß er im Amtseifer Verbindlichkeiten übernahm, die seinen Mündeln allerdings zu statten kamen, ihn selbst dagegen ein Heidengeld kosteten.

---

8. Kapitel.
Auf dem Vorwerk.

Nachdem Monika sich spöttisch ehrerbietig von ihrem Vormund verabschiedet hatte, folgte sie der die Vorstadt durchschneidenden Straße zwischen Gärten und Landhäusern hin eine Strecke nach. Die Umgebung war ihr zu bekannt, um ihr viel Aufmerksamkeit zu schenken, zumal die vermeintlich boshaften Bemerkungen Aufdermauers noch in ihr nachwirkten. Höchstens, daß sie hier zwei sich erbittert raufende Gassenjungen auseinander trieb, dort ein Mädchen mit harten Worten nach Hause schickte, um sich eine reine Schürze vorbinden zu lassen, oder einen kläffenden Hund lockte und sich eine Strecke von ihm begleiten ließ. Doch wie Hunde und Kinder, kannten auch denkende Menschen das schöne Mädchen aus dem Logger, das unter ihren Augen herangewachsen war und heute noch, wie vor Zeiten, sie mit heiteren Scherzworten begrüßte.

Erst als sie in einen aufs freie Feld hinaus führenden Weg einbog, wich der zürnende Ausdruck gänzlich von

ihrem lieblichen Antlitz. Das gewohnte süße Lächeln spielte um die rosigen Lippen, leichter wurde ihr Schritt und teilnahmvoller ließ sie die Blicke über rötlich blühende Kleefelder hinschweifen, über Saaten, die bereits zu bleichen begonnen hatten, und endlich über Wiesen und Weideflächen, wo kleinere und größere Rinderherden grasten oder gesättigt rasteten. Und weiter spähte sie in die Ferne, wo Bauerngehöfte zwischen Obstgärten auftauchten, hie und da ein Hain die Aussicht verlegte und schließlich die langen Dächer von Scheunen und Ställen zwischen höherem Baumwuchs hervorlugten und ein weißschimmerndes Herrenhaus seine Umgebung gewissermaßen beherrschte. Dann fesselte ihre Aufmerksamkeit eine leichte Staubwolke, die ihr anscheinend langsam entgegenschlich und doch gerade so schnell sich einherbewegte, wie ein dicker kurzbeiniger Pony seine Hufe ohne große Anstrengung voreinander stellte.

„Der und durchgehen,“ wiederholte Monika in Erinnerung der Warnungen der Bumbootwachtel heiter, als der Pony beinahe in Rufweite von ihr eingetroffen war. Dann galt ihre ungeteilte Aufmerksamkeit der jungen Dame, die auf dem zierlich gebauten Korbwägelchen thronte und Zügel und Peitsche mit der Gemütsruhe eines altgedienten Droschkenkutschers führte.

Auch sie trug einen Strohhut; unter demselben hervor aber lugte ein jugendholdes Mädchenantlitz, dessen Reize einen freundlichen Gegensatz zu dem Monikas bildeten, soweit er durch dunkles Haar und braune Augen bedingt wurde. Im übrigen umfloß die anmutige Erscheinung dieselbe jungfräuliche Lebenslust, dieselbe frohe Sorglosigkeit, nur daß hier an Trotz grenzender Eigenwille, je nach der augenblicklichen Stimmung, sich mehr oder minder geltend machte. So verrieten diese Eigenschaften sich auch in dem burschikosen Gruß, den sie der Freundin zusandte.

wie in dem Knallen der Peitsche, womit sie das Wenden des Wagens begleitete, der gleich darauf neben Monika anhielt. Mit einem Schritt gelangte diese nach dem zweisitzigen Gefährt hinauf, die Peitsche bedrohte den Pony, der alsbald in einen heuchlerischen Trab verfiel, und gleichzeitig hob Thekla an: „Sie ist ganz unerwartet gekommen; das verschuldete meine Verspätung.“

„Welche sie?“ fragte Monika, eine gewisse Unzufriedenheit aus dem vertrauten Ton der Stimme heraushörend, gespannt.

„Nun, wer anders, als die Mutter des Herrn Archibald v. Brackenfeld.“

„Und ich begab mich auf den Weg, um dem greulichen Aufdermauer auszuweichen.“

„Seine Greulichkeiten sind der Zärtlichkeit der Gnädigen weit vorzuziehen,“ behauptete Thekla überzeugend; „hätte sie meine Absicht geahnt, so wäre mir das Fuhrwerk sicher versagt worden. Du kennst deren Einfluß auf meine gute Alte.“

„Aus welchen Ursachen?“

„Erstens, weil ihr Sohn in jedem Augenblick eintreffen konnte. Ferner, weil sie deinen Besuch gerade heute für überflüssig hält; und drittens, weil sie — das fühle ich heraus — einen Angriff auf meine goldene Freiheit bezweckte.“

„Die Hoffnung auf seine Verheiratung mit dir gab sie immer noch nicht auf?“

„Die Verheiratung mit unserem Gut da drüben, meinst du. Leider gewann sie meine sonst so klar blickende gute Alte für den hinterlistigen Plan.“

„Du schlägst ihn aus?“

„Unbedingt,“ entschied Thekla beinahe so hart, wie das herausfordernde Knallen der Peitsche.

„Er ist sonst keine üble Erscheinung. Seine Manieren

sind die eines vornehmen Herrn," wendete Monika ein, das reizvolle Antlitz der trotzig dreinschauenden Freundin verstohlen überwachend.

Thekla ließ den Pony ihren Unmut fühlen und bemerkte spöttisch: „Gefällt er dir so gut, so trete ich die mir zuerkannten Ansprüche an ihn mit Vergnügen an dich ab. Ihm würde der Tausch sicher keine Skrupel bereiten."

„Aber mir," warf Monika sorglos ein, „denn zunächst bin ich nur die Nichte der Bumbootwachtel und arm wie eine Kirchenmaus; ferner gefällt er mir nicht, und dann — und dann —"

„Und dann?" wiederholte Thekla, die nußbraunen Augen voll auf das liebe Gesicht an ihrer Seite richtend.

„Weil ich bereits versagt bin."

„Du?" fragte Thekla erstaunt, „wer ist der Glückliche?"

„Ein tiefes Geheimnis."

„Wie sieht er aus? Kenne ich ihn?"

„Ebensowenig wie ich selber," gab Monika mit einer Anwandlung von Befangenheit zu.

Thekla lachte hell auf.

„Die alte Geschichte mit dem Brief!" rief sie ergötzt aus; „ich glaubte, die sei längst vergessen."

„Was immer wieder im Gedächtnis auftaucht, kann nicht vergessen werden."

„Du rechnest darauf, daß er eines Tages vor dich hintritt?"

„Zuversichtlich. Niemand kann meinen Glauben erschüttern."

„Der Bruder deines verstorbenen Schwagers soll doch längst tot sein."

„Die Tante behauptet es allerdings. Der Grund dafür ist durchsichtig genug. Sie fürchtet, wie meine Schwester, auch mich zu verlieren."

„Jemand lieben, den man nie sah, und ihm treu bleiben, erscheint mir unverständlich," bemerkte Thekla nachdenklich, und überzeugungsvoll erklärte Monika: „Auch unsichtbare Fäden können unauflösliche Bande schlingen."

„Begreiflich klingt es, wenn auch fast zu romantisch. Wo bleibt die innere Befriedigung, solange du unfähig, sein Bild dir zu vergegenwärtigen?"

„Du denkst an Raimund?"

„Selbstverständlich. All mein Denken und Sinnen gehört dem guten Jungen."

„Man wird zwischen euch treten. Erwäge: er ein einfacher Schiffer und du eine vornehme reiche Dame."

„Einerlei. Ich heirate, wen ich will, nicht wen ich soll."

„Auf die Gefahr hin, enterbt zu werden," meinte Monika zweifelnd.

„Das schreckt mich nicht. Müssen wir Jahre warten, ist's kein Unglück — das schrieb ich ihm nach der Havana."

„Wenn das die Bumbootwachtel wüßte."

„Sie wird es früh genug erfahren. Was ich gelobte, als wir noch die Schule besuchten, halte ich getreulich," versetzte Thekla feierlich. Sie war in der Ferne eines Reiters ansichtig geworden, der sich von der Stadt her auf einem schmalen Feldwege in scharfem Trabe näherte. „Da kommt er selber," fuhr sie mißmutig fort, „so oft ich ihm begegne, verdirbt er mir die Laune. Hätte der dumme Pony nur längere Beine. Sieh dich nicht um," befahl sie förmlich streng, als sie vor der Mündung des Weges vorüberfuhren, „er mag glauben, wir hätten ihn nicht erkannt."

„Es ist noch nicht lange her, da waret ihr ein Herz und eine Seele," erwiderte Monika.

„Ich achtete in ihm den heiter unterhaltenden Kavalier. Das erreichte ein Ende, sobald seine Zuvorkommenheiten

eine bestimmte Grenze überschritten. Der Gedanke, daß er Anrechte an meine Person zu haben glaubt, ist mir unerträglich."

Schweigen folgte. Die Brauen zürnend zusammengeschoben, sah Thekla über die Ohren des Ponys hinweg, wogegen Monikas Blicke an den Zügen der Freundin hingen, als hätte sie in deren Innerem lesen wollen. Ein Büdnergehöft lag vor ihnen. Eine dichte Weißdornhecke schied den dazu gehörigen Obstgarten von der Landstraße. Aehnliche Hecken begrenzten den zu Scheuern und Stallungen führenden schmalen Weg. Leute waren nicht zu sehen. Sie erfreuten sich der Sonntagsruhe. Plötzlich raunte Thekla der Gefährtin zu: „Betrachte die Person da hinter der Gartenecke. Sieht die unheimlich aus. Sie scheint auf jemand zu warten."

Monika befand sich unter demselben Eindruck. Je näher sie aber der seltsamen Erscheinung kamen, um so deutlicher erkannten sie, daß sie von ihr scharf beobachtet wurden. Sie stand zwischen den beiden Hecken, wo sie auf mäßige Entfernung von der Landstraße aus nicht leicht bemerkt wurde. Hoch und tadellos gewachsen, war sie zwar ärmlich einfach, jedoch immerhin anständig gekleidet. Ihr beinahe trotzig aufrecht getragenes Haupt bedeckte ein schmuckloser brauner Strohhut, unter welchem eine Fülle leicht gekräuselten schwarzen Haares hervorquoll. Im Gegensatz zu demselben erinnerte die bleiche Farbe des regelmäßig schönen Antlitzes in seiner Starrheit an eine Marmorbüste. In ihren Augen wohnte dagegen eine Glut, welche die beiden Freundinnen bis ins Mark hinein zu fühlen meinten. Und in so hohem Grade waren sie dem Einfluß der sengenden Blicke unterworfen, daß sie, während sie dicht vor der geheimnisvollen Fremden vorüberfuhren, nicht auf sie hinzusehen, geschweige denn im vertraulichen Verkehr ihre Stimmen zu erheben wagten. Erst

nachdem sie hinter ihnen zurückgeblieben war, sagte Thekla beklommen: „Eine schreckliche Person. Es war, als ob ihre Augen Blitze sprühten.“

„Sagte mir jemand, ich besäße eine unbekannte Feindin, so würde ich glauben, sie sei es gewesen,“ pflichtete Monika bei.

Der Hufschlag eines trabenden Pferdes veranlaßte sie, zurückzuschauen. Brackenfeld war es, der sich beeilte, sie einzuholen. Nur eine kurze Strecke trennte ihn noch von der Einfahrt des Gehöftes.

Plötzlich trat die Fremde hinter der Hecke hervor, und so schnell und genau berechnet waren ihre Bewegungen, daß sie gerade vor das Pferd hingelangte, bevor Brackenfeld, fortgesetzt das Ponyfuhrwerk im Auge, einen vollen Anblick von ihr erhielt. Zugleich erhob sie den Arm abwehrend. Erst als das Pferd scheute, als ob ein Wetterstrahl, begleitet von betäubendem Krachen, vor ihm niedergefahren wäre, wurde er ihrer ansichtig. Ohne zu wissen, was er that, riß er in die Zügel. Das erschreckte Tier bäumte sich; eine Sekunde kämpfte es noch ums Gleichgewicht, worauf es sich überschlug. Brackenfeld war zu seinem Glück aus dem Sattel geschleudert worden, raffte sich indessen alsbald wieder auf, und bevor das emporspringende Pferd zu flüchten vermochte, wurde er seiner wieder Herr. Anscheinend mühsam bestieg er es. Wie in Furcht, abermals einem vernichtenden Blick zu begegnen, vermied er sichtbar mit Fleiß, sich nach der Urheberin seines Mißgeschicks umzuschauen. Kurze Zeit schwankte er wie in Zweifel über die einzuschlagende Richtung; dann erst folgte er den beiden Freundinnen langsam nach.

Thekla hatte im ersten Schrecken den Pony angehalten. Erst als er wieder oben saß, spähte sie nach der unheimlichen Fremden. Sie war zwischen den Hecken verschwunden.

„Es hätte Ihnen übel ergehen können,“ redete sie

Brackenfeld mit verhaltener Schadenfreude an, als er neben dem Wagen eingetroffen war und noch immer nach Fassung rang.

„Solch Landstreichergesindel,“ erwiderte er unter dem Eindruck des Erlebten zähneknirschend, „hätte ich ihr nur die Reitpeitsche um die Ohren geschlagen, bevor sie mich anbettelte.“

Erstaunt betrachtete Thekla ihn. Sein Gesicht war totenbleich. Entsetzen und die darauf folgende Beschämung hatten es förmlich entstellt. Ihr entging nicht, daß er ihren Blicken scheu auswich.

„Und doch war es keine gewöhnliche Bettlerin,“ wendete sie zweifelnd ein.

Brackenfeld biß die Zähne aufeinander. Weit fort wünschte er sich von einer Stelle, wo jedes an ihn gerichtete neue Wort wie ein Geißelhieb wirkte. Erst nach einer Pause ermannte er sich zu der heftig ausgestoßenen Erklärung: „Gleichviel, was hinter dem zudringlichen Weibe steckt, wenn ich den Schaden davon habe,“ und er klopfte den Sand und Staub von den Aermeln, „durch seine Belästigung geriet ich in eine peinliche, sogar lächerliche Lage,“ und mit einem verbindlichen „Auf Wiedersehen“ sich verabschiedend, sprengte er davon.

Während der Pony wieder munter einhertrottete, blickte Thekla ihm mit gemischten Empfindungen nach. Unwillkürlich zügelte sie den Pony zum langsamen Schritt.

„Wir kommen immer noch zu früh,“ meinte sie nachdenklich, „wissen möchte ich freilich, was ihn anfocht, daß der sonst so gewandte Reiter die Gewalt über sein Pferd verlor.“

„Es scheute. Darauf war er nicht vorbereitet.“

„Vorbereitet oder nicht: den Sitz durfte er nicht verlieren. Aber er selber scheute beim unverhofften Anblick der Fremden. Es müssen also doch wohl irgend welche

Beziehungen zwischen ihm und ihr walten. Doch lassen wir ihn. Seinetwegen sich aufzuregen wäre verlorene Liebesmüh. Und noch eines: nach unserem Eintreffen weichst du nicht von meiner Seite. Er darf keine Gelegenheit finden, mich allein zu sprechen."

Monika gelobte es. Dann schwiegen beide. Plötzlich lachte Thekla mutwillig; und vom Wege abbiegend, fuhr sie nach einem Felde hinauf, wo der geschnittene Klee als Heu in Haufen zusammengetragen worden war. Neben einem solchen hielt sie an, sprang vom Wagen und forderte Monika auf, ihrem Beispiel zu folgen.

„Ich habe mir die Sache überlegt," sprach sie mit unverkennbarer Schadenfreude, indem sie den Pony abzäumte und ihm etwas Heu vorwarf, „wir sitzen hier ebenso bequem und weit friedlicher, als zu Hause, wo ich mir wie eine Verurteilte vorkomme."

„Du wirst es durch deine Leidenschaftlichkeit mit allen verderben," mahnte Monika.

„Ich verteidige nur meine Freiheit," hieß es sorglos zurück, „machen sie mir die Hölle zu heiß, so flüchte ich zur Bumbootwachtel. In dem Logger wird sich wohl ein Plätzchen für mich finden."

Sie hatte den Heuhaufen umgestoßen und streckte sich, halb sitzend, halb liegend, auf dem duftenden Lager mit dem Ausdruck größten Behagens aus. Gleich darauf ruhte Monika neben ihr, und als ob nunmehr jeder Verdruß und alle Sorgen von ihr gewichen wären, eröffnete sie nach vorausgesendetem Lachen ein heiteres Gespräch, zu welchem der befriedigt seufzende Pony den ersten Stoff bot. Gelegentlich schweiften ihre Blicke nach der Heimstätte Theklas, der Besitzung des Fräulein v. Brixen, hinüber, die in der Entfernung von etwa tausend Schritten die Einförmigkeit der Aecker und Wiesen anmutig unterbrach.

Sie bestand aus einem Gehöft, welches sich von denen der Kleinbauern nur dadurch unterschied, daß ein großer baum- und strauchreicher Garten zu ihm gehörte, ein zierlicher Vorgarten mit Blumenbeeten und Buchsbaumeinfassungen, mehreren wasserköpfigen Sandsteinengeln und barock frisierten Göttinnen angelegt worden war. Außerdem herrschten peinliche Ordnung und Sauberkeit überall, auf den verschlungenen Kieswegen wie auf den das Gehöft umringenden Feldern, in Ställen wie in den Scheunen. Wie vielleicht vor hundert Jahren, trug das Wohnhaus auch jetzt noch ein bemoostes Strohdach. Einstöckig und beinahe ebenso tief wie lang, enthielt es neben kleineren Räumen umfangreichere, obwohl niedrige Zimmer, die indessen dem Geschmack der Besitzerin entsprechende Umwandlungen erfahren hatten und mindestens den Eindruck ländlich vornehmer Behaglichkeit erzeugten.

Bis vor vierundzwanzig Jahren hatte Fräulein Christine v. Brixen mit ihrem Vater auf dem benachbarten Stammgute gewohnt. Als dieser aber eines Tages plötzlich die Augen schloß und sie als einzige Leibeserbin den Besitz der Herrschaft antrat, entdeckte sie zu ihrem schmerzlichen Erstaunen — was übrigens schon seit Jahren die Sperlinge auf den Dächern sich zuschrieen — daß das Gut nebst Vorwerk und allen Liegenschaften zu tief verschuldet, um nach alter Weise auf großem Fuß weiter leben zu können. Sie entschloß sich daher, alles zu verpachten und nur das Vorwerk nebst den dazu gehörigen Feldern zum Wohnsitz für sich selbst abzutrennen. Mit eisernem Willen verstand sie sich dazu, in ihren Ausgaben sich einzig und allein auf die Einkünfte der bäuerlichen Wirtschaft zu beschränken und die dadurch von Jahr zu Jahr wachsenden Ueberschüsse aus der Pachtsumme zur Tilgung der Schulden zu verwenden. Damals zählte sie volle dreißig Jahre. Ohnehin schon ernst veranlagt, dienten

die hinter ihr liegenden Erfahrungen dazu, eine gewisse herbe, an Unduldsamkeit grenzende Strenge in ihr zu zeitigen.

Es war ihr nämlich klar geworden, daß wenn ihre äußeren Reize nie den Zauber besessen hatten, der allein genügend gewesen wäre, einen Mann an sie zu fesseln, ihr Vater, ein prunkliebender Kavalier, dafür sorgte, daß der verlockende Ruf einer reichen Erbin ihr gänzlich fern blieb. Damit ging Hand in Hand eine tiefe Verbitterung; diese aber bestärkte sie in dem Vorsatz, denjenigen, die vielleicht auf Grund einer ansehnlichen Mitgift um sie angehalten hätten, zu beweisen, daß sie dennoch eine begehrenswerte Partie gewesen wäre. Und bei dem Eifer, mit dem sie das sich gesteckte Ziel im Auge behielt, konnte es ja nicht fehlen, daß die Kunde von ihrem sich auffällig mehrenden Wohlstande in die Oeffentlichkeit drang.

Das Bewußtsein, den vornehmeren Kreisen, in denen sie einst heimisch, sich zu entfremden, bedrückte sie am wenigsten. Kräftig und gesund, arbeitete sie nicht nur gemeinschaftlich mit ihren Dienstleuten und dem Gesinde auf dem Hofe, in den Ställen und auf den Feldern, sondern auch äußerlich zeichnete sie sich kaum von einer Taglöhnersfrau aus. Unermüdlich regsam, trug sie grobe Stoffe nach ländlichem Schnitt verarbeitet, wie die billigste Sorte von Strohhüten oder ein Kopftuch. Dazu ging sie hochgeschürzt in Wasserstiefeln oder rindledernen Schuhen, je nachdem es vom Wetter abhängig, und so ereignete es sich, daß man das Edelfräulein allmählich vergaß, zunächst die benachbarten einfachen Landleute sie schlechtweg Mamsell Stine nannten und endlich dieser Name sich über die ganze Landschaft verbreitete.

Unter solchen Verhältnissen mußte das als Musterwirtschaft geltende Vorwerk immer höhere Erträge liefern, was nicht wenig dazu beitrug, die ihr von den Nachbarn

gezollte Achtung zu erhöhen, zumal sie neben unerbittlicher Strenge stets Gerechtigkeit walten ließ und eine offene Hand hatte, wenn es galt, Leid und Not zu lindern.

Zwölf Jahre waren dahingegangen, als zum erstenmal Verwandte, auf deren guten Rat sie einst vergeblich hoffte, bei ihr vorfuhren, die bäuerlich ungezwungene Erscheinung vertraulich höflich begrüßten und sich angelegentlich nach ihrem werten Ergehen erkundigten. In ihrer derben Weise fertigte sie dieselben ab, sich darauf berufend, in ihrer Lebensweise nicht eher eine Wandlung eintreten zu lassen, als bis der letzte Schuldenrest abgetragen sei, so lange aber die Mamsell Stine zu bleiben.

Auch von einer bereits vorhandenen Erbin hatte sie gesprochen, jedoch ohne jemals an dergleichen gedacht zu haben. Die Verwandten schieden enttäuscht und kamen nicht wieder, hatten aber den Argwohn in ihr wachgerufen, daß lachende Erben auf ihren Tod warteten und dadurch schnell einen Entschluß zur Reife gebracht. Ihre Bemühungen, eine junge Waise aus guter Familie, ohne Vermögen und Anhang für sich zu gewinnen, wurden von dem besten Erfolg gekrönt, denn nur kurze Zeit dauerte es, bis die achtjährige Thekla Winhold von ihr auf dem Vorwerk willkommen geheißen wurde. Uebte der kleine Gast auf ihre eigenen Gewohnheiten keinen merklichen Einfluß aus, so ließ sie es doch an nichts fehlen, was geeignet, das liebgewonnene Kind zum dereinstigen Eintritt in bevorzugtere Kreise vorzubereiten.

Die nächste Errungenschaft war ein Ponyfuhrwerk, in dem sie täglich zur Schule gefahren und wieder abgeholt wurde, und das war die Gelegenheit, bei der sie sich sehr bald mit der etwas jüngeren Monika und deren Brüdern eng befreundete. Zu einem regelmäßigen Verkehr kam es indessen erst, nachdem Mamsell Stine in mütterlicher Besorgnis die Bekanntschaft der Bumbootwachtel gesucht hatte,

dann aber mit einer gewissen Begeisterung demselben Vorschub leistete. Die beiden alten Damen hatten nämlich trotz mancher verschiedener Anschauungen die besten Eindrücke voneinander empfangen, woraus sich allmählich ein wirkliches Freundschaftsbündnis entwickelte.

Eine längere Reihe von Jahren hindurch war die Bumbootwachtel der einzige und gern gesehene gelegentliche Gast auf dem Vorwerk gewesen, als Frau v. Brackenfeld sich eines Tages der Jugendfreundin entsann und die halb verschollenen Beziehungen zu ihr wieder auffrischte. Der Plan, Thekla mit ihrem Sohne zu verheiraten, hatte dann anscheinend ganz von selbst Leben gewonnen. Er fand insofern Mamsell Stines Beifall, als zu Thekla und dem beinahe schuldenfreien Gute sich ein hochklingender Name gesellte, und daher die beiden jungen Leute das verwirklichen sollten, was ihr selbst versagt geblieben.

Während Thekla und Monika sich der sorglosen Rast auf dem duftenden Lager erfreuten, hatte Mamsell Stine in kurzen Röcken ihre Jugendfreundin mit der aufgerafften seidenen Schleppe auf dem ganzen Gehöft herumgeführt und die Vorzüge einer Musterwirtschaft gewissermaßen vor ihr entrollt. Diese, eine hochgewachsene, etwas hagere vornehme Erscheinung mit einem Antlitz, auf dem man vergeblich nach einem anderen Ausdruck gesucht hätte, als dem einer gewissen Nervosität, verriet denn auch gefällig viel Verständnis.

Sie bewunderte alles, wußte der Lobpreisungen kein Ende, die sogar den unscheinbarsten Einrichtungen galten und von der Weisheit und Umsicht der alten Freundin zeugten. Jetzt befanden sie sich seit einer halben Stunde im Kuhstall, wo Frau v. Brackenfeld die Lebensgeschichte jedes einzelnen der glatten Rinder mit einem eigentümlich süßsauren Lächeln über sich ergehen ließ.

Auf die Thürschwelle tretend, wurde Mamsell Stine

Friedrichs, des Faktotums des Gehöftes, ansichtig und fragte, ob die jungen Herrschaften noch nicht eingetroffen seien.

„Nur der junge Herr," hieß es zurück, „sein Pferd steht im Stall. Ich bürstete ihn ab; dann ging er nach dem Garten."

„Und die Kinder?"

„Von der Gartenmauer aus kann man sie sehen. Sie liegen auf einem Heuhaufen. Der Pony steht daneben."

Mamsell Stine schüttelte den Kopf unwillig, während Frau v. Brackenfeld die Lippen fester aufeinander legte. Sie argwöhnte ein Zerwürfnis, zu welchem die naseweise Nichte der ungehobelten Bumbootwachtel die Veranlassung gegeben habe, und bemerkte mißfällig: „Monika ist doch wohl nicht der rechte Umgang für unsere holde Thekla," bereute aber alsbald ihre Worte; denn Mamsell Stine fuhr herum. Ihr sonnverbranntes Gesicht mit den klugen blauen Augen, der ansehnlichen Nase und dem hübschen Doppelkinn legte sich in drohende Falten, indem sie formlos erklärte: „Von der Nichte meiner praktischen Freundin in dem Logger kann Thekla nur lernen."

„Sicher, sicher," lenkte Frau v. Brackenfeld ein, wurde aber von Mamsell Stine unterbrochen, die in ihrer kurzen, bündigen Weise Friedrich zurief: „Nimm die Beine in die Hand, spring hinüber und sage den Kindern, wir erwarteten sie zum Essen!" und weiter plauderte sie belehrend zu der Jugendfreundin, als ob überhaupt keine Störung stattgefunden habe. —

„Es giebt einen Krach," meinte Thekla gleichmütig, als sie den Abgesandten mit langen Schritten herbeieilen sah.

Monika wollte sich erheben. Thekla wehrte ihr mit den Worten: „Nicht von der Stelle. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Zuvor müssen wir erfahren, wie die Botschaft lautet."

Und sie warteten in der That, bis Friedrich nicht nur den Pony aufgezäumt, sondern auch das Heu wieder übereinander getürmt und seinen Platz hinten auf der halb schwebenden Pritsche eingenommen hatte, und in gemächlichem Trott ging es dem Vorwerk zu. In etwas schnellerer Gangart bog der Pony nach dem Hofe hinauf, und eine Minute später wurden sie in dem Vorgarten von Mamsell Stine, Frau v. Brackenfeld und Archibald willkommen geheißen.

Auf Mamsell Stines Frage nach der Ursache des Fernbleibens erklärte Thekla mit ihrem holdesten Lachen: „Dem Pony war schwarz vor den Augen geworden. Ganz blaß sah er aus. Er schwankte bedenklich, weshalb wir beschlossen, ihm Zeit zur Erholung nach dem Schrecken zu gönnen.“

Damit schien der Zwischenfall erledigt zu sein. Archibald hatte sich abgewendet, jedoch nicht schnell genug, um vor den beiden Freundinnen zu verheimlichen, daß Zorn und Beschämung ihm das Blut zu Kopfe trieben. Erst bei Tisch gewann er eine etwas erzwungene sorglose Haltung zurück, so daß er heiter in die Unterhaltung eingriff und endlich, nachdem er mehrere Gläser Wein hinuntergestürzt hatte, einen an Ausgelassenheit grenzenden Frohsinn zur Schau trug, durch welchen alle Anwesenden mehr oder minder mit fortgerissen wurden. Bewahrte Thekla aber ihr kaltes Blut, so verstand sie doch, durch hingeworfene vieldeutige Bemerkungen seinen verheimlichten Ingrimm zu besänftigen und ihn immer wieder zu Ausbrüchen seiner von neuen Hoffnungen getragenen glücklichen Laune zu ermutigen.

Die Sonne stand noch am Himmel, als Monika sich zur Heimkehr rüstete. Der Pony wurde eingespannt; doch als Thekla die Führung übernehmen wollte, wehrte Mamsell Stine ihr streng.

„Es giebt dennoch einen Krach,“ raunte Thekla der

Freundin beim Abschied zu, und gleich darauf setzte Friedrich den Pony in Bewegung.

Und der Krach folgte in der That, nachdem auch Frau v. Brackenfeld und Archibald sich auf den Heimweg begeben hatten. Er beschränkte sich indessen darauf, daß Mamsell Stine Thekla eine kleine Vorlesung über Rücksichten hielt, die man lieben Gästen schuldig sei. Hieran schloß sie die Bemerkung, daß sie Archibald ausdrücklich gebeten habe, seine Besuche, so oft es ihm beliebe, zu wiederholen, und sie zuversichtlich ein Benehmen erwarte, wie es geeignet, seine unverkennbar gute Meinung von ihr wenigstens nicht in das Gegenteil zu verwandeln.

Theklas Trotz erwachte. Sie beherrschte sich aber und sagte gelassen: „Du wünschest meine Verheiratung mit ihm.“

„Ich wünsche dir das Beste und mir selber einen zufriedenen fröhlichen Lebensabend,“ umging Mamsell Stine einen bestimmten Aufschluß.

„Darin liegt alles,“ versetzte Thekla besonnen, jedoch herbe; „du bist meine treue Wohlthäterin. Dir zuliebe ginge ich sogar in mein Unglück. Nur um eines bitte ich inständig. Ich bin bereit, Herrn v. Brackenfeld freundlich zu empfangen, ebenso freundlich mit ihm zu verkehren; das aber wäre mir unmöglich, quälte mich die Furcht, zu irgend einer Entscheidung gedrängt zu werden. Bedenkzeit verlange ich wenigstens auf so lange, bis wir ihn genauer kennen lernten.“

Erstaunt blickte Mamsell Stine bei diesem offenen Bekenntnis, hinter dem ein ernster Wille zu wohnen schien. Sie erklärte sich indessen einverstanden damit, jedoch ohne näher darauf einzugehen. In ihren eigenen Jugenderfahrungen war die Ursache dafür zu suchen, daß sie die heiligsten Herzensregungen ähnlich beurteilte, wie etwa die Störrigkeit eines jungen Stieres, der zum erstenmal

unter das Joch gebracht wurde und sich bald genug an die damit verbundene Unbequemlichkeit gewöhnt. Schweigend, ein sicheres Zeichen ihrer Entschlossenheit, begab sie sich nach dem Kuhstall, wo sie das Melken der Kühe überwachte.

Thekla, von bösen Ahnungen beschlichen, verließ den Vorgarten, um außerhalb desselben auf einer mit dem Erdboden vereinigten Bank ihren wenig freundlichen Betrachtungen nachzuhängen. Träumerisch spähte sie die vorüberführende Landstraße aufwärts und abwärts, als ein barfüßiger Gänsejunge herbeitrabte und ihr einen Zettel überreichte. Sie sahen sich heute nicht zum erstenmal; Thekla zögerte daher nicht, einen Blick auf die rätselhafte Botschaft zu werfen. „Der Geier umkreist eine Taube. Mag sie sich vor seinen Fängen hüten," las sie die mit ungeübter Hand geschriebenen Worte. Ohne die Augen von dem Zettel zu erheben, sann sie nach. Ueber die Bedeutung der Warnung konnten bei ihr kein Zweifel walten. Dann den Jungen ausforschend, erfuhr sie, daß die seltsame Fremde bis vor einer Stunde in dem Büdnerhause geweilt habe. Sich auf dem Feldwege nach der Stadt entfernend, sei sie zu ihm auf die Weide gekommen, ihn fragend, ob er Geschriebenes lesen könne. Als er verneinte, hatte sie ihm den Zettel zusammen mit einer kleinen Geldmünze gegeben und anbefohlen, ihn nach dem Vorwerk zu tragen und Fräulein Thekla selbst einzuhändigen. Auch Thekla bezahlte ihm den Gang, anscheinend keinen Wert auf das Ereignis legend.

Erst als er wieder davon trabte und sie ihm nachblickte, war es, als hätte sie aus seinen Bewegungen die Ursache herauslesen wollen, der sie die beängstigende Teilnahme der Fremden verdankte. Ihre Ueberzeugung, daß ernste, wohl gar verhängnisvolle Beziehungen sich zwischen ihr und Archibald webten, befestigte sich. Trotzdem ver-

warf sie den Gedanken, Mamsell Stine über den ganzen Vorgang zu unterrichten. Sie sah voraus, daß sie bei ihr kein Verständnis dafür finden würde, und beschloß, das weitere mit offenen Augen zu erwarten.

Es dunkelte bereits, als sie endlich durch Mamsell Stines Ruf dem dumpfen Brüten entrissen wurde, um gleich darauf, als ob nichts vorgefallen wäre, mit der gewohnten rauhen Zärtlichkeit daran erinnert zu werden, daß sie dennoch eine wahre mütterliche Freundin in ihr besitze.

(Fortsetzung folgt.)





Mister Laibles Brautfahrt.

Erzählung von **Mary Misch.**

Mit Illustrationen von E. Klein.

---

1. (Nachdruck verboten.)

„Gehen Sie auch nach dem alten Lande, Sir?"

„Yes!"

„Für immer?"

„Bewahre!"

„Besuchsweise?"

„Wird wohl so sein."

„Ja, ja!" machte der Frager, ein kleines, dürres Männchen mit vorstehenden Vogelaugen und lebhaften Bewegungen. „Ja, ja, es ist merkwürdig! Von Zeit zu Zeit muß man zurück, muß deutsche Luft atmen. Geht mir auch so! Wie lange bleiben Sie drüben?"

„Kommt drauf an, kommt ganz drauf an!"

„So, so! Na, auf was kommt's denn an?" fragte der Kleine, durch das kurze Lachen seines Gegenübers ermutigt, und schaute neugierig in das breite, verschlossene Gesicht vor sich.

„Ha, auf was? Erschtens, ob sie halt wollet und dann, ob sie halt sauber sind und ob sie halt Knöpf' habet und so weiter."

„So, so! Hm! Hm! Was für „sie“ denn?“

„Ja, das ischt die Frag', das müßt' mer wisse, Herr!“

Der große Mann lachte jetzt, als er in das verdutzte Gesicht des kleinen Reisegefährten blickte, so heftig, daß es seine breiten Schultern schüttelte. Ihn auszufragen, da mußte man früher aufstehen. Nein, Mister Laible, der seit zwölf Jahren in Amerika lebte, war „smart“ geworden, war nicht mehr der dumme schwäbische Bauer aus Klein-Welblingen, wo er jetzt hin wollte, um — Wieder schüttelten sich die breiten Schultern vor Lachen. Und so oft Mister Laible während der zehntägigen Reise nach Europa auf dem Lloyddampfer mit dem Kleinen sprach, mußte er innerlich lebhaft lachen; ja, selbst beim Abschied in Bremen nickte er ihm noch lachend zu und rief: „Na, nun wolle mer sehn, ob „sie“ wollet!“

* * *

Das gab ein Aufsehen in Welblingen! Wie ein Lauffeuer ging's durchs Dorf: der Laibles-Toni ist aus Amerika heimgekommen auf Besuch, bleibt sechs Wochen da, hat seiner Schwester, der Dopplersbäuerin, schöne Geschenke mitgebracht, und Geld hat er auch. Und das Gundlacher Klärle, wegen der er vor zwölf Jahren fortgegangen war, wurde käsweiß, als sie dem großen, stattlichen Mann plötzlich gegenüberstand. Und sie wurde gleich danach blutrot, als sie seinem eiskalten, erstaunten Blick begegnete, mit dem er sie befremdet musterte. Kein Wunder! Sie, das schönste Mädchen in Welblingen, stolz und übermütig auf diese Schönheit, stand jetzt vor ihm, bleich, abgehärmt, arm. Ihre Züge waren freilich noch immer regelmäßig, aber der Ausdruck darin scheu, beinahe finster.

Und auch das war kein Wunder!

Wenn einem alles so fehlschlägt! Wenn man, wie gemacht zum Glücklichsein, so herunterkommen muß. Zwölf Jahre war's her, da hatte sie, kaum siebzehn geworden,

ihren Liebhaber, den Toni Laible, laufen lassen, um einem größeren Glück die Hand zu reichen.

Ja, Glück! Damals freilich sah's so aus. Der Gundlacher, der reichste Bauer, wollte sie, die nichts hatte, zur reichsten Bäuerin machen. Da widerstehe einmal einer! Na, und so hatte sie den Toni laufen lassen, und der war denn auch vor Wut und Schmerz bis Amerika gelaufen. Und was hatte sie dann gehabt? Erst Geld und Liebe genug, dann mehr Geld als Liebe, und schließlich wurde auch das Geld knapp. Der Bauer verspekulierte sein Hab und Gut, und als die Gant kam, hängte er sich auf! Für Frau Kläre hieß es jetzt wieder arbeiten wie früher, nur daß sie nicht mehr jung und lustig, nicht mehr kräftig war. Ja, er konnte sich wohl wundern und erstaunt aussehen, der Laibles-Toni, und sich freuen über ihr Unglück.

Aber bald merkte das Klärle, daß sie sich da zu viel Ehre anthat. Der stolze Amerikaner freute sich weder, noch härmte er sich, er bemerkte sie einfach gar nicht. Wie hätte er auch dazu Zeit haben sollen. Die Welblinger waren ja rein wie närrisch mit ihm. Freilich, wäre er arm wieder gekommen, keine Katze hätte ihn angeschaut. Aber jetzt konnte man Staat mit ihm machen. Ueberall mußte er mit hin, auf die Aecker und Wiesen. Wenn auch niemand daran dachte, seine Ratschläge zu befolgen, so hörte man sie doch gern an und bewunderte seine Weisheit.

Aus dem Wirtshaus wollte man ihn gar nicht mehr hinaus lassen, er mußte erzählen und wieder erzählen, und daß er dabei alle frei hielt, nahm seinen Schilderungen nichts von ihrem Reiz.

Seine Schwester, die Dopplersbäuerin, blähte sich vor Wichtigkeit ordentlich auf, und in ihrer Wohnstube ging es aus und ein, wie in einem Taubenschlag. Da waren

nicht nur die Geschenke in Augenschein zu nehmen, die Dopplerin machte auch noch allerlei geheimnisvolle Andeutungen, so daß die Welblinger Weiber ganz närrisch wurden vor Neugier.

Endlich eines Tages war es heraus. Der Laibles-Toni ging auf Brautschau! Extra aus Amerika, von ganz hinten bei den Indianern, war er heimgekommen, um sich eine Welblingerin zu holen. Besonders interessant war diese Neuigkeit natürlich für die Mädchen, die noch keinen Schatz hatten. Und auch etliche von den anderen fanden, daß ihr Jockel oder Peterle zu leicht wog gegenüber dem stattlichen Amerikaner, der freilich schon ein bißchen alt, schon gut über sechsunddreißig war, aber „au was vorstellte“.

Unser breitschulteriger Held aber ließ die Mädchen alle ruhig zappeln. Er hatte Zeit, er war sich seines Wertes bewußt. An jedem Finger eine zur Wahl. Und übereilen war nie seine Sache gewesen, außer damals, wo er der Klärle wegen auf und davon ging.

Indes hatte sich's in der ganzen Umgegend herumgesprochen, daß in Welblingen einer war, der zwölf Jahre in Amerika gewesen, reich geworden, zu Besuch gekommen sei und in ein paar Wochen wieder hinüber wolle.

Das war so etwas für die allzeit Auswanderungslustigen. Jeden Tag kam einer und wollte von dem Laibles-Toni genaue Auskunft haben. Und er gab sie gerne. Drüben in der Nähe seiner Farm gab es Platz genug, und Landsleute als Nachbarn waren tausendmal willkommen. Sie sollten nur mitkommen, wenn sie durchaus auswandern wollten. Und schließlich, als die Zeit der Abreise gekommen war und fünf junge, saubere Mädel dabei waren, rieb sich der Laibles-Toni zufrieden die Hände.

Es war prächtig geglückt. So, gerade so hatte er

sich's drüben ausstudiert. Nun konnte er sich Zeit lassen mit der Auswahl, konnte sie beobachten, schon auf dem Schiff und dann drüben, konnte warten, bis ihm eine besonders gefiel. Und dann wurde die Abreise durch die Begleitung doch auch ein wenig leichter. Denn zu seiner eigenen Verwunderung fiel es ihm schwer, erstaunlich schwer, wieder fortzugehen.

Die Auswanderer hatten sich pünktlich zur rechten Zeit in Welblingen eingestellt, da sie in ihrer Angst und Unsicherheit durchaus mit dem amerikanischen Landsmann zusammenbleiben wollten. Morgen früh um vier Uhr sollte aufgebrochen werden zur nächsten Bahnstation und von da weiter nach Bremen. Mister Laible hatte endlos zu raten, zu beruhigen, und so ging es schon auf elf Uhr in der Nacht, als er endlich allein war. Nun wollte er auf seine Weise Abschied nehmen und spazierte durch das dunkle Dorf. Alles schlief — tiefste Ruhe ringsumher. Langsam schlenderte er an den Höfen vorbei, die er kannte seit seinen ersten Lebensjahren. Und jetzt ging's wieder fort, hinüber, übers Meer — vielleicht für immer. Ihn fröstelte, es waren noch kalte Nächte jetzt im März. Dann paffte er aus seiner kurzen schwäbischen Henkelpfeife, daß er wie in einer Wolke ging.

Er blieb vor dem kleinen, netten Häuschen stehen, in dem die Gundlacher-Kläre, seit ihr Hof vergantet worden, oben im Aufbau zwei Kammern bewohnte. Sie hatte noch Licht, die da oben. Mister Laible schaute nachdenklich hinauf. Was mochte sie machen so spät, die Heimtückische, die Verstockte? Nicht angeschaut hatte er sie die ganzen sechs Wochen, kein Wort mit ihr geredet. Das mochte sie schön gewurmt haben, sie konnte nun denken, daß sie ihm nicht mehr gut genug sei zu einer Ansprache. Ja, er hatte seine Rache für den Treubruch genommen. —

Am anderen Morgen, es tagte kaum und die Leute im

Haus saßen noch am Tisch und frühstückten, da klopfte es leise ans Fenster.

„Ischt der Laible scho auf?“ fragte es flüsternd, als der Bauer öffnete.

„Well! Jawohl,“ rief der Gesuchte vom Tisch her. „Da hockt er. Wo brennt's?“

„Kommet doch a bißle 'raus!“

„'s ischt die Gundlacher-Kläre,“ sagte der Bauer.

„Holla!“ machte Mister Laible und erhob sich steif.

Nun standen sie sich draußen gegenüber*).

„Was wollt Ihr?“

„Ihr habt doch nix dagege, wenn i mitgehn möcht'?“

„Ihr? Ihr wollt mit?“

„Ja, i will au nach Amerika. Die Dienschtbote solle dort rar sei. Und in Welblingen eschtimiert mi keins mehr. Ihr habt also nix dagege?“

Die Frage klang sanft und bittend, aber die Antwort wurde in hartem, abweisendem Ton gegeben.

„Dees ischt mir absolut einerlei! Ihr könnet hinfahra, wo Ihr wollet! Good morning!“

Das Klärle duckte sich ordentlich unter der Fülle von Geringschätzung und Verachtung, die sich in seinem Blick, in seinen Worten ausdrückte; dann schaute sie ihm erst thränenden Auges noch eine Weile nach und schlich sich endlich langsam wieder davon.

2.

Die Welblinger Auswanderer hatten auf dem Dampfer, der sie von Bremen nach New York bringen sollte, Zwischendecksplätze inne und fanden es ganz natürlich, daß ihr Landsmann, der was vor sich gebracht hatte, zweiter Kajüte fuhr. Es berührte sie um so weniger unangenehm, als dieser

*) Siehe das Titelbild.

sich herzlich mit Rat und That ihrer annahm und sich fast die meiste Zeit während der Ueberfahrt unter ihnen aufhielt. Des Tarocks wegen, vermutete der männliche Teil, wegen der fünf Mädel, meinte der weibliche.

Und das Annale, das Kätterle, 's Mariele, das hübsche Gretle und das Dorle, die sich zutraulich, wie die Hennen um den Gockel, um den achtbaren Anton Laible scharten, waren natürlich ebenfalls dieser Meinung.

Besonders das blitzsaubere, aber mächtig naseweise Dorle, deren Vater nicht aus Not, sondern mit schweren Batzen und nur, weil er schon viele Verwandte drüben hatte, ausgewandert war, betrachtete den stattlichen Freier gewissermaßen schon als ihr Eigentum. Sie hätte daheim schon oft genug einen haben können, aber so was Feines doch noch nicht; wenn es ihr auch selbst unklar blieb, ob der moderne Rock des Mister Laible oder sein „good bye“ und „good morning“ seinen größten Reiz ausmachte.

Einer stach ihr aber bald darüber den Star. Der Bader Friedel war's, der sein Geschäft in der Stadt gelernt hatte und jetzt mit übers Wasser ging, weil das Dorle und ihr Vater auch hinüber gingen. Der Friedel, der sieben Wochen früher seiner Sache mit Dorle sicher, absolut sicher gewesen, verzehrte sich jetzt in glühender Eifersucht gegen den amerikanischen Landsmann. Und als er eines Nachmittags auch noch ein und eine halbe Mark beim Tarock an den Nebenbuhler verloren hatte, platzte die Bombe.

Glücklicherweise platzte sie erst, als Mister Laible den Schauplatz bereits verlassen hatte. Die Fäuste auf den racheschnaubenden Busen gedrückt, schaute ihm der Friedel nach, und schon erhob er sich, um dem verhaßten Nebenbuhler nachzustürzen, als ihm das Dorle in den Weg trat. Jetzt ging's los.

„Wo 'naus, schön's Jüngferle? Dem Schätzle nach, gelt?"

„Was für a Schätzle? Bischt narret, Friedel?"

„Nei, i bin net narret! Aber du bischt's, du Depple!"

„Was?! Du unverschämter Lümmel! A Depple bin i? I wer's mei'm Vatter sage!"

Aber bei Friedel verfing die Drohung nicht, seine Wut war zu groß.

„Ja, du bischt a Depple, sonst thätescht net dem alte Ma nachlaufe, wie 's Kälble der Kuh."

„I?"

„Ja du! Schämst di net? Verkaufe willscht di, sei Geld willscht habe, a'trage thuscht di ihm, aber er laßt di zapple, gelt? Er will di gar net. Brauchst net z' heule, 's ischt d' Wahrheit."

Dorle antwortete nicht mehr, sie stampfte mit dem Fuße auf und drückte ihre Schürze an die Augen, ohne damit Friedel, der seine moralische Kraft ins Unendliche wachsen fühlte, rühren zu können.

„I will dir was sage, Dorle," zischte er, „i bring' den Kerl um, der di mir nimmt!"

„Friedel, sei g'scheit!"

„Ja!" zischte Friedel noch wilder. „Und di und mi au!"

„Friedel!"

„Ja, weil i di so gern hab'!" schloß er, Dorles Hände mit krampfhaftem Druck fassend. „Gern zum Fresse hab' i di!"

Dorle war besiegt. Lange noch standen sie bei einander, bis Friedel, der die Klarheit in seinen Angelegenheiten liebte, sie hinter zwei große, aufeinander gestellte Kisten zog und sie dort im Winkel energisch abküßte.

„Und auf dem Schiff no Verspruch, andersch thu' i's net!" nützte er seinen Sieg, den er in Dorles glänzenden Augen las, aus. „Jetzt komm, glei sag' i's bei'm Vatter!"...

Mister Laible zog die Augenbrauen bis über die halbe Stirn hinauf, als er von dem Verlöbnis hörte. Grade die! Grade das Dorle, das er sich vielleicht auch ausgesucht hätte. Er ärgerte sich beinahe. Keine von den fünfen hätte ihm so angestanden. Warum auch hatte er so lange gewartet? Aber natürlich, so was wäre ihm ja nicht im Traum eingefallen, solche Unverschämtheit, ihm eine von seinen — na, Bräuten war etwas zu viel gesagt, aber zur Auswahl mitgenommenen Bräuten, wegzuschnappen. Das durfte nicht mehr vorkommen; es mußte jetzt endlich eine Wahl getroffen werden.

Die zehn Tage Ueberfahrt aber waren vorüber, die Auswanderer im Zwischendeck starrten bereits halb bang, halb freudig der Göttin der Freiheit im Hafen New Yorks entgegen, und unser amerikanischer Welblinger war immer noch nicht zu einem festen Entschluß gekommen, als ihn ein neuer Schlag traf.

Das Kätterle, ein dickes Mädle, gesund, stark und brav, eine Waise, die mit ihren Vettersleuten nach Amerika ging, hatte ganz in der Stille eine „Bekanntschaft" gemacht. Hatte mit einem richtigen Amerikaner, der in Geschäften von London kam und erst in Southampton aufs Schiff gekommen war, angebandelt, ohne daß jemand etwas merkte. Und jetzt, kurz vor der Ankunft, machten sie's richtig. Er war Farmer, nicht zu alt, gesund, hatte etwas, kurz, war ein ganz annehmbarer Freier für das Kätterle, und so konnten die Verwandten nichts dagegen sagen.

Jetzt wurde dem Anton Laible bange. Er philosophierte und fluchte. Kreuzsackerlot, das war doch zum Teufel holen! Grade das Kätterle. Grade die hätte er vielleicht ausgesucht! Wartete denn die ganze Welt auf die Welblinger Bauerndirnen? Wenn das so weiter ging, hatte er die kostspielige Reise umsonst gemacht. Ueber-

haupt, es war jetzt schon schlimm genug, denn ausgesuchte Ware war nicht sein Fall. Jetzt blieben nur noch das Annale, das Mariele und das Gretle. Alle drei hatten nichts. Und dabei war's noch ein Glück, daß man endlich drüben war, sonst stellten sich auf dem vertrackten Schiff noch mehr Kerle ein, die Weiber wollten. Es war wirklich, um aus der Haut zu fahren!

Mister Laibles Farm lag noch eine und eine halbe Tagereise hinter Chicago. Eine schöne Farm mit gutem Hause und reichlicher Anbau für Vieh und Ernte. Ein großer Grasplatz rings um das Haus fürs Kleinvieh. Es sah wohlhabend und so behaglich aus wie in einem schwäbischen Bauernhof.

Frau Gundel, Anton Laibles zweite verwitwete Schwester, die schon vor zehn Jahren zu ihm herüber gekommen war, ließ auch durchaus nichts Fremdländisches um sich gedeihen. „Bei uns in Schwabe aber macht mer's so," war ihr Wahlspruch, womit sie jede amerikanische Reformbewegung ihrer Umgebung abwies.

Bei dieser großen Anhänglichkeit an ihre Heimat war es denn kein Wunder, daß Frau Gundel für ihr Leben gerne den Bruder nach Deutschland begleitet hätte. Aber daran war nicht zu denken gewesen. Beide konnten nicht fort, der Bruder brauchte oder vielmehr wollte eine Frau — denn von brauchen war keine Rede, wo Frau Gundel den Haushalt führte, war niemand weiter nötig — also kurz, er wollte, wie nun die Männer sind, eine Frau, und daß das nur eine Welblingerin sein könne, stand bei beiden Geschwistern fest.

Mister Laible zog also allein gen Schwaben. Frau Gundel freute sich die ganze Zeit unbändig auf die Rückkunft des Bruders und auf die Frau auch, das heißt auf die Frau eigentlich weniger. Denn das Regiment einfach so

aus der Hand zu geben, das war keine kleine Sache. Da es aber nun einmal sein mußte, so hatte sie alle Kraft aufgeboten, um das Anwesen innen und außen tadellos erscheinen zu lassen, und der alte Abraham, ein Neger, der die schwerste Hausarbeit besorgte, hatte treulich geholfen.

Endlich war der große Augenblick der Ankunft gekommen! Mister Laible erschien, aber siehe da — ohne Frau! Ohne Frau, aber mit einem ganzen Haufen Einquartierung.

Frau Gundel freute sich rechtschaffen über alle die wohlbekannten Gesichter, lauter Welblinger. Und was die drei jungen Weibsleute bedeuten sollten, darüber war sie sich schnell klar, denn Frau Gundel war über das Schwabenalter schon hinaus und arg gescheit. Von Gastlichkeit hielten sie und ihr Bruder viel, und so kochte und briet sie für die Landsleute nach Herzenslust.

Die Gundlacher-Kläre war auch mitgekommen, und Frau Gundel schlug die Hände vor Verwunderung zusammen, wie sehr das lebensfrische Mädel sich verändert hatte.

Nach einigen Tagen, als das erste Heimweh überwunden war, gingen die Leute daran, sich ihr neues Leben einzurichten: der eine sich von seinem Mitgebrachten ein kleines Anwesen zu kaufen, der andere, sich einen Dienst zu suchen, wie die Gundlacher-Kläre, für die Mister Laible schon am zweiten Tag in New Stratford, einem der schnell entstandenen, einige Meilen von Mister Laibles Anwesen entfernten Städtchen, eine Stelle als Hausmagd gefunden hatte. Es war freilich in einem Wirtshaus, aber Kläre hatte doch sofort zugesagt und war noch in derselben Stunde mit Abraham in Mister Laibles Gefährt abgefahren, gerade, wie Frau Gundel meinte, als könne sie nicht schnell genug die dargebotene Gastfreundschaft loswerden. Und dem war auch so, denn Kläre konnte das spöttische,

hochmütige, schadenfrohe Gesicht Mister Laibles nicht mehr ansehen, das er stets aufsetzte, wenn er gezwungen war, sie anzureden.



Das Annale, das Mariele und das Gretle, die früher in Welblingen gute Freundinnen gewesen waren, überwarfen sich bald während der paar Tage Aufenthalt beim

Landsmann Laible miteinander. Das war auch begreiflich genug. Das Anwesen hatte sie alle mächtig überrascht, und ließ vorher die Persönlichkeit des guten Anton sie ziemlich kalt, so loderte beim Anblick des behaglichen Heims plötzlich eine so heiße Liebe in Annales, Marieles und Gretles Herzen auf, daß jede einzelne entschlossen war, einen unbefugten Angriff auf den Gegenstand dieses verzehrenden Brandes aufs energischste abzuwehren.

Die Angehörigen der drei wurden von ihnen bearbeitet; diese wiederum versuchten, jedes in aller Heimlichkeit, Frau Gundel für ihre Zwecke breit zu schlagen, bis diese, die Notwendigkeit einer endlichen Entscheidung in der Heiratsangelegenheit einsehend, sich entschloß, mit Anton Laible darüber zu reden.

Gegen Abend war's, nach dem Vesperbrot. Mister Laible hatte sich eben für einen Augenblick auf die Bank vor dem Haus gesetzt und seine Pfeife gemächlich angezündet, als sich Gundel, das Alleinsein benützend, neben ihn setzte.

„'s Wetter ischt guet heuer, Toni," begann sie diplomatisch.

„Ja, arg guet!"

„Hascht g'sehe, d' Gerscht kommt scho 'raus?"

„Ja."

„'s Mariele ischt a nett's Mädle."

„Ja."

„Aber 's Annale au."

„O ja."

„Zwar 's Gretle ischt au net übel."

„Noi, gar net."

„Welche g'fällt d'r am beschte?"

„'s ischt die ein wie die ander."

„Vielleicht 's Mariele?"

„Ja, warum net?"

„Oder vielleicht doch 's Gretle?"

„Meinetwege au 's Gretle."

„Oder vielleicht doch 's Annale, he?"

„Kann scho sei!"

„So? Kann scho sei, daß du a Depple bischt, a dummer!" rief jetzt Frau Gundel zornesrot. „Was bischt denn jetzt du für a Kerle, kreuzsackerlot!? Drei Mädle hascht d'r mitbracht zum Aussuche — no such halt aus! Ebbes muß doch g'schehe. Alle drei sind narret auf di, all right, mach's jetzt fertig oder schick sie fort! I will ja kei Frau, du willscht. Drum entscheid di. Was soll g'schehe?"

Mister Laible fuhr sich mit der schwieligen Hand über das braune, kurzgeschnittene Haar, kraute sich verlegen hinter dem Ohr, zog die Augenbrauen hoch hinauf und sagte endlich kleinlaut — er sprach dann hochdeutsch: „Muß es denn so schnell sein? Pressiert denn das Heiraten so?"

Frau Gundel schaute ihn erstaunt an. „Du redst ja, als wenn du g'henkt werde sollteschť. Noi, es muß net so schnell sei, aber a Wahl treffe muscht. Nachher kannscht immer no überlege. Wenn dir's gleich ischt, welche, nachher werd' i dir rate. I mein' halt" — Frau Gundel beugte sich nach ihrer Gewohnheit weit vor, stützte die Ellbogen auf die Kniee und das Kinn in die flachen Hände — „also i mein' halt, 's Gretle wär' fascht die Bescht. Wenigstens ischt sie die Stärkscht. Die ka, glaub' i, ordentlich arbeite. Außerdem, sie hat was."

„No, sie hat nix."

„Doch, sie hat was, ihre Mutter hat mir gestern g'sagt, was 's Mädle soll mitkriege; sie hent doch g'erbt."

„I brauch kei Mitgift."

„G'schwätz! Besser ischt besser! Jetzt, was meinscht zu mei'm Vorschlag? I sorg' dafür, daß das Annale und 's Mariele und ihre Leut ganget; 's Gretle mit ihrem

Vatter und ihrer Mutter bleibet vorderhand bei uns, und daß sie tüchtig schaffet, dafür sorg' i scho au. So findscht du Zeit, dir's z' überlege, solang du willscht. Ischt dir's recht? Bischt einverstande?"

„Well! Sollst deinen Willen haben. Ihr Weiber seid doch alle wie narret mit 'm Heiratstiften."

Mister Laible erhob sich nach diesen mürrisch hervorgestoßenen Worten und ging eilfertig davon. Frau Gundel aber schaute ihm nach, einfach sprachlos vor Verblüffung und Empörung über diese grenzenlose Ungerechtigkeit und Verleugnung der wirklichen Thatsachen.

3.

Seitdem waren acht Wochen vergangen. Der wunderschöne Monat Mai war wirklich wunderschön, der Himmel strahlte in wonniger Bläue, der Jasmin duftete, die Kirschenbäume blühten, drei neugeborene Fohlen vermehrten das Gestüt, die Feldarbeit war vorläufig gethan und brauchte nun zum Gedeihen nur noch Sonnenschein und Regen in richtiger Abwechslung, kurz, es ging in dieser Beziehung alles zur Zufriedenheit, gar nicht zu reden von dem glänzenden Ferkelverkauf, den Frau Gundel gemacht hatte.

Trotz all dieses Segens aber herrschte üble Stimmung auf der Farm. Ach, warum hatte sich auch Frau Gundel in ihres Bruders Angelegenheiten gemischt! Was für einen thörichten Rat hatte sie ihm gegeben! Ja, es war alles so gegangen, wie sie es projektiert hatte. Das Annale und das Mariele mußten wutentbrannt abziehen, und das Gretle blieb. Blieb mit Vater und Mutter, that im Anfang noch ein bißchen verschämt, taute aber allmählich auf, ließ sich von Frau Gundel bedienen, von Abraham bedienen, von den zwei Mägden bedienen. Die zukünftigen Schwiegereltern hatten überall etwas auszusetzen; ja, das

Gretle nahm sich gestern sogar heraus, dem Hausherrn, Mister Anton Laible, zu sagen, sie fände es „narret" von ihm, daß er fast jeden zweiten Tag nach New Stratford reiten thäte, anstatt daheim nach dem Rechten zu sehen. Mit dem Rechten meinte sie wohl sich selbst, und hübsch genug sah sie ja auch wirklich aus in ihrem kurzen roten Rock, mit den dicken Backen, rund und rot wie ein Borsdorfer Apfel.

Diese Einmengung in sein Thun und Treiben aber stieß dem Faß den Boden aus. Jetzt hatte Anton Laible genug. Sackerlot! Sich kontrollieren, seine Freiheit beeinträchtigen lassen, schon vor der Ehe an die Kette genommen zu werden: das war zu viel! Er kanzelte das Gretle derb ab, ging dann zu deren Vater, sagte dem die Meinung, nannte die Mutter, als sie sich einmengte, eine alte Keiferin, sah ungerührt Gretles zornblitzende Augen und dicke Thränen und erwiderte nichts, als die Familie erklärte, daß sie so wie so schon lange fortgewollt habe und froh sei, wenn sie draußen wäre.

Und nun waren sie wirklich davon gezogen mit bitteren Bemerkungen, für die lange Gastfreundschaft kaum dankend.

„Die werdet uns schö ausrichte in Welblinge, wenn sie heimschreibe!" stöhnte Frau Gundel. „Hättescht könne au a bißle zahmer sein, Toni!"

„Sei still, Schwätzere!" knurrte Toni, der im Grunde derselben Meinung war, was seine Laune nicht verbesserte. Aber daß er jetzt wieder ein freier Mann war, war doch die Hauptsache. Und um sich dies selbst zu beweisen, pfiff er dem schwarzen Abraham, ließ sich sein Pferd satteln und ritt leichten Herzens eilfertig hinüber nach New Stratford, ins „Goldene Horn".

Der Zufall wollte es, daß gerade im „Goldenen Horn", dem Lieblingswirtshaus Mister Laibles, die Kläre Gundlacher diente. Sie hatte es gut getroffen. Man war in

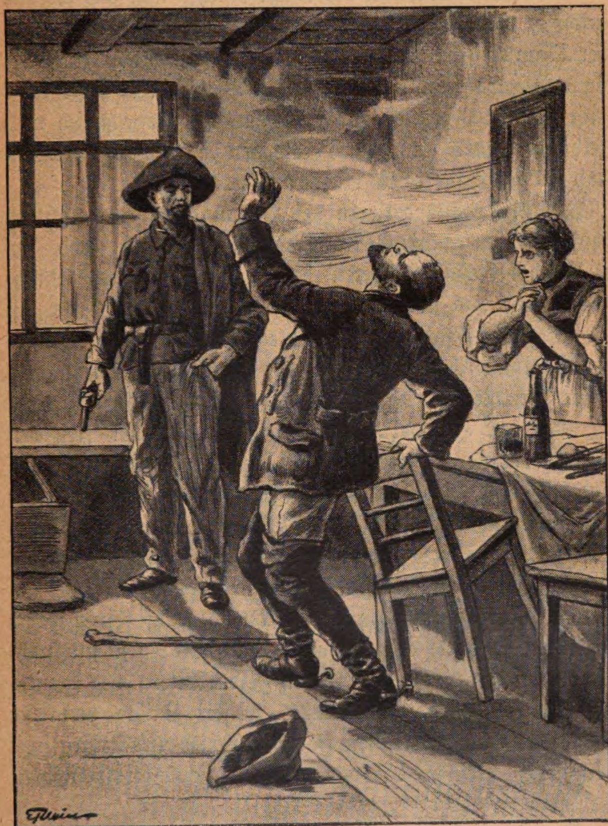
Stratford nicht an so tüchtige weibliche Arbeiter gewöhnt und hielt sie gut, als man ihren Wert erkannt hatte. Aus der Hausmagd wurde eine Küchenmagd, aus dieser eine Köchin, und jetzt hatte sie die Küche ganz unter sich. Sie war gerade im Speisezimmer, um das Herrichten des Tisches für die Pensionäre zu überwachen. Mister Laible bemerkte sie bei seinem Eintritt und runzelte die Stirn. Heute ging ihm doch alles quer. Jetzt mußte er sich wieder ärgern. Was hatte denn die in der Gaststube zu thun!

Sie begrüßte ihn freundlich. Anton Laible nickte unmerklich. Sein linker Augenwinkel drehte sich ihr zu. Hm! Wie schmuck das Frauenzimmer jetzt wieder aussah! Ordentlich wieder wie damals. Die falsche Person! Schlank und fein und sauber, die Backen auch nicht mehr so hohl, wenn auch noch blaß. Ja, ja, jetzt konnte sie noch einmal anfangen und einen Dummen unglücklich machen, wenn sich einer fand.

Und als wenn er den Teufel an die Wand gemalt hätte, kam auch in der That augenblicklich so ein Dummer oder Gescheiter, wie man's nehmen wollte. Ein großer, schlanker Mensch, ein dürrer Zaunstecken, wie sich Mister Laible dachte, mit einem scharfgeschnittenen Gesicht und einem Ausdruck in den schwarzen Augen, der nicht gerade dazu verlockte, mit ihm anzubinden. Mister Laible kannte ihn wohl und traf ihn zu seinem großen Mißvergnügen seit einiger Zeit auffällig oft im „Goldenen Horn“. Es war ein Viehhändler, mit dem er schon manchen Handel abgeschlossen hatte, ein Stockamerikaner, der kein Wort Deutsch verstand. Nachdem er ein paar Bemerkungen mit Mister Laible gewechselt hatte, setzte er sich an den Tisch und begann ein Gespräch mit der Kläre, so gut es bei deren mangelhaftem Englisch gehen wollte.

Mister Laible stieg langsam die Galle auf, er drehte sich um und starrte den Viehhändler drohend an.

Wie es kam, wußte niemand in der Wirtsstube genau zu sagen. Der Viehhändler hatte Kläre auf englisch ein keckes Liebeswort zugerufen, worauf ihm Mister Laible ein



Schimpfwort entgegenschleuderte. Hierauf sprang der Viehhändler auf und wollte auf Mister Laible mit geballten Fäusten zu, aber dieser kam ihm zuvor und schlug ihm

ins Gesicht. Dann gab es ein wildes Geschrei, ein kurzes Ringen, plötzlich knallte es, und Mister Laible stürzte zusammen. —

Als die Gundel von der Sache erfuhr, war das Aergste insoweit vorüber, als der Doktor die Kugel bereits aus der Schulter herausgeholt und den Patienten zur Besinnung zurückgebracht hatte. Der Viehhändler hatte keine Lust gehabt, dies erst abzuwarten, und war gleich nach gethaner Arbeit aus dem „Goldenen Horn“ verschwunden und so vorläufig allen Weiterungen entgangen.

An ein Transportieren des Verwundeten war nicht zu denken; die glänzenden, brennenden Augen und das dunkelrote Gesicht kündeten bereits die Nähe des Wundfiebers an, das in der Nacht ausbrach. Man hatte ihn hinauf in den zweiten Stock gelegt, in ein stilles, freundliches Zimmerchen, wo die Kläre Gundlacher ihn in aufopfernder Weise pflegte.

Und der Himmel hatte ein Einsehen. Er ließ den wildgewordenen Anton erst all seinen Trotz und Groll und all seine Liebe in wilden Phantasien austoben und ihn schließlich nach drei langen Wochen wieder gesund werden. Dann kamen noch ein paar Tage der Genesung, und endlich konnte es ans Heimfahren gehen.

Die Kläre mußte den noch Schwachen auf seiner Fahrt begleiten, so hatte er's verlangt, da Gundel jetzt im Hochsommer nicht vom Hause und den Feldarbeitern weg konnte.

Nach warmem Dank nahm Mister Laible von den Wirtsleuten im „Goldenen Horn“ Abschied und bestieg mit Kläre den kleinen Einspänner, den sie selbst kutschieren wollte.

Es ging gegen Abend, die Sonne schaute noch eben ein wenig hinter den Bergen hervor, ein frisches Lüftchen wehte den schnell Fahrenden in die Gesichter.

„Fahr nicht so schnell, Kläre!“ sagte nach einer Weile

Mister Laible mit einem wohligen Seufzer. „Es ischt so schön, heut abend heimzufahren, gesund, lebendig, wenn man schon halbtot war.“

Kläre nickte zustimmend, aber schwieg.

„Und dir, Kläre“ — das fremde Ihr und Sie der letzten Wochen war während der Krankheit vergessen worden — „dir verdank' i zum größten Teil mein Leben.“

„Im Gegenteil,“ antwortete jetzt Kläre zögernd, „wegen meiner ischt ja alles passiert. Weil Ihr Euch um mi a'gnomme habt.“

„Ja, das ischt scho so weit wahr,“ stimmte ihr Gefährte bei. „Der Lump hat g'glaubt, er ka nur so an di 'ra. Aber a Wunder ischt's keins, d' Kläre hat 's ja immer guet verstande, anz'locke.“

„O mei!“ seufzte es leise neben ihm.

„Ischt's wahr oder ischt's net wahr? Vor zwölf Jahr“ — die grollende Stimme bebte — „da hascht es ja au guet triebe.“

„O Jesses, na!“ seufzte es wieder.

„Geloge hascht, betroge, hinaustriebe hascht mi in d' Welt, unbarmherzig. Kei Mitleid hascht g'habt, hascht mir 's Herz aus 'm Leib g'risse!“

Anton Laible ballte die Fäuste und schüttelte sie in der Luft. „Wenn's a Gerechtigkeit giebt, dann muß so ein elendiger Treubruch gestraft werde!“

Er war gut im Zug der Anton. Er hätte noch lang so fort fahren können, ohne um Worte verlegen zu sein. Aber die Kläre machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Sie ließ plötzlich die Zügel fallen, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in lautes, krampfhaftes Weinen aus, so laut und schmerzlich, daß dem Anton das Herz im Leibe stille zu stehen drohte.

„Nu, nu, Kläre,“ sagte er verlegen, „was ischt denn? Komm, hör auf!“

Aber Kläre hörte nicht auf, sondern fing nun erst recht an, weinte, stöhnte und schluchzte herzbrechend.

„No mehr g'straft soll i werde," stammelte sie dazwischen,



„no mehr? Bin i no net arm und verlasse g'nug? Hab' i no net g'weint g'nug, Jahr um Jahr, i unglücklich's G'schöpf, i? No net g'nug bereut —"

Anton Laible fing das Wort sofort auf. „Bereut, Kläre? Hascht wirklich bereut? Komm, hör auf und red'!"

„Ja," schrie Kläre schluchzend auf, „tausendmal hab' i's bereut!"

„Bischt doch mei guets Klärle!" murmelte jetzt Mister Laible und versuchte, ihr die Thränen zu trocknen.

Aber Kläre war noch nicht fertig. Sie mußte sich, um bequemer weinen zu können, an die breite Brust des Mannes legen, und er wiederum mußte, um sie besser halten zu können, beide Arme um sie schlingen.

Es war ein Glück, daß die Landstraße so gerade war und der Gaul vor dem Wagen seinen Weg so gut kannte. So trabte er langsam weiter.

Frau Gundel empfing die Ankommenden mit großem Freudengeschrei, zu dem Mister Abraham sein gutes Teil beitrug. Und als sie hörte, daß ihr Bruder nun doch gewählt hatte, brummte sie vergnügt: „Gott sei Dank, nu ischt die Brautreis' nach Welblinge wenigstens net umsonscht g'wese, und wir habet do no a Welblingere kriegt."

Das Annale, das Mariele und besonders das Gretle haben, als sie's erfuhren, nur spöttisch mit den Achseln gezuckt.





Der Einsiedler.

Novelle von E. Merk.

1.

(Nachdruck verboten.)

In dem einfachen Atelier im vierten Stockwerk, von dessen breiten Fenstern man den Quai und die maigrünen Anlagen am jenseitigen Flußufer überblickte, saß malende weibliche Jugend. Ein Dutzend mehr oder minder hübscher Mädchenköpfe, vom hellsten Blond bis zum tiefsten Braun, beugten sich vor den Staffeleien auf die Leinwand herab, auf der jede der jungen Damen ein in malerischer Beleuchtung geordnetes Stillleben wiederzugeben suchte.

Die dunkelste Farbe hatte das kurzgeschnittene, lockige Haar der schlanken Lehrerin, mit ihren fünfundzwanzig Jahren die Aelteste unter der jungen Schar. Auf ihrem frischen, bräunlichen Gesicht lag ein Ausdruck energischer Kraft. Sie war viel einfacher und praktischer angezogen als ihre Schülerinnen, mit einer gewissen eigensinnigen Auflehnung gegen die tyrannischen Launen der Mode. Während die jungen Mädchen bis an die Ohren in den hohen Kragen steckten, trug sie den schlanken Hals ganz frei. Aber gerade die originelle Ungezwungenheit ihres Anzuges paßte zu ihrer Erscheinung. Der Duft der welkenden Rosen in dem Stillleben mischte sich mit dem Oel-

farbengeruch, welcher den Raum durchzog. Manchmal hörte man unterdrücktes Gekicher, ein halblautes Geflüster. Dazwischen die trockenen Bemerkungen der Lehrerin: „Fräulein Schmidt, diese Blätter sehen aus wie Laubfrösche!“ Oder: „Fräulein Else, nehmen Sie sich mit dem Kobalt in acht. Erscheint Ihnen wirklich alles so blau?“ Dann wieder: „Ihnen sind die Blüten reizend gelungen, liebe Minna. Sie werden sehen, wenn wir erst draußen im Freien malen —“

„Ich freue mich riesig darauf, Fräulein Spahn!“ sagte die Belobte, ein anmutiges hellblondes Backfischchen. „Papa hat es auch schon erlaubt.“

„Ich darf auch mit aufs Land!“ jubelten nun verschiedene Stimmen durcheinander.

„Wenn wir nur nicht auf die langweilige Villa hinaus müßten!“ klagten ein paar andere.

„Es wird furchtbar lustig werden,“ meinte die rothaarige Else und ihr ganzes sommersprossiges Gesicht lachte. „In aller Morgenfrühe ziehen wir zusammen aus zur Arbeit! Haben Sie schon eine Idee, wohin Sie uns führen, Fräulein Spahn?“

„Noch nicht! Aber bis zur nächsten Stunde —“

Sie brach ab. Die Hausmeisterin, welche im Atelier zu bedienen pflegte, steckte ihren verwitterten Kopf herein, der noch älter und runzeliger erschien neben all den glatten jungen Gesichtern.

„Es ist jemand da — eine Dame,“ sagte sie. „Ich habe sie einstweilen in das Schlafzimmer geführt, Fräulein.“

Sie gab der Malerin eine Karte. „Ernestine König,“ las diese verwundert. „Ich komme gleich.“

Die Malerin hatte mit der jungen Frau zusammen auf der Schulbank gesessen. Trotz aller Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihres Schicksals hatten sie sich eine innige Freundschaft aus jenen Kindertagen bewahrt.

Friederike Spahn hatte schon viel gekämpft in ihrem jungen Leben. Erst, so lange ihre Eltern lebten, um das Recht, zu lernen, zu arbeiten; dann, als sie allein stand, um ihre Existenz.

Ernestine war's leichter geworden. Sie besaß auch ein viel sanfteres, fügsameres Naturell und verlangte nicht hinaus über ihr still behagliches Mädchendasein. Mit zwanzig Jahren hatte sie den Mann geheiratet, den sie liebte, und ein ruhiges Glück gefunden. Wenn Friederike die junge Frau nicht sehr lieb gehabt hätte, so würde sie deren vollständiges Aufgehen in ihrer Häuslichkeit, in der Liebe zu ihrem stillen, nüchternen, etwas pedantischen Gatten vielleicht gelangweilt haben. So aber schien ihr das Heim der in einer hübschen, einsamen Gegend lebenden Freundin wie eine Friedensinsel.

So regelmäßig und wohlgeordnet war das Leben Ernestinens in dem Bergwerksörtchen, wo ihr Mann Beamter war, daß ein Besuch in der Stadt schon wie eine Ungewöhnlichkeit erschien.

Aber wie erschrak die junge Malerin, als sie nun der Freundin gegenübertrat! Um zehn Jahre gealtert schien das stille Gesicht. Als ein Sonnenkind hatte Ernestine stets in ihrer Erinnerung gestanden. Nun kam sie zu ihr als eine Verzweifelte.

„Ja, Liebste, was ist denn geschehen, was führt dich her?" fragte Friederike besorgt.

Die junge Frau war ihr entgegengestürzt und hatte sich in ihre Arme geworfen. Sie wollte sprechen; aber sie brach nur in ein krampfhaftes Weinen aus.

Die Malerin drückte die Unglückliche in einen Stuhl nieder. Sie streichelte ihr die Hände und schaute sie dabei mit angstvollen, bestürzten Augen an.

„Du Arme! Weine dich nur aus! Aber was kann denn nur über dich gekommen sein! Ist dein Mann krank?"

„Ach, Frida, du kannst es ja nicht erraten! Es ist furchtbar!“ kam's nun stoßweise, stöhnend hervor. „Sie haben ihn — gestern ist er — o Frida, seit gestern sitzt er im Gefängnis — in Untersuchungshaft!“

„Dein Mann?“ Frida sagte es langsam, zögernd, ungläubig, in bangem Schrecken.

„Mir kommt es vor, als sei's ein Traum; als könnte es nicht sein!“ stöhnte Ernestine. „Aber ich habe ja mit eigenen Augen gesehen, wie sie ihn fortführten; von zwei Gendarmen wurde er in den Wagen gebracht. Er hat mir noch einmal zugenickt mit seinem totenbleichen, verstörten Gesicht. O Frida, begreifst du eigentlich, daß man einen solchen Moment überleben kann.“

„Mir steht der Verstand still, Ernestine! Er, der gewissenhafte, fast ängstliche Mann! Es ist ja ganz undenkbar. Aber warum — was soll er denn eigentlich gethan haben.“

„Du weißt, er hatte die Kasse des Kohlenbergwerks unter sich. Vor ein paar Tagen war Revision. Man zählte die Päckchen nach; Zehn- und Hundertmarkscheine sind doch immer je zehn mit einem Papierstreifen zusammengebunden, und in jedem Päckchen fehlte ein Schein. Zusammen eine ganz beträchtliche Summe. Mein Mann beteuerte zwar, es sei unmöglich, er selber habe das Geld geordnet, es müsse stimmen. Aber die Thatsache sprach gegen ihn. Er allein hatte den Schlüssel zur Kasse, das Schloß war vollständig unverletzt, der feuerfeste Geldschrank steht im Hause des Direktors, es kann kein Mensch das Bureau betreten haben. Solch erdrückendem Verdacht gegenüber nützt es nichts, sein Leben lang ein ehrlicher, unantastbarer Mensch gewesen zu sein. Er gilt eben als schuldig. Aber ich — ich kann — ich will — ich werde es nicht glauben. Wenn auch alles gegen ihn ist und wenn sie ihn verurteilen, ich glaube es nicht!“

„Aber was sagte er? — Wie verteidigte er sich? — Hatte er denn keinen Argwohn?“

Ernestine schüttelte das Haupt. „Sie sagen, es sei das allerschlimmste für ihn, daß er nach seiner ersten Versicherung: „Ich weiß von nichts!“ die Herren immer ratloser und verwirrter angestarrt habe und dann mit einem raschen Griff auf ein Schubfach zugestürzt sei, in dem ein Revolver lag. Die Waffe haben sie ihm entrissen. Aber sein Versuch, sich zu töten, wird als Beweis für sein schlechtes Gewissen betrachtet.“

Auch Frida sah die Freundin betroffen an und fand kein Trosteswort. „Du mußt hier bleiben,“ sagte sie dann sanft. „Du darfst nicht mehr zurück in deine vereinsamte Wohnung. Ich werde bei mir Raum schaffen.“

„Zurück gehe ich nicht, nein!“ Mit trostlosen Augen schaute die junge Frau vor sich hin. Ein Grauen überrieselte sie. „Was ich an Verachtung erfahren habe in diesen wenigen Tagen! Wie häßlich und bös sich mir die Menschen zeigten! Mein Heim, in dem ich so glücklich war, fünf schöne Jahre lang, ist so vernichtet für mich, als hätte es ein Erdbeben zerstört. Aber bei dir will ich auch nicht lange bleiben, Frida, das geht ja nicht. Meine Mutter ist eine Witwe in beschränkten Verhältnissen, sie soll möglichst lange nicht erfahren, was geschehen ist. Unser bißchen Vermögen darf ich nicht angreifen, wer weiß, wie nötig uns das noch einmal in der Zukunft sein wird. So habe ich mich rasch entschlossen, eine Stellung anzunehmen als Stütze der Hausfrau oder Wirtschafterin. Ich war schon in einem Bureau, um mir die freien Stellen aufschreiben zu lassen.“

„Ernestine, in dir weckt das Unglück ja einen wahren Heldenmut!“ rief Frida bewundernd.

„Ich muß lernen, mich zu fügen, muß das Dienen lernen,“ sagte diese ergeben.



Frida war noch immer ganz fassungslos. Dieser jähe Wandel eines freundlichen Geschicks! Die liebe, verwöhnte Frau unter Fremden, in einer abhängigen Stellung!

Das Herz that ihr bitterlich weh, als sie zurückkehrte zu ihrer übermütigen Jugend. Wie sorglos diese lustigen Mädchen noch in den Tag hineinlachten! Keine ahnte das Los, das auch ihr einmal beschieden sein mochte.

In dem Garten des Kurhauses spielte die Musik ihre abgedroschenen Stücke herunter. Ein paar Verkäufer, die am Gartenthor ihre Buden aufgeschlagen hatten, gähnten vor ihren Edelweißbroschen und ihren auf Porzellan gemalten Ansichten der Gegend. Schmächtige Stadtkinder spielten in den neuangepflanzten Anlagen zwischen dürftigen Bäumchen. Ueber dem Garten, über der ganzen, rasch emporgewachsenen Ansiedelung „Heilstatt", dessen stahlhaltige Quellen erst vor kurzem von einem spekulativen Arzte entdeckt worden waren, brütete die Langeweile, welche den meisten Bädern anhaftet, die sich aber an solch weniger besuchten Kurorten mit dürftiger Ausstattung zu wahrer Trostlosigkeit steigert.

Eine blasse junge Frau saß an dem vergitterten Fenster des kleinen Bureaus, in welchem man die Badekarten bekam, die Rechnungen ausgeschrieben wurden und neue Kurgäste sich anmelden mußten. Der Wirtschafterin lag auch dieser Buchhalterdienst ob. Aber Ernestine König hatte nicht viel mit der Feder zu thun, es kamen nicht häufig neue Gäste. An anderer Arbeit fehlte es nicht. Ein Korb Wäsche stand neben ihr; sie mußte Servietten und Tischtücher stopfen.

Unter den Kastanienbäumen im Garten saßen die Damen häkelnd und strickend beim Kaffee. Sie lechzten ordentlich nach einem Ereignis, nach irgend einem Vorgang auf der Straße, nach einem neuen Gesprächsstoff.

„Meine Damen, eben fährt Herr Horst vorüber. Wenn Sie sich umwenden, können Sie ihn sehen!“ rief eine hagere, lange Professorswitwe und drückte neugierig die Lorgnette an die Augen. „Ist er nicht interessant? Der reinste Fliegende Holländer.“

Der Vorüberfahrende warf einen flüchtigen Blick auf das Häuflein bunter Sommerkleider. Dann wendete er seinen bärtigen Kopf wieder ab, und in dem grellen Sonnenlicht, das die Landstraße überflutete, wirbelte eine Staubwolke hinter Wagen und Pferden empor.

„Ich sehe nur einen unhöflichen, übellaunigen Menschen auf einem Jagdwagen,“ sagte Frau v. Berg, eine kleine dicke Dame, mit beleidigter Miene. „Ich bin mit meiner Emmy nun den dritten Sommer hier, auch Sie, meine Damen, gehören zu den Stammgästen, aber der Grobian findet es nicht der Mühe wert, uns zu grüßen. Als Gutsbesitzer in der Umgegend, als einer der Honoratioren des Ortes wäre er uns doch mindestens diese Rücksicht schuldig.“

„Darum begreife ich ja eben nicht, warum unsere liebe Frau Professor Wiedemann ihn interessant finden kann,“ eiferte Frau Oberinspektor Fehlhammer, eine blonde, breitschulterige Frau mit einem bösen Zug um die Lippen. „Wissen Sie, meine Damen, daß es ihm auf seinem Gut noch nicht einsam genug ist; daß er den ganzen Sommer allein in einer Jagdhütte wohnt, nur mit seinen zwei schrecklichen Hunden, die ebenso bissig und feindselig sind wie ihr Herr?“

„Ach, er ist ein Unglücklicher!“ seufzte die Frau Professor.

„Was ist's denn mit ihm? War er verheiratet?“ frug eine junge Frau.

„O, das kann ich Ihnen genau erzählen,“ begann die behäbige Frau Oberst Ritter in freudiger Redseligkeit.

„Seine Frau war bildhübsch, aber sehr kokett. Man hatte sich seit Jahren über ihr Benehmen entsetzt. Dieser Herr Horst aber war seiner schönen Frau gegenüber von unbegreiflicher Blindheit und Vertrauensseligkeit. Er ging auf die Jagd, er machte Reisen — er ist ja mehr Naturforscher als Landwirt —, und einstweilen ließ sich seine Frau von den jungen Offizieren der nächsten Garnison die Zeit vertreiben. Eines Tages aber gingen ihm die Augen gründlich auf, und er war nahe daran, sie zu töten. Schließlich endete die Sache, wie ähnliche andere Geschichten auch, mit einem Duell mit seinem besten Freunde und mit einer Scheidung. Seitdem geht der arme Horst den Menschen aus dem Wege. Die Frau aber hat, soviel ich hörte, nach allerlei Abenteuern noch eine famose Partie gemacht. Dergleichen Geschöpfe besitzen ja leider eine merkwürdige Anziehungskraft für manche Männer."

Die Damen hatten in eifrigem Zuhören die Handarbeiten in den Schoß sinken lassen. Nun klapperten wieder die Scheren, die Nadeln, wie mit einem Ausdrucke der Entrüstung.

Nicht lange danach traten ein paar rundliche, ältere Damen von schwesterlicher Aehnlichkeit in den Garten.

„Liebe Frau General! Liebe Frau Regierungsrat!" hieß es von allen Seiten mit dem unterwürfigsten Verneigen und Knixen, den liebenswürdigsten Mienen.

Emmy v. Berg machte tiefe Tanzstundenbücklinge und schleppte mit anmutiger Schüchternheit eine Fußbank für die Damen herbei.

Und nun näherte sich eine Persönlichkeit, die stets mit einer gewissen Aufregung begrüßt wurde: der einzige junge Mann in dem Badeorte.

Heinrich Burgdorf war der Sohn der Regierungsrätin, der Neffe von Frau General Meinhardt. Hübsch, schlank, blond, elegant, von einschmeichelnden Manieren und höf-

licher Geschmeidigkeit. Man sah es ihm an, daß er sich fühlte unter der Schar von Damen.

Heute schien er nur für Emmy Augen zu haben. Er betrachtete deren Handarbeit. Er wußte genau, wie weit die Stickerei seit gestern vorgeschritten war. Dabei hatte er eine Art, dem Fräulein in die Augen zu blicken, sich mit hingebendem Interesse zu ihr herabzuneigen, daß das harmloseste Gespräch aussah wie ein Liebesbekenntnis.

Frau v. Berg suchte denn auch mit einer nervösen Erregung die Unterhaltung am Tisch in Gang zu bringen, als wollte sie sagen: „Plaudern Sie doch, meine Damen. Lassen Sie die jungen Leute ungestört!“ Aber die allgemeine Aufmerksamkeit wurde anderweitig abgelenkt, denn ein Wagen hielt an dem Gartenthore.

„Ein neuer Gast!“ hieß es. — „Ah, ein junges Mädchen!“ — „Ganz allein!“

Die Erscheinung machte sofort einen ungünstigen Eindruck auf die kritisierenden Stammgäste. Der einfache Lodenanzug, das kurze Haar, eine gewisse Freiheit der Bewegung, die vollständige Unbefangenheit, mit welcher die Fremde den mit Lorgnetten und Zwickern bewaffneten Augen der Damen entgegenblickte — alles das mißfiel gründlich. Ueberdies wurde eine Staffelei, ein großer Schirm, ein Farbenkasten aus dem Wagen gehoben.

Eine Malerin also! Was wollte die hier?

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief Frida der blassen Ernestine entgegen, die mit ihrem müden Gang durch den Garten geglitten war, um die Freundin zu bewillkommnen.

Die Damen am Kaffeetisch ließen die Lorgnetten sinken und wendeten sich geringschätzig ab.

Eine Bekannte der Wirtschafterin! Also nicht aus ihrem Kreise. Um so besser!

„Du hast wirklich Wort gehalten, Frida?“ sagte die junge Frau fast erschrocken.

„Natürlich. Aber es scheint dir nicht recht, daß ich da bin? Du freust dich gar nicht.“

„Deinetwegen nicht, Frida. Du hättest nicht kommen sollen in dieses Klatschnest! Sie werden dich über die Achsel ansehen, weil du mit der Wirtschafterin verkehrst. Sie grüßen mich ja kaum!“

„Laß sie doch! Was kümmern mich die albernen Leute? Ich komme zu dir, und ich will arbeiten. Meine Schülerinnen reisen mir in ein paar Wochen nach, dann sind wir auch eine kleine Kolonie, aber eine flottere, als die dort!“

Es lag so viel froher Trotz in den klaren, braunen Augen, daß Ernestine mit einem wehmütigen Lächeln sagte: „Man wird frischer, wenn man dich nur ansieht. Ich kann's brauchen. Die Nachrichten von meinem Mann lauten bedenklich. Und wenn seine Schuld sich wirklich herausstellt, wenn ich glauben muß an das Fürchterliche, dann ist es um meinen armen Verstand geschehen! Ich fühle es.“

„Frau König! Frau König!“ rief eine ungeduldige Stimme. Erschrocken eilte Ernestine ins Haus zurück.

Die junge Malerin schritt langsamer durch den Garten, gerade an den zwei Kaffeetischen vorüber. An dem einen schienen die Damen vollständig vertieft in ihre Handarbeiten. Sie suchten nachdrücklich zu zeigen, daß die Neuangekommene für sie nicht existiere. Aber die Köpfe fuhren plötzlich empor — ärgerliche, entsetzte Mienen.

Frau General Meinhardt war mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit, die wunderlich zu ihrer schwerfälligen Gestalt stimmte, aufgesprungen und sagte mit ihrer lauten Stimme: „Ah, Fräulein Spahn — Sie sind's! Die liebe junge Künstlerin! Das ist aber nett, daß Sie hierher kommen! Ich freue mich herzlich!“

Frau Regierungsrat Burgdorf begrüßte die junge

Malerin etwas frostiger, aber immerhin doch noch so freundlich, daß die übrigen Damen ihr Verhalten sofort änderten.

Mein Gott, wenn die Frau General die Malerin vorstellte, mußte man sich, wohl oder übel, diese Bekanntschaft aufzwingen lassen. Frau v. Berg aber nickte mit sehr süßsaurer Miene und warf in ihrer Wut ihren Wollknäuel in den Kaffeerest in ihrer Schale. Des Assessors Benehmen war doch unerhört! Gleich als der Wagen vorfuhr, hatte er Emmys Stickerei gleichgültig weggelegt und die neue Erscheinung angestarrt. Und nun sprang er auf, gab sich alle Mühe, die Aufmerksamkeit der Malerin auf sich zu lenken und frug mit seiner liebenswürdigen Bescheidenheit: „Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob Sie sich noch an mich erinnern. Ich hatte das Vergnügen, Sie bei einem kleinen Atelierfeste bei Professor Kalhoff zu sehen. Kalhoff versicherte mir, Sie seien seine talentvollste Schülerin."

„Ich! O bewahre!" sagte Frida mit ihrer frischen Natürlichkeit, die in vollem Widerspruch stand mit Burgdorfs aalglatter Höflichkeit. „Uebrigens erinnere ich mich sehr gut Ihrer, Herr Assessor. Man merkte es Ihnen an, daß Sie nur zu dem kleinen Atelierfest kamen, um sich über uns Malerinnen lustig zu machen. Wie Wundertiere haben Sie uns studiert."

Sie sprach es lustig, ohne irgendwelche Gereiztheit, mit einer ruhigen Unbefangenheit, die Frau v. Berg sehr keck und unweiblich fand.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, wie können Sie denken?" verteidigte sich Heinrich Burgdorf, während er ihr die Reisetasche fast mit Gewalt entwand, um sie in das Haus zu tragen. Dann brachte er einen Stuhl an den Tisch seiner Mutter, klingelte, um für das Fräulein Kaffee zu bestellen, setzte sich an ihre Seite und vertiefte sich in ein Gespräch mit ihr.

An dem Damentische herrschte ein Schweigen der

Empörung. Emmy, die jählings Vernachlässigte, schmollte mit roten Flecken auf den bleichsüchtigen Wangen.

„Wie unpassend — dieses Geflüster!“ bemerkte Frau v. Berg nun entrüstet.

Frida und Heinrich Burgdorf sprachen allerdings mit leiser Stimme.

Der Assessor hatte sein Befremden ausgedrückt über Fridas vertrauliche Beziehungen zu der Wirtschafterin, über deren trauriges Los er allein hier Bescheid wußte. Sein wegwerfender Ton rief sofort die Kampflust der jungen Malerin wach.

„Mein Gott, gnädiges Fräulein, wenn Sie es befehlen, werde ich ja Ihre Freundin künftig grüßen wie eine Fürstin. Aber nichtsdestoweniger bringen Sie ein großes Opfer, indem Sie sich zu ihr bekennen. Wenn ihr Mann nun verurteilt wird, was ich für höchst wahrscheinlich halte —“

„So braucht sie um so mehr einen Menschen, der zu ihr steht, eine Freundin, die den Mut hat, gegen alle die aufzutreten, die einer Unglücklichen, Schuldlosen die Achtung versagen wollen!“

„O, sind Sie scharf, gnädiges Fräulein! Wie Dolche können Ihre Augen aufblitzen!“ rief er. Aber es lag ein Ausdruck des Wohlgefallens auf seinem Gesicht.

Nach all der Liebenswürdigkeit, die er als einziger Herr in den letzten Wochen erfahren, amüsierte ihn ihre Streitlust, ihre trotzige Art, so wie ein Mensch, der nur Zuckerzeug zu essen bekam, sich freut über einen salzigen, herben Geschmack.

Das Unerhörte geschah. Als man gegen Abend spazieren ging, wurde die süße Emmy mit ihrer kindlichen Naivetät und ihrer duftigen rosigen Toilette vernachlässigt um der fremden Malerin willen im schlichten grauen Lodenkleid.

Frau v. Berg raunte Frau Fehlhammer ins Ohr: „Verlassen Sie sich auf mich und meine Menschenkenntnis: hinter diesem Aufenthalt der Malerin in Heilstatt steckt etwas Besonderes. Sie ist ja kerngesund. Warum ginge sie ins Bad, wenn sie nicht irgend eine Absicht hätte!"

2.

Am Sonntag darauf herrschte im Kurhause feiertägliche Ruhe. Die Bediensteten des Kurhauses wie die Badegäste waren zu dem Markte in dem nächsten, über der Brücke gelegenen Dorfe gegangen. Der ganze Ort lag wie ausgestorben. Nur Frida hatte sich trotz der dringenden Aufforderung des Assessors nicht überreden lassen, mitzukommen. Ernestine hatte heute eine paar Freistunden, die sie mit ihr in dem stillen Stübchen im obersten Stockwerk, das man der Wirtschafterin eingeräumt, zubringen wollte.

Sie lehnten in ernstem Gespräch am offenen Fenster, als Frida plötzlich in die Ferne deutete: „Sieh mal, Ernestine, dort die Röte! Das ist ein Brand!"

Sie konnten wie von einer Hochwarte aus das weite grüne Hügelland bis zu den fernen Bergen überblicken. An dem klarblauen Sonnenhimmel zog sich, rasch wachsend, eine düstere Glut empor. Mitten in dem schmetternden Lärm von Karussells, von Menageriebuden, mitten in den Blechmusikklängen, die der Ostwind von dem Markt herübertrug, hörte man, wie klägliches Wimmern, das Läuten der Sturmglocke von einer Dorfkirche.

„Dort liegt Moosburg!" rief Ernestine, und die beiden Freundinnen eilten erschrocken die Treppe hinab, um im Gasthofe das Feuer zu melden. Aber es war niemand da, der ihrer Unglücksbotschaft besondere Aufmerksamkeit schenkte. Nur ein paar Mägde, die in übler Laune ihrer

Beschäftigung nachgingen. Kein Mann war im ganzen Hause.

Um so mehr erwachte Fridas Energie.

Es mußte doch irgendwo im Hause eine Spritze sein! In aller Eile lief sie hin nach den Wirtschaftsgebäuden. Auch hier war alles totenstill. Endlich gelang es ihr, einen Knecht, der seinen Nachmittagsschlaf gehalten hatte, herauszutrommeln. Er trug den Arm in der Binde und behauptete erst hartnäckig: hier sei kein Feuerlärm. Um Feuer in der Umgegend habe er sich nicht zu kümmern.

Frida redete sich heiser, bis sie ihn überzeugt, daß er auch dazu da sei, anderen zu helfen, und daß er die Spritze wenigstens herausziehen und einspannen müsse, damit man unverzüglich zu Hilfe eilen könne, sobald Leute einträfen. Sie selber half ihm, da es mit der rechten Hand allein nur ungeschickt ging.

„Nur rasch! Nur rasch! Es kann ja ein Dorf abbrennen, bis Sie einspannen!“ rief sie.

Noch immer kam niemand. Die Leute im Markt saßen wohl in den Wirtshäusern herum, sahen nichts von der Gefahr, die ihre armen Nachbarn bedrohte, hörten in dem Budenlärm nicht die noch immer klagende Sturmglocke.

„So fahren Sie allein!“ rief Frida dem Knecht zu. „Es kommt ja kein Mensch!“

„Wenn's mein eigener Bruder wär', bei dem's brennt, ich könnt' nicht fahren! Die Schmerzen in meinem Arm —“

„Wo geht die Straße?“ frug sie hastig.

„Dort, die Landstraß' gerade aus. Aber — ja, was thun Sie denn, Fräulein? Sie wollen doch nicht selber —“

Frida hatte sich auf den Bock geschwungen und die Zügel ergriffen. Die Pferde, die lange im Stall gestanden, zogen kräftig an. Ueber die einsame Landstraße rasselte die Spritze dahin in einer hochaufwirbelnden Staubwolke dem düsteren Flammenzeichen entgegen, das an dem

schönen hellen Sommerhimmel emporloderte. Die Chaussee führte an einer Stelle ziemlich nahe an dem Flusse vorüber, der Heilstatt von dem Dorfe trennte. Ueber die Brücke her kam eben ein Häuflein Damen. Sie blieben stehen und deuteten auf die in rasender Eile vorübersausende Frida.

„Wie unweiblich! Haben Sie gesehen?"

„Die Feuerwehr sammelt sich eben im Ort. Man hätte doch der Malerin nicht bedurft!"

„Na, sie will sich eben auffallend machen um jeden Preis!"

— — — — — — — — — — — —

In Moosburg war eine Scheune in Brand geraten, Funkengarben flatterten auf die dürren Holzdächer der Hütten.

Wasser gab es wohl, durch das Dorf floß ein Bach. Aber die Leute hatten in ihrer Verzweiflung, in ihrer Ratlosigkeit nur den einen Gedanken: ihr bißchen Habe zu retten. Sie kämpften kaum gegen die unabwendbar scheinende Gefahr, die sich über das Dorf heranwälzte. Die Besonneneren hatten das Vieh auf die Wiesen hinausgetrieben.

Endlich hatte eine ruhige kräftige Stimme gerufen: „Heran, alle hier heran in einer Reihe! Die Kinder, die Frauen sollen Wasser schöpfen. Einer reicht dem anderen die Eimer!"

Es war Eberhard Horst, der Gutsbesitzer, der aus seiner Waldhütte herangeeilt war, der die planlos Durcheinanderstiebenden an die meist bedrohte Stätte rief, der eine gewisse Ordnung in das wahnsinnige Treiben brachte.

Aber sein Gesicht war finster, und er murmelte zornige Worte in den Bart. Er war wütend, daß seine Leute nicht mit der Spritze vom Gute kamen; daß man in

der ganzen Umgegend sich in grausamer Gleichgültigkeit fern hielt. Die gefahrdrohenden Funken konnten nicht gelöscht werden ohne einen größeren, mächtigeren Wasserstrahl. Schon brannte trotz aller Anstrengungen ein zweites, ein drittes Haus.

„Ein Stadtfräulein kommt mit der Spritze vom Kurhaus Heilstatt!" schrie plötzlich einer der Dorfjungen.

Eberhard Horst hob ein wenig den Kopf. In der blendenden Brandhelle, in dem Sonnengeflimmer sah man nur einen kleinen Kopf mit kurzem Haar über einer grauen Joppe. Als nun wirklich eine schlanke Mädchengestalt von dem Bock herabsprang, da hielt er einen Moment den gefüllten Eimer in der Hand, ohne ihn zu heben, so verwundert schaute er die unerwartete Erscheinung an.

Man drängte sich an die Spritze; man füllte den Schlauch. Das Bewußtsein, daß man jetzt nicht mehr ganz hilflos sei, gab den Leuten die Geistesgegenwart wieder. Nach wenigen Minuten schon zischte eine breite Wassersäule in die Höhe und prasselte in einem schweren Gußregen auf die heißen angesengten Dächer nieder. Weißer Dampf mischte sich in die schwarzgraue Rauchwolken. Der Kampf gegen die entfesselte wilde Gewalt ward nun geführt mit erneutem Mut, mit einer ausgiebigen Waffe.

Eine Viertelstunde später kamen von allen Seiten die Feuerwehren heran.

Die Heilstätter sahen teils mit höhnisch lachenden, teils mit ärgerlichen Mienen auf das fremde Fräulein, das ihnen zuvorgekommen war, und ihr Führer, der nicht verleugnen konnte, daß er im Wirtshause geblieben war, schimpfte mit glutrotem Gesicht vor sich hin.

„Zum Teufel, Mensch!" schrie Eberhard Horst ihn an. „Wenn die Dame nicht gekommen wäre, dann stünde jetzt das ganze Dorf in Brand. Gerade um die Viertel-

stunde hat es sich gehandelt! Das Feuer wartet nicht, bis Ihr ausgetrunken habt!“

Es gelang jetzt, die Flammen zu dämpfen und sie auf die zunächst neben der brennenden Scheune stehenden Hütten zu beschränken. Frida fühlte, daß sie nun unter den vielen Hilfebereiten vollständig überflüssig sei, und wanderte langsam die gerade Landstraße zurück, die sich zwischen Wiesen, die nach frischgemähtem Heu dufteten, in sonniger Einförmigkeit hinzog. Nur schlanke Vogelbeerbäumchen warfen ihren dünnen Schatten auf das lichte Weiß der staubigen Chaussee.

Ein Wagen rollte hinter ihr her und hielt dann mit einem kräftigen Ruck dicht neben ihr. Man hatte Eberhard Horst seinen Jagdwagen vom Gute herübergeschickt. Er beugte sich nun zu dem einsamen dahinwandelnden Mädchen herab und sagte mit seinem ruhigen, düsteren Gesicht: „Sie sollen nicht zu Fuß heimlaufen, Fräulein. Bitte, kommen Sie!“

Er reichte ihr die Rechte, um ihr auf den hohen Sitz emporzuhelfen. Es lag etwas Befehlendes fast in der Weise, wie er sie einlud, und bei ihrem gewohnten Widerspruchsgeist hatte sie einen Augenblick lang Lust, diese tyrannische Freundlichkeit abzulehnen. Sie besann sich aber gleich darauf, daß sie dadurch mehr sich selber strafe als ihn. So saß sie denn im nächsten Moment in dem wieder dahinsausenden Korbwagen, dicht neben dem wildfremden Manne, der ihr mit kurzer Verbeugung seinen Namen nannte. Sie wußte nichts von ihm, als daß er eben mit angestrengtem Eifer für die armen Dorfleute die Hände geregt hatte, daß er unter den Kopflosen der einzige klar Besonnene, der erste Retter und Helfer gewesen war. Aber das genügte, um ihr eine gewisse Sympathie für ihn einzuflößen.

Einschmeichelnd war weder sein Wesen, noch seine Er-

scheinung. Ein langer hellbrauner Vollbart, von einzelnen grauen Haaren durchsprenkelt, umwucherte förmlich das gebräunte Gesicht mit den fest aufeinander gedrückten Lippen, der energischen Nase und den hellen Augen unter dichten Brauen. Gerade über der Nase saß eine tief eingegrabene Falte, die wohl seinen Zügen den unfreundlichen Ausdruck verlieh.

Er sprach auch nicht viel. Er wetterte über die Saumseligkeit der Feuerwehr und über die übel angebrachte Sparsamkeit der Moosburger, die sich noch immer keine Spritze angeschafft hatten.

„Sie fahren übrigens gut,“ sagte er dann, zum erstenmal sein Gesicht von den Pferden weg zur Seite wendend. „Wo haben Sie das gelernt?“

„Als Kind, als mein Vater noch als Rentbeamter auf dem Lande lebte. Seit zehn Jahren, seit ich in die große Stadt kam, habe ich die Zügel nicht mehr in der Hand gehabt.“

„Das wird Ihnen wohl sehr leid sein?“

„Nein, eigentlich nicht. Ich sehne mich nie nach Dingen, die mir unerreichbar sind. Und daß ich mir als Malerin jemals einen Wagen und Pferde verdienen könnte, ist mir noch nicht in den Sinn gekommen.“

Er sah sie wieder verwundert an, wie eine neue fremdartige Erscheinung, die ihm bisher noch nicht in den Weg gelaufen war. Sie schien wirklich gar nicht daran zu denken, daß auch ein anderer für sie arbeiten und verdienen, daß ein künftiger Mann ihr etwa dieses Unerreichbare zur Verfügung stellen könnte. Aber er fand es sichtlich nicht nötig, nach irgend einem Unterhaltungsstoff mit der Begleiterin zu suchen. Als man sich dem Kurhause näherte, brummte er nur: „Wie Sie es hier aushalten können, ist mir unerklärlich. Sie müssen sich ja vorkommen wie ein wilder Vogel unter Hühnern und Gänsen!“

Das Haus hatte in der grellen Sonnenbeleuchtung mit seinen gleichmäßigen Fensterreihen wirklich etwas von einem Käfig, und es war drollig anzusehen, wie sich nun von allen Seiten die neugierigen Köpfe herausbogen.

Die Malerin auf dem Wagen des Gutsbesitzers! Das war ein Anblick, welcher sämtliche Kurgäste in Aufregung versetzte. Noch eine halbe Stunde später standen die Damen flüsternd im Flur beisammen.

„Sagte ich es Ihnen nicht gleich?“ meinte Frau v. Berg, „sie hat mit ihrem Hiersein einen bestimmten Zweck. Dieser Horst ist ein wohlhabender Mann, und gewiß kennt sie ihn schon länger. Einer Fremden hätte er den Platz auf seinem Wagen nicht angeboten.“

„Nein, gewiß nicht!“ seufzte Frau Professor Wiedemann. Sie mußte es wissen. Mehreremal war sie im Regenwetter auf der Straße gepatscht, die Horst zu fahren pflegte, in der Hoffnung, er werde sie in seinen Wagen einladen. Immer war er gleichgültig vorbeigerollt.

Als Frida sich an diesem Abend nach dem Gutsbesitzer erkundigte, sahen die Damen sich bedeutungsvoll an. Frau v. Berg flüsterte: „Welche Komödiantin!“

Die junge Malerin aber dachte nun mit Interesse an den ernsten Mann mit der tiefen Falte zwischen den Brauen, seit sie wußte, daß eine bittere Erfahrung ihn zum Einsiedler gemacht hatte.

3.

„Sie müssen mitkommen, Fräulein Spahn, heute lassen wir keine Ausrede gelten. An einem Sonntage können Sie ja doch nicht an Ihrer Studie malen!“ bat Assessor Burgdorf eine Woche später mit der liebenswürdigsten Dringlichkeit.

„Wir wollen in den Wald gehen und Schwämme

suchen; ich führe Sie an die besten Plätze. Ueberhaupt, es ist reizend, planlos durch den Wald zu schlendern."

Seine hübschen Augen blitzten auf bei den letzten Worten. Es war, als knüpfe sich noch ein heimlicher Wunsch, eine freudige Erwartung an dieses Wandern und Suchen.

Bisher hatte Frida jede Aufforderung, sich an den gemeinschaftlichen Ausflügen zu beteiligen, abgelehnt. Heute sagte sie zu, um nicht unfreundlich zu erscheinen.

Als man nach dem Kaffee fortwanderte, mit Körbchen und Taschen für die Schwämme, war es drückend schwül; aber im Wald wehte köstliche Luft. Das Harz duftete süß, die vollreifen Erdbeeren, die noch an versteckten Plätzen zu finden waren, lockten vorläufig noch mehr als die Steinpilze.

„Kommen Sie, kommen Sie! Ich weiß die reichste Ausbeute!" hatte Heinrich der Malerin zugeraunt, für die er allein Augen hatte.

Sie folgte ihm anfangs, ganz gleichgültig, nur den Schatten genießend, mit den Augen mehr die weite Waldschönheit umfassend, als auf den Boden spähend. Doch als sie einige scharf duftende Steinpilze gefunden, ward auch sie von der Beutelust gepackt, die fast allen Menschen eigen ist, und ließ sich nun in eifrigem Suchen immer weiter und weiter locken.

Von ferne sah man wohl noch die hellen Kleider durch das Unterholz schimmern, hörte ein lustiges Rufen und Auflachen. Dann ward's immer stiller, nur die Wipfel rauschten und manchmal flatterte ein verscheuchter Vogel durch die Zweige, huschte eine Eidechse vor den Tritten fort. Heinrich hielt sich nun dichter als vorher in Fridas Nähe. Sie mußte ein paarmal ihre Hand zurückziehen, die er beim Gehen wie zufällig streifte. Wenn sie sich bückte, kniete er neben ihr nieder und beugte seinen Kopf an ihre Wange heran.

Seine Finger zitterten in einer ganz merkwürdigen Erregung, so oft er nach dem Körbchen griff, das sie in der Hand hielt. Einmal begegnete sie einem Blick von so auffallender Leidenschaftlichkeit, daß sie sich unwillkürlich abwandte und nun mit deutlicher Absicht in einiger Entfernung von ihm ihren Weg suchte.

Aber er überblickte mit scharfen Augen die Umgebung, eilte plötzlich voraus, zwängte sich durch ein Dornen- und Tannengestrüpp und hielt die Zweige, die sich hier förmlich verflochten hatten, in die Höhe. Sie waren nahe an einen Abhang geraten, der sich hier ziemlich steil abwärts senkte. Frida mußte an ihm vorüber durch das dichte Gewirr.

„Ich fordere Wegzoll," sagte er leise, in heißer Erregung und bog seinen Kopf verlangend herab zu ihren Lippen.

Da sie hastig zurücktrat, ihn überrascht, befremdet mit ihren dunklen Augen anblitzend, fuhr er bittend fort: „Einen Kuß, Fräulein! Kein Mensch kann uns hier sehen!"

„Das ist Ihnen wohl die Hauptsache, Herr Assessor! Wenn es nur die Frau Mama nicht sieht!" versetzte sie und ihre Wangen färbten sich heiß mit der Glut des Zorns. „Für mich aber fehlt noch ein weiteres: ich müßte Sie erst küssen wollen. Und ich will nicht!"

„Frida, seien Sie nicht so unnahbar," rief er und suchte sie mit seinem linken Arm zu umschlingen. Sie aber machte sich mit einer so heftigen Bewegung frei von ihm, daß die Zweige, die er mit der Rechten emporhielt, seiner Hand entglitten und in sein Gesicht schlugen. Mit einem ungeduldigen Aufschrei drückte er das Tuch an eine blutende Wunde, die ihm das zurückschnellende Brombeergestrüpp dicht über den Augen in die Stirne gekratzt hatte.

„Das haben Sie verdient als Strafe für Ihre Keck-

heit, zu der ich Ihnen wahrlich kein Recht gegeben!" rief Frida.

Er hatte schnell seine Fassung wieder gewonnen und bemühte sich, einen scherzenden Ton anzuschlagen.

„Na ja, ich hab's verdient und danke für gnädige Strafe! Aber nun auch genug der Dornen! Seien Sie doch nicht so bitterbös, es war doch kein so schreckliches Ansinnen. Also wieder gut Freund, nicht?"

Ihre Entrüstung wuchs nur bei diesen Worten, mit denen er sie versöhnen wollte. Eine leidenschaftliche Aufwallung hätte sie ihm vielleicht verziehen; nicht diese leichtfertige Art, in der ihr eine tiefe Mißachtung ihrer Person zu liegen schien. O, sie durchschaute ihn. Weil sie selbständig auftrat, weil sie anders war, wie andere junge Mädchen, hielt er sie für leichtfertig, gerade wie die engherzigen Damen in seiner Gesellschaft, nur daß es ihm ganz erwünscht schien, sich ein wenig mit ihr zu amüsieren. Er mißverstand ihre Freiheit und Vorurteilslosigkeit völlig.

Sie war so empört durch diese Auffassung, die seinem Benehmen zu Grunde lag, daß sie ihm einfach den Rücken kehrte. Und als er ihr dennoch folgte, an ihrer Seite bleiben wollte, da sah sie ihn mit einem geringschätzigen Blicke an und sagte: „Bitte, lassen Sie mich allein, Herr Assessor Burgdorf! Suchen Sie die Damen auf, in deren Gesellschaft Sie die Grenzen besser zu wahren wissen. Ich weiß nun, daß ich Ihre Aufmerksamkeit als Beleidigung zu betrachten habe."

Ihr eiskalter Ton traf seine Eitelkeit. Vor wenigen Minuten hatte sie ihm über die Maßen gut gefallen, das Blut war ihm heiß geworden bei dem Gedanken, diese trotzigen Mädchenlippen zu küssen, ein neues Abenteuer zu erleben mit dieser hübschen Emanzipierten. Er hatte den Sieg für leicht, fast für selbstverständlich gehalten. Sein Selbstbewußtsein war ja bisher von allen Damen,

am meisten von seiner blind verliebten Mutter, genährt worden.

Nun haßte er das Mädchen, das ihn so herb zurückgewiesen. „Wie Sie befehlen, meine Gnädige,“ sagte er gereizt.

Sie wanderte allein weiter, immer tiefer hinein in den Wald; anfangs mit raschen Schritten, dann ruhiger, langsamer. Der Zorn verflog; die kühle Luft fächelte ihn fort. Bald hatte sie nur ein wonniges Gefühl, so ganz allein zu sein in der köstlichen Einsamkeit. Ueber ihrem Haupte wiegten sich die grünen Kronen. Sie ging immer zu in dem von Sonnenblitzen durchschossenen Dämmerlicht, in einem traumhaften, wunschlosen Glück. Der Zauber des Waldes hatte sie erfaßt.

Plötzlich klang durch die Zweige ein dumpfes Rollen. Ein fernverhallender erster Donnerschlag. Nun dachte sie erst wieder an ihre Gesellschaft. Sie blieb stehen, legte die Hände an den Mund und rief: „Hallo! Hallo!“ Dann lauschte sie. Aber sie hörte keine Menschenstimme mehr. Nur leise Vogellaute, nur ein Rauschen in den Zweigen.

Aus welcher Richtung sie wohl gekommen war? Nirgends eine Lichtung, nirgends ein betretener Pfad! Einmal hatte sie eine schmale Fahrstraße gesehen, die den Wald durchschnitt. Wenn sie umkehrte, wenn sie den kleinen Bach wieder zu finden suchte, über den sie vor einer Weile geschritten war, dann konnte sie vielleicht doch den Weg gewinnen, der aus dieser Wildnis herausführte.

Aber bei diesem erregten, fast ängstlichen Spähen nach einem Ziel packte es sie wie ein Schwindel, als liefe sie nur im Kreise umher und stünde immer wieder an der alten Stelle, wie rastlos sie auch vorwärts eilte.

Die Damengesellschaft war bei dem Donnerschlag aus allen Richtungen herangeflattert wie ein Häuflein ängst-

licher Hühner. Durch Rufen fand man sich zusammen und scharte sich um die Bank, auf welcher die Frau General, die sich rasch erhitzte, längst Platz genommen hatte.

Die Frau Regierungsrat, die seit einer Stunde, seit ihr Heinrich ihren Augen entschwunden war, in nervöser Angst herumirrte, fand es reizend von ihm, daß er in diesem Moment der Aufregung an ihrer Seite erschien und behauptete: „Ich suche dich seit einer Ewigkeit, Mama. Wo hast du nur gesteckt?"

Alle hatten sich eingefunden. Nur Fräulein Spahn fehlte. Sie mußte natürlich immer ihre eigenen Wege gehen!

Man rief, man suchte ein wenig umher.

„Ich bin nicht für langes Zögern," meinte Frau v. Berg. „Ich darf meine Emmy keiner Erkältung aussetzen."

„Darf ich dem Fräulein meinen Wettermantel anbieten?" fragte der Assessor mit einer Liebenswürdigkeit, die nach seiner Vernachlässigung Emmys in der letzten Zeit eine allgemeine Ueberraschung hervorrief.

„Wirklich, sehr, sehr gütig, Herr Assessor. Aber ich meine, auch die übrigen Damen sollten aufbrechen, wir sind ja Kurgäste und nasse Füße sind schädlich."

Nur die gute Frau General wollte noch warten, doch sie wurde überstimmt, und man zog eiligst ab.

Die Malerin kam nicht, erschien auch nicht bei dem Abendessen und als die Gesellschaft sich zur Ruhe zurückzog, war sie noch nicht da.

Frau König, die Wirtschafterin, die sich besorgt einigemal nach ihr umgesehen, schickte endlich ein paar Knechte mit Laternen in den Wald.

Sie kehrten gegen Mitternacht unter triefendem Regen heim und behaupteten, sie hätten stundenweit gesucht und niemand gehört und gesehen.

Aber ihre erhitzten Gesichter und schweren Augen ließen

vermuten, daß sie in irgend einer Schenke sitzen geblieben waren, statt im nassen Wald herumzulaufen.

4.

Frida hatte ein tapferes Herz und starke Nerven. Aber als es im Wald immer dunkler wurde, die ersten Tropfen fielen und sie immer noch weglos herumirrte, ohne Ahnung, wie sie sich zurecht finden sollte, da wurde es ihr doch recht bang zu Mut.

Müde ließ sie sich unter einer dichten Buche nieder, um wenigstens auszuruhen und sich so gut als möglich vor dem Regen zu schützen. Und dann brach das Unwetter los. Der Sturm rüttelte die Bäume, Tannennadeln und Blätter wirbelten durch die Luft. Sie konnte nicht mehr rasten in dieser drohenden Unruhe. So ließ sie sich denn weiter treiben in rasch wachsendem Dunkel, durch das ab und zu ein Blitz aufzuckte.

Ein paar Augenblicke lang konnte sie sich aufraffen zu einer trotzigen Bewunderung dieser wilden grauenhaften Schönheit.

„Wer den Sturm im Wald malen könnte!" dachte sie. Aber das Staunen ihrer Künstlernatur wurde doch verdrängt von der bangen Sehnsucht nach irgend einem schützenden Dach.

Endlich sah sie ein Licht durch die Zweige schimmern.

Mit frohem Aufatmen lief sie darauf zu und kam an eine Art Almhütte, die auf einem im Halbkreis von Tannen umgebenen Wiesengrunde lag. Die kleinen Fenster waren beleuchtet, und als sie klopfte, erhob sich lautes Hundegebell.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet. Sie stieß unwillkürlich einen Freudenschrei aus. In dieser Oede ein bekanntes Gesicht!

„Ah, Herr Horst!"

„Sie, mein Fräulein?“ fragte auch er überrascht. „Sie haben sich wohl verirrt? Bitte, treten Sie nur schnell ein, sie werden ja sonst durch und durch naß.“

Er sagte das wie ein Mensch, der sich wohl oder übel in eine unvermeidliche Unannehmlichkeit schickt. Dann rief er die Hunde zu sich, faßte sie beim Halsband und hieß Frida mit einer einladenden Handbewegung vorangehen.

Die kleine Hütte bestand nur aus einem Gelaß, sah aber recht wohnlich aus. Im Hintergrunde war ein mit einer dunklen Decke verhülltes niederes Lager. Zwischen den beiden kleinen Fenstern stand ein Sofa mit einem Tischchen davor. Jagdgewehre, ein verblichener Rucksack, ein Hut, der manchem Wetter getrotzt haben mochte, die an ein paar Geweihen herumhingen, gaben dem Raum ein charakteristisches Gepräge. Aber es waren auch Bücher zu sehen.

Der Besitzer dieser Hütte machte allerdings mit seinem Flanellhemd und der groben Joppe noch einen rauheren Eindruck auf das junge Mädchen, als das erste Mal, aber gerade sein Aussehen nahm ihr jede Befangenheit, mit der sie doch sonst wohl die einsame Behausung betreten haben würde.

Mit guter Lebensart schickte er sich in die Rolle des Wirtes. Er bot ihr den bequemen Platz auf dem Sofa, säuberte den Tisch und horchte dabei mit seiner unbeweglichen Miene ihren entschuldigenden Erklärungen.

Draußen goß jetzt ein Platzregen nieder. Die kleinen Fensterscheiben zitterten im Sturm. Es that wohl, die müden Glieder auf einem weichen Sitze auszuruhen.

„Ich darf Sie wohl einladen, mein einfaches Nachtmahl zu teilen,“ sagte er. „Eben bin ich daran, mir Thee zu kochen. Sie müssen vorlieb nehmen, ich habe hier keine Bedienung. Nur des Morgens kommt ein Knecht von meinem Gut herüber.“

„Ich bin allerdings sehr hungrig,“ gestand sie ehrlich. „Aber bitte, lassen Sie mich den Thee bereiten. Ich möchte mich doch auch ein wenig nützlich machen.“

Während sie aufstand und zu der auf dem Herde stehenden Theemaschine ging, war die Falte zwischen seinen Brauen noch tiefer, der Ausdruck seines Gesichtes noch düsterer geworden. Eine Erinnerung hatte sich ihm aufgedrängt an die Zeit seiner Ehe, an jene Jahre, die er am liebsten aus seinem Leben fortgelöscht hätte.

Mit seiner Frau war er in einer Sennhütte über Nacht geblieben, um am nächsten Morgen den Sonnenaufgang auf einer Bergspitze zu genießen. Sie hatte ihren Spaß daran gehabt, da oben Thee zu kochen, ein leckeres Mahl herzurichten; mit ihrer bestrickenden Anmut war sie in dem kleinen Raum herumgeschlüpft in koketter Geschäftigkeit. Er besann sich noch, wie sie ihn entzückt, wie er sich selig gepriesen hatte, diesen Schatz sein eigen nennen zu dürfen. Und dann — der alte Ekel, der alte Zorn regte sich in ihm, wenn er daran dachte. Seitdem waren ihm die Weiber verhaßt mit ihrer einschmeichelnden Geschmeidigkeit, mit ihren falschen, bethörenden kleinen Mätzchen und gefallsüchtigen Künsten.

Es war gut, daß Frida in ihrem Gebaren so ganz und gar nicht an jenes bezaubernde Wesen erinnerte, das ihm sein Herz verbittert hatte. Sie deckte wohl auch ein Tuch auf den Tisch, trug ein paar Teller und Tassen herbei; sie that das alles praktisch und flink, aber mit einer gewissen Eckigkeit, ohne jedwedes zierliche Getändel, mehr in der Art und Weise eines gewandten Jungen, der nicht viel Wesen von diesen kleinen Dingen macht.

Es ward ihm freier zu Mute, während sie herzhaft das einfache Abendbrot verzehrten, und als er sich eine Cigarre angesteckt, hatte er halb und halb vergessen, daß eine Dame zu Gaste in seiner Junggesellenklause weilte.

Er sah immer mehr einen jungen Kameraden in ihr, der ihn nicht weiter störte.

Draußen schüttete noch immer der Regen nieder. Die Bäume rauschten im Sturm.

„Es mag schön hier sein in warmen Sommernächten oder an einem sonnenhellen Morgen," sagte Frida. „Diese beneidenswerte, köstliche Einsamkeit!"

„Ja, man verliert nichts an den Menschen," erwiderte er.

„Manchmal sehne auch ich mich danach, in einer schönen Einöde zu hausen," plauderte sie weiter. „Aber ich glaube, ich würde mich fürchten. Heute im Wald hatte ich einen kleinen Vorgeschmack davon."

Er lachte. Wie sich dabei sein Gesicht veränderte, verjüngte!

„Man fürchtet sich nicht mit diesen beiden Gefährten" — er schaute sich um nach seinen Hunden und rief: „Wie merkwürdig!"

Der eine hatte sich Frida genähert und legte den mächtigen Kopf in deren Schoß.

„Zum erstenmal ist mein Wolf zutraulich zu einem Fremden! Bisher hat er jeden Menschen angeknurrt."

Eberhard schaute, eigentlich zum erstenmal, mit einem wärmeren Wohlwollen voll in das junge Gesicht mit dem lockigen dunklen Haar. Die ungewöhnliche Sympathie, welche der grimmige Wolf für das junge Mädchen an den Tag legte, schien ihm Interesse zu erwecken.

„Wie kommen Sie eigentlich nach Heilstatt?" fragte er dann. „Sie sind doch ein Bild der Gesundheit."

„Es ist ein kleines Freundschaftsopfer," erklärte Frida und erzählte das traurige Schicksal Ernestinens.

„König heißt der Mann der armen Frau?" frug er nachdenklich. „Ferdinand König? Ein blonder, ruhiger Mensch mit einem etwas schüchternen, pedantischen Wesen?" Und da sie nickte, fuhr er lebhaft fort: „Den Mann

kenne ich. Ich war auf der Reise mit ihm zusammen. Mein Hab und Gut hätte ich ihm anvertraut! Wo war er angestellt?"

„Bei dem Kohlenbergwerk in Hambach als Schichtmeister. Der Direktor, Herr v. Unterrichter, wollte ihm wohl —"

Eine rätselhafte Wirkung, die diese Worte, dieser Name hervorriefen! Frida erschrak förmlich vor der leidenschaftlichen Erregung, mit welcher der sonst so gleichgültig ruhige Mann emporsprang, die Faust ballte und auf den Tisch sinken ließ.

Eine Viertelstunde lang war er ein gemütlicher, freundlicher Gesellschafter gewesen. Nun stand er wieder im Bann seiner finsteren Erinnerungen.

„In ihrer Nähe wohnt das Verbrechen!" murmelte er. „Es ist wie ein Gift, das sie ausströmt, wie ein Pesthauch, der ihre Umgebung verdirbt!"

Es war Frida unheimlich geworden während seines heftigen Wutausbruches. Sie fühlte nun erst, wie allein sie war mitten im Wald mit diesem fremden, düsteren Manne.

„Ich glaube," sagte sie, „der Regen hat nun etwas nachgelassen. Vielleicht haben Sie eine Laterne, die ich mitnehmen könnte, um den Weg nach Heilstatt zu finden?"

Er strich sich über die Stirne, als wolle er die häßlichen Bilder verjagen, die sich ihm aufdrängten. „Sie haben ja eben gestanden, daß Sie sich fürchten," versetzte er wieder ganz gutmütig. „Und nun ist es Nacht."

„Meinen Sie nicht, daß Wolf mit mir ginge?" frug sie schüchtern.

„Sie halten mich wohl für einen rechten Wildling, da Sie glauben, ich würde Sie allein durch den Wald laufen lassen."

Sie war in Verlegenheit. Sie wollte ihm doch nicht

eingestehen, wie peinlich es ihr war, ein Opfer von ihm anzunehmen. Sie gehörte überhaupt zu den Naturen, die sich sehr ungern einen Dienst, eine Gefälligkeit erweisen lassen, und nun von diesem Manne, unter einem solchen Zwang!

Er war vor die Hütte getreten und kam nun wieder herein. „Es regnet mit hartnäckiger Ausdauer," sagte er. „Die Wiese ist wie ein See. Sie würden stecken bleiben auf dem schmutzigen Waldwege. Es ist besser, Sie bleiben hier bis zum Morgen."

Sie sah ihn erschrocken an.

„Sie haben ja keine Angehörigen in Heilstatt, die sich beunruhigen," fuhr er fort. „Also nehmen Sie vorlieb mit dem freilich recht einfachen Nachtlager, das ich Ihnen bieten kann. Ich bringe Ihnen ein paar Kissen, eine Decke auf das Sofa. Sie können sich einriegeln — die Hunde liegen da draußen im Flur, also brauchen Sie keine Angst zu haben. Ich habe nebenan noch eine Kammer und lege mich da auf das Heu."

„Aber, das ist doch — ich kann das doch nicht annehmen," stotterte Frida.

„Warum denn nicht? Du lieber Himmel! Ein Jäger wie ich macht sich doch nichts aus einem Heulager. Nein, deshalb nur keine Bedenken!"

Eines war ihr klar: er trat ihr viel lieber sein Zimmer ab, als daß er noch mit ihr nach Heilstatt ging. Bei dieser Erwägung wäre es ihr kleinlich erschienen, wenn sie aus einem Vorurteil, aus einer Aengstlichkeit, die unter den gegebenen Verhältnissen ganz überflüssig schien, dennoch auf den Heimweg gedrungen hätte.

Ueberdies war sie sehr müde und schlafbedürftig.

Er kam ihrer Unentschlossenheit zu Hilfe, sagte: „Gute Nacht!" und ging.

Einige Minuten lang stand sie noch regungslos da.

Dann fiel ihr ein: das war doch eigentlich ein Abenteuer, ein Erlebnis! Und sie mußte lächeln. Ihr war ganz ruhig und friedlich zu Mute in der fremden Behausung, im meilenweiten Wald allein mit dem Sonderling, den man ihr als einen Menschenhasser geschildert hatte.

„Er zeigt sich so rauh und hart und hat doch ein warmes Herz," dachte sie, sich auf dem Sofa ausstreckend.

Es war ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen. —

Als am Morgen das Knarren der Hüttenthüre, die übermütige Freude der beiden Hunde, die ins Freie stürzten, sie weckten, schien die Sonne in das Zimmer.

Wie schön das nun war! Das Gefunkel auf der Wiese, das Wiegen der mächtigen Kronen, das Vogelgezwitscher! Und diese wunderbare Luft! Sie machte sich rasch zurecht, räumte auf, so gut es ging, und trat ins Freie.

Horst dankte ihr heiter auf ihren Morgengruß. In der Natur lag solcher Jubel, man konnte kaum ein finsteres Gesicht machen in solcher Sonnenstimmung.

„Eine Tasse Thee müssen Sie noch trinken, mein Fräulein," sagte er, als sie sich gleich auf den Heimweg machen wollte. „Setzen Sie sich einstweilen auf die Bank vor dem Hause, während ich das Frühstück bereite."

Sie war ihm behilflich, den Tisch zu decken. Dann saßen sie ganz behaglich nebeneinander vor der Hütte und frühstückten.

Frida fühlte, daß es ihr leid that, fortzugehen aus diesem wunderbaren Frieden. Eine heiße Sehnsucht durchrieselte sie, die Hände auf die düstere Männerstirne an ihrer Seite legen zu dürfen und sie schmeichelnd zu glätten, bis die böse Falte verschwand.

Weder sie noch Horst bemerkten den Späher am Waldessaum, der durch die Zweige hindurch das Frühstück zu zweien beobachtete.

Assessor Burgdorf war in der Nacht von Unruhe er-

faßt worden darüber, wo die Malerin wohl geblieben sein mochte. Sie konnte sich im Wald verirrt, sich den Fuß verstaucht haben. Er grollte ihr ja, aber ihr Wegbleiben ängstigte ihn dennoch. Er war ja schuld daran, wenn sie sich verirrt hatte! Sobald es dämmerte, war er aufgestanden und hatte sich auf den Weg gemacht, um sie zu suchen.

Und nun dieser merkwürdige Anblick! Höhnisch, ärgerlich lachte er vor sich hin, während er eiligst wieder den Heimweg antrat.

Wie traulich sie mit diesem als so bärbeißig verschrieenen Einsiedler beim Frühstück zusammen saß, durchaus nicht wie eine im Wald Verirrte, nein, wie ein wohlbekannter Gast! Selbst der sonst so bissige Wolfshund war ja ganz zuthunlich zu ihr.

Wahrhaftig, den Morgenschlaf hätte er sich nicht zu versagen brauchen ihretwegen. Den Weg ins Jagdhaus hatte sie wohl leicht gefunden, sie war ihn sicherlich schon oftmals gegangen, wenn sie mit dem Malkasten auszog. Darum war sie auch nicht zu überreden gewesen, sich an den Ausflügen in Gesellschaft zu beteiligen. Auch gestern hatte sie sich nur ungern gefügt. Das Verirren im Walde — das kam ihr wohl gerade recht als gute Ausrede! Ha, welch ein Narr war er gewesen.

Bis der Assessor in das Kurhaus zurückkam, hatte er sich so fest in den Argwohn und das Mißtrauen und den Zorn gegen Frida hineingeärgert, daß es ihm bis zur Gewißheit feststand, sie sei nicht nur aus Zufall in das Jagdhaus geraten.

Seine Mutter, die sich schon um ihn geängstigt hatte, trat besorgt in sein Zimmer und sah sofort an seinem erregten, hitzigen Gesicht, daß er verstimmt und übellaunig von seinem Morgenspaziergang heimgekehrt war.

Er gab erst keinen Bescheid auf ihre Fragen; doch als

sie dann forschend von der Malerin zu sprechen begann und sagte, es sei doch ganz unheimlich, man müsse wirklich Leute in den Wald senden, da beherrschte er sich nicht mehr, sondern lachte zornig auf.

„Damit würdest du dem Fräulein wohl den geringsten Gefallen thun! Sie amüsiert sich prächtig in der Waldidylle bei Herrn Horst, dem Einsiedler. In der Jagdhütte hat sie offenbar auch die Nacht zugebracht, dorthin hat sie sich verirrt."

„Aber Heinrich. Du glaubst doch nicht, daß das Absicht gewesen ist?"

Er zuckte die Achseln. „Ich will gar nichts behaupten."

Aber seine Miene behauptete sehr viel.

„Bitte, Mama," setzte er noch hinzu, „das bleibt überhaupt unter uns. Du sprichst mit den anderen Damen nicht über diese Entdeckung."

„Gewiß nicht, wo denkst du hin, Heinrich?" versetzte sie.

Aber ein paar Stunden später, nach dem Bade, als wieder von der Malerin die Rede war, konnte sie doch nicht umhin, unter dem Siegel der Verschwiegenheit der Frau Oberinspektor mitzuteilen, was ihr Sohn gesehen hatte und welche Mutmaßungen er daran knüpfte.

Die Frau Oberinspektor aber wäre krank geworden, wenn sie die pikante Geschichte nicht mit boshaften Randbemerkungen hätte weitererzählen dürfen.

„Natürlich nur Ihnen, Frau Oberst! Durch mich soll die Sache nicht herumkommen!"

Es war ein geheimnisvolles Tuscheln und Flüstern auf den Zimmern, auf der Promenade; jede der Wissenden machte ein vergnügtes Gesicht, in der angenehmen Voraussicht, endlich einmal eine Neuigkeit mitteilen zu können.

Als aber Frau v. Berg die Geschichte erfuhr, die von

den verschiedenen Mitarbeiterinnen nun schon ganz romanhaft ausgeschmückt worden war, nahm das Geflüster den Charakter einer Verschwörung an.

„Ich kann meine Emmy nicht in einer solchen Gesellschaft verkehren lassen," erklärte die dicke kleine Frau.

Des Mittags, sobald die Tischglocke ertönte, trat Frida in den Speisesaal. An dem langen Tisch war nur ein Gedeck, nur das ihre.

„Die Damen wünschen auf der Veranda zu speisen," sagte das aufwartende Mädchen. „Nur für das Fräulein sollte ich hier decken."

Auch abends ließ man Frida allein. Man ging ihr aus dem Wege und raubte ihr jede Gelegenheit, ihr Wegbleiben am letzten Abend zu erklären. Die junge Malerin war im ersten Moment betroffen. Dann fügte sie sich sehr gelassen in ihre Vereinsamung, verzehrte an einem Tisch im Garten ihre Mahlzeiten und zog wie sonst zu ihrer Arbeit aus.

Man verzieh ihr ihre gleichgültige Miene nicht, die so deutlich sagte: „Benehmt euch doch wie ihr wollt gegen mich; ich bin deswegen nicht weniger vergnügt!"

Mit wachsender Gereiztheit stürzte man sich immer wieder auf den Klatsch über die Malerin.

Einmal, bei Regenwetter, als die Musikanten ihr Programm im Speisesaal herunterkratzten, mußte Ernestine, die hier beschäftigt war, das Gespräch am Kaffeetische mitanhören.

„Ich sagte ja am ersten Tage schon, daß das Fräulein einen bestimmten Grund für ihr Hiersein haben müsse! Erinnern Sie sich, Frau Oberinspektor?"

„Natürlich, natürlich! Sie kam dieses Herrn Horst wegen hierher, die Freundschaft mit der Wirtschafterin war nur ein Vorwand!"

„Frau König hat sicher recht wohl gewußt, wo das

Fräulein ein Unterkommen finden würde. Den beiden Knechten, die sie des Scheins halber ausschickte, hat man es ja deutlich angesehen, daß sie im Wirtshaus gesessen haben."

„Eine Komödie!"

„Ich habe es als meine Pflicht erachtet, nach München zu schreiben, wie wir über das Fräulein denken," sagte die Frau Regierungsrat. „Ein feines junges Mädchen einer mir lieben Familie sollte nämlich als Schülerin von Fräulein Spahn hierher kommen. Man kann dieser Malerin aber natürlich ein junges unschuldiges Kind nicht anvertrauen."

Die Wirtschafterin war totenbleich geworden und preßte die Lippen aufeinander. Als nun aber Frau Fehlhammer noch in ihrer plumpen Weise bemerkte: „Herr Horst hat ja das Jagdhaus erst ein paar Tage, ehe das Fräulein ankam, bezogen. Das war ein längst geplantes Stelldichein," da bezwang Frau König sich nicht mehr.

„Wie können Sie solche Verleumdungen aussprechen, meine Damen," sagte sie bebend vor Entrüstung, mit Thränen in den Augen und in der Stimme. „Es ist ja kein Wort wahr an allem, was Sie behaupten. Meine Freundin hat Herrn Horst vorher nie in ihrem Leben gesehen, zum erstenmal bei dem Brand!"

„O! O!" unterbrachen sie nun im Chorus die Damen. „Das fehlte uns gerade, daß wir uns von der Person zurechtweisen lassen sollten! Sie haben sich überhaupt nicht um unsere Unterhaltung zu kümmern, das wäre schön, wenn wir hier von der Wirtschafterin belästigt werden dürften!"

Frau v. Berg aber war mit flammenden Augen emporgesprungen und mit ihrem Schleppkleid im Sturm durch den Saal gerauscht. Sie hatte sofort eine entrüstete Unterredung mit dem Besitzer des Kurhauses.

Dieser befand sich ohnehin in übelster Stimmung über das magere Geschäft und freute sich ordentlich, einen Sündenbock gefunden zu haben, auf den er seine Wut abladen konnte.

„Ein recht hübsches Benehmen, wenn die Stammgäste sich über Ihre Frechheit zu beklagen haben, Frau König. Sie sollten dankbar sein, daß man Sie überhaupt in einem anständigen Hause angestellt hat. Ich weiß sehr wohl, daß Ihr Mann im Gefängnis sitzt. Und wenn Sie, statt recht bescheiden aufzutreten, auch noch zu Klagen Anlaß geben, dann reißt meine Geduld. Sie können gehen am Ersten!"

Ernestine verteidigte sich nicht. Sie nickte ergeben. Sie war stumpfsinnig geworden über ihr eigenes Los, aber warmes Mitleid vermochte sie noch zu fühlen, als Frida, die frische, fröhliche Frida, am anderen Morgen mit ganz verstörtem Gesicht in ihr Stübchen herauf kam.

„Da lies! Verstehst du davon ein Wort?" rief die junge Malerin zitternd vor Erregung. „Sechs Absagen von meinen Schülerinnen an einem Tag. In jedem eine andere Ausrede! Die eine, die talentvollste, mein Liebling, schreibt in ihrer drolligen kindlichen Art:

„Liebes Fräulein! Ich hatte mich namenlos gefreut, zu Ihnen auf das Land zu dürfen, und plötzlich will Papa nichts davon wissen. Ich soll Ihnen schreiben, er wollte selbst eine Reise mit mir machen. Aber das ist ja gar nicht wahr, und ich mag Sie nicht anlügen. Frau Stark, wissen Sie, die Mama von Else, die mit Stunde nahm, war bei Papa, und sie haben zusammen über Sie gesprochen. Ich wurde aus dem Zimmer geschickt. So viel ist mir klar, daß ich überhaupt nicht mehr zu Ihnen soll, daß Sie etwas gethan haben sollen, was sich für eine Lehrerin junger Mädchen nicht schickt. Aber ich glaube nichts Schlimmes von Ihnen und behalte Sie immer lieb."

Komisch, nicht wahr, Ernestine?" sagte Frida, aber sie hatte Thränen in den Augen. „Und weißt du, was das schlimmste ist? Frau Stark ist eng befreundet mit der Vorsteherin des Mädcheninstituts, in dem ich Zeichenunterricht gebe. Du wirst sehen, morgen habe ich auch da meine Entlassung. Ich war den Damen nie unterwürfig und duckmäuserig genug. Aber das ist eine Existenzfrage für mich! Die Stunden gaben mir mein sicheres Brot! Bilder malen — du lieber Gott! Dabei kann man verhungern!"

„Siehst du, Frida," seufzte Frau König, „du hättest nicht hierher kommen sollen! Ich sagte dir's ja gleich, mein Unglück reißt dich mit! Denn daß von hier, von diesen Klatschschwestern, die Verleumdung ausgeht, das ist ja sonnenklar!"

Frida lief zornig in dem kleinen Stübchen auf und ab. „Wenn einer einem Menschen aus Bosheit einen Balken vor die Füße wirft, daß er stürzt, dann wird er bestraft. Aber diese edlen Damen wagen nichts dabei, wenn sie hinterrücks einem armen Mädchen die Ehre abschneiden. Nein, sie fühlen sich noch ganz stolz in ihrer strengen Tugend und Moral. Man ist ja wehrlos gegen Klatsch!"

5.

Gegen Abend fuhr der Jagdwagen an dem Kurhause vor. Horst stieg aus und fragte nach Frau König.

„Na, da haben Sie's ja!" höhnte Frau v. Berg. „Uns grüßt er nicht, der hochmütige Mensch. Die Wirtschafterin sucht er auf!"

Frau König sah ihren Besuch mit überraschten Augen an. „Was verschafft mir die Ehre, Herr Horst?" frug sie schüchtern.

Er zögerte eine Weile. „Ich wollte mit Ihnen über Ihren Gatten sprechen," begann er dann. „Sein Schicksal

interessiert mich. Ich kannte ihn und möchte gern Näheres über die Anklage, unter der er steht, hören."

Es lag so viel wohlwollendes Interesse in seiner Frage, daß sie ihm bereitwillig erzählte, so viel sie eben selber wußte. Horst hörte schweigend zu.

„Haben Sie nie daran gedacht," sagte er dann, ohne sie anzublicken, „daß eine besondere Verführung an Ihren Mann herangetreten sein könnte, daß eine Frau, in deren Nähe er sich bewegte —"

Der finstere Ausdruck seines Gesichtes, die Mühe, mit der er die Worte hervorpreßte, fielen ihr auf.

„Wenn mein Mann schuldig ist, dann ist alles möglich," sagte sie mit einem tiefen Seufzer. „Dann habe ich ihn überhaupt nicht gekannt, dann bin ich sechs Jahre lang die Gattin eines Wildfremden gewesen."

Er nickte ein paarmal vor sich hin.

„Es kommt vor, daß man in innigster Gemeinschaft mit einem Menschen lebt und doch keine Ahnung hat von seinem wahren Charakter," murmelte er. Dann setzte er lauter hinzu: „Aber es giebt auch plötzliche Umwälzungen, die an einen Mann herantreten können, Einflüsse, die unerklärliche Macht über ihn gewinnen. Hat Ihr Mann vielleicht in der Familie des Direktors verkehrt?"

„Nicht mehr, als es seine Stellung mit sich brachte. Sein Bureau war in dem Hause des Direktors."

„So, so. Und Sie haben keine Ahnung —" er brach ab.

„Ich nehme ehrlichen Anteil an Ihrem Schicksal, glauben Sie es mir," begann er dann aufs neue. „Sind Sie zufrieden in Ihrer Stellung hier?"

„Man hat mir gestern gekündigt!"

„Mitten in der Saison und warum?"

„Weil ich gewagt hatte, meine Freundin gegen die Verleumdungen der Badegäste zu verteidigen."

„Ihre Freundin — Fräulein Spahn?“ frug er lebhaft. „Ah, und was war der Grund dieser Verleumdungen?“

„Sie können es sich vielleicht denken, Herr Horst,“ sagte sie verlegen.

„Ah, man hat dem Fräulein verübelt, daß sie in meinem Jagdhause Schutz suchte vor dem Unwetter. Natürlich, ich hätte es mir denken können. Aber wenn man wie ich als Einsiedler lebt, dann verlernt man die Vorurteile der Menschen in Betracht zu ziehen. Und dieser Vorfall hat den hiesigen Klatschbasen Gelegenheit geboten —“

„Ach, über bloße Klatschereien würde sich Frida wohl leicht hinwegsetzen, aber man hat an ihre Schülerinnen geschrieben, das heißt an deren Eltern, von allen Seiten wird ihr der Unterricht bei den jungen Mädchen gekündigt.“

„Unerhört!“ rief er aufspringend in leidenschaftlichem Zorn. „Dieses Gelichter! Ich ärgere mich über mich selbst. Ich sollte die Menschen doch kennen! Wenn ich's recht überlege, so war's im Grunde nur Bequemlichkeit, die Unlust, in der Nacht nochmals nach Heilstatt zu laufen, die mich diese vernünftigen Bedenken vergessen ließ. Also meine Schuld! Wenn ich nur wüßte, wie das gut zu machen wäre! Grüßen Sie mir einstweilen Ihre Freundin und sagen Sie ihr, sie werde noch von mir hören. — Und noch eins! Wenn Sie am Ersten von hier weggehen, wenn Sie noch keine andere Stellung haben, so kommen Sie auf mein Gut! Ich kann da eine zuverlässige Frau brauchen.“

Er warf die Worte fast brummig hin, als schäme er sich seiner Gutmütigkeit. Dann, mit einem raschen „Guten Morgen“, war er fort.

— — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später saß Frida vor ihrer Studie in einem versteckten grünen Winkel im Walde. Aber sie

malte nicht. Sie hatte einen Brief auf dem Schoß liegen, auf den sie mit traurigem Gesicht herabblickte. Es war das Entlassungsschreiben aus dem Institut, in dem sie bis jetzt Stunden gegeben hatte. Erwartet hatte sie es ja, seit es aber vor ihr lag, war sie doch tief getroffen.

Was sollte nun werden? Neues Ringen, neues mühseliges Emporarbeiten. Nun aber mit einem Hindernis, das sich ihr schattenhaft, unfaßbar in den Weg stellte.

„In unserem Hause können nur Damen von unantastbarem Rufe unterrichten," hieß es in dem Brief der Institutsvorsteherin. Ihr Ruf war aber nun einmal angetastet worden. Wer frug danach, ob mit Recht oder Unrecht? Wer glaubte ihr, auch wenn sie tausendmal beschwor, daß man sie verleumdet hatte?

Sie ballte das Blatt zornig zusammen, dann seufzte sie tief auf. War's nicht eine Ironie des Schicksals, daß ein Körnchen Wahrheit in der Verleumdung lag, daß ihre Erinnerung festhing an jenen seltsamen Stunden in der Waldhütte und an dem einsamen Mann, mit dem ein Zufall sie zusammengeführt hatte! Daß die Menschen laut und lästernd aussprachen, was ihr als ein scheuer, heimlicher, unerfüllbarer Wunsch im Herzen lag: „Wär' er dir gut, dürftest du ihm seine bittere Vergangenheit vergessen machen mit einer ganzen Fülle neuer, echter, warmer Liebe!" Sie erschrak wie auf einer Schuld ertappt, als sie plötzlich, mitten in diesen unwillkürlichen Träumen einen Schritt neben sich hörte. Horst stand an ihrer Seite und beobachtete sie mit besorgten, teilnahmsvollen Augen.

„Sie scheinen verstimmt, Fräulein," sagte er. „Kein Wunder. Frau König hat mir mitgeteilt, was man Ihnen angethan hat."

Sie lächelte ihn nun ganz heiter an. In diesem Augenblick, da er mit warmem Mitleid, freundlicher und gütiger

als vorher ihre Hand in der seinen hielt, war mit einem Male all ihr Bangen vor der Zukunft verschwunden. Was die Menschen von ihr dachten, galt ihr gleich. Sie empfand nur Freude, daß sie mit ihm bekannt, fast ein wenig vertraut geworden war.

Er setzte sich neben sie. „Ich habe viel überlegt,“ begann er nach einem langen Schweigen, „wie ich das Unrecht, das Ihnen geschieht, wieder gut machen könne. Ich fand nur einen Ausweg. Wir lassen uns trauen. Ich gebe Ihnen meinen Namen. Dann haben die Lästermäuler Ruhe.“

Sie ward flammend rot und totenbleich in wenigen Sekunden. Eine heftige Freude hatte sie einen Moment durchzuckt, gleich darauf schämte sie sich dieser gedankenlosen, leidenschaftlichen Regung. Wie konnte sie nur einen Augenblick seine Absicht mißverstehen. Er war nicht gekommen, um sie zu werben, er begehrte sie nicht zu seinem Weibe, er wollte ihr nur seinen Schutz verleihen, ihr die Achtung der Menschen wiedergeben, die man ihr um seinetwillen entzogen, die man ihr nicht versagen würde, wenn sie seine Frau hieß.

Frida hatte bald ihre Fassung wiedergewonnen.

„Warum sollten Sie büßen für mein Ungeschick, mich im Walde zu verirren? Ich habe an Ihre Thüre geklopft, Sie nahmen mich gastfreundlich auf. Und dafür nun ein Opfer, das Sie meinem Ruf bringen —“

„Sie irren sich, mein Fräulein. Ich bringe kein Opfer. Das wäre thöricht. Aber für mich gilt es gleich, ob ich als Witwer oder als verheiratet im Standesregister stehe. Sie aber, Fräulein, sind jung, Sie müssen es sich wohl überlegen, ob die Welt es Ihnen wert ist, sich durch diesen zwischen uns abgeschlossenen Vertrag zu binden. Sie haben noch Anspruch an Glück, ich nicht. Sie werden vielleicht noch geliebt werden, für mich ist das vorbei. Aber eines

müßte ich doch fordern: daß Sie Rücksicht nehmen auf den Namen, den ich Ihnen gebe."

„Ich habe in meinem Leben wenig Zeit gehabt, an Liebe zu denken," erwiderte sie, ihm offen und klar in die Augen blickend. „Als ganz junges Mädchen hatte ich nur den Wunsch, selbständig zu werden. Da darf man nicht viel rechts und links schauen, darf keinen Träumen nachhängen."

„Das fühlte ich ja gleich, daß Sie anders sind, als die anderen," sagte er. „Sie sind wie ein ehrlicher guter Kamerad! Sonst würde ich ja auch kein Vertrauen zu Ihnen haben!"

Frida hatte ihre Augen gesenkt mit einem Gefühl der Beschämung, als dürfe er um keinen Preis erraten, was in ihr vorging. Nie in ihrem Leben war sie sich so klar bewußt gewesen, daß sie kein „guter Kamerad", nein, ein Weib sei, das lieben und geliebt sein wollte. Und wenn sie's ihm sagte, so würde er bereuen, daß er ihr seine Hand geboten. Er wollte ja nichts wissen von Liebe!

„Sie haben Trauriges erlebt?" frug sie nun leise.

Er schwieg eine Weile.

„Sie haben ein Recht, zu hören, wie ich zu dem weltscheuen Menschen geworden bin, den Sie heute vor sich sehen. Einmal war ich anders, vertrauensvoll, frohlaunig, warmherzig. Aber ein kokettes, falsches Weib hat mir den Glauben an Liebe und Treue geraubt, hat mich elend gemacht. Und jene Frau lebt in Luxus und Ehren! Es geht ihr vortrefflich! Und ein braves Mädchen, das sich um sein Leben mühen muß, das niemand ein Unrecht gethan, soll an ihrem Fortkommen verhindert, soll mißachtet werden, wegen eines dummen, grundlosen Verdachtes? Das ist eine so empörende Ungerechtigkeit, daß ich sie nicht dulden will, daß ich sie aus der Welt schaffen möchte um jeden Preis!... Ich bin ein lebensmüder

Mann, Fräulein! Aber mein Arm ist stark. Man fürchtet mich. Es soll es keiner wagen, der Frau zu nahe zu treten, die meinen Namen trägt. Und ich kann einen guten Kameraden brauchen, der mich wieder etwas mit der Welt verknüpft. Also schlagen Sie ein."

Sie blickte nachdenklich in sein finsteres Gesicht empor. Er meinte es gut mit ihr, das fühlte sie wohl. Und doch wie seltsam! Daß er ihr zumutete, diesen wunderlichen kühlen Vertrag abzuschließen. Er kannte sie doch recht wenig, wenn er glaubte, daß sie ihrer Stellung vor den Menschen, dem böswilligen Gerede ihre Freiheit opfern würde. Wie leicht wäre ihr das Nein geworden, wenn es sich nur um diesen Schein vor der Welt gehandelt haben würde! So aber: sie dachte an ihn; nicht an sich. Er war so allein. Er hatte niemand, der sich Mühe gab, gegen die Schatten anzukämpfen, die auf seinem Gemüt lasteten.

Wenn sie dieser Freund für ihn werden dürfte! Eine gewaltige, erschütternde Sehnsucht überkam sie, in seinem Leben einen Raum einzunehmen, ein wenig Sonnenschein und Frohsinn in sein ödes Heim zu tragen. So schaute sie mit einem zuversichtlichen Lächeln zu ihm auf und legte ihre Hand in seine starke Rechte.

Das war ihre Verlobung.

6.

Ein klarer blauer Himmel lag wieder vor dem Atelierfenster im vierten Stockwerk. In das Grün der Anlagen am jenseitigen Ufer des Flusses mischte sich das erste herbstliche Rot. Frida hatte in den letzten Wochen wieder in der Stadt gewohnt, wo auch die Trauung erfolgen sollte. Zuweilen erschrak sie über den Schritt, den sie gethan, und gleich darauf lächelte sie wieder vor sich hin in freudigem Glauben an die Zukunft. Eberhard sollte lernen, sie zu

lieben. Er sollte sich allmählich in der ländlichen Abgeschiedenheit so gewöhnen an seinen guten Kameraden, daß er nicht mehr daran dachte, fortzureisen, daß ihre Nähe ihm unentbehrlich wurde. Aeußerlich ruhig, aber mit bewegter Seele wartete sie in ihrem schlichten, schwarzen Kleide, das sie für die bürgerliche Trauung angelegt hatte, auf den Wagen, der sie mit Eberhard Horst zum Standesamt bringen sollte.

Als er dann kam in seinem städtischen schwarzen Anzuge, in dem er ihr vollständig verändert erschien, schlanker, jünger, viel weniger grimmig als in der rauhen Joppe, in der sie ihn bis jetzt gesehen, da hatte sie die Empfindung, daß es doch ein fremder Mann sei, mit dem sie nun die Stufen zu dem Rathause emporschritt, auf welcher sonst liebeheiße Menschen, Bräute in seliger Verwirrung dem Glück entgegenzugehen hoffen.

Eine wunderliche Feier! Ernestine, die mit ihr auf Eberhards Gute kommen sollte, und die zwei unvermeidlichen Trauzeugen waren im Restaurant zu einem Frühstück eingeladen worden. Man saß zusammen, wie Reisende, die sich zufällig in einem Wartesaal getroffen haben. Von hochzeitlicher Stimmung keine Spur.

Vor dem kleinen Mahl hatte Eberhard zwei Gläser gefüllt und eines seiner Braut gereicht.

„Auf du und du!“ hatte er leise gesagt und das Glas geleert.

Ein Schmollis wie zwischen zwei Kameraden, ohne Umarmung, ohne Kuß! Frida durchschauerte es plötzlich kalt. Sie hätte ihm so gerne ein warmes Wort gesagt, aber sie konnte nicht. Sie war wie auf den Mund geschlagen.

Während des Mahles, während der Eisenbahnfahrt, als sie mit Ernestine in dem Zuge saßen, der sie auf das Gut bringen sollte, hatte sie immer nur den einen

sehnsüchtigen Gedanken: durch welchen Zauber konnte sie seine Neigung gewinnen?

Es war spät abends, als sie ankamen. Im ersten Stockwerk des Hauses waren für sie zwei große Zimmer hergerichtet worden. Eberhard sagte ihr freundlich gute Nacht und stieg eine Treppe höher.

Tiefe Stille senkte sich bald auf das einsame Haus herab. Frida hörte nur feste Schritte, die über ihr noch lange auf und ab wandelten. Sie wußte: dort oben hauste er, der Mann, dessen Namen sie trug. Sie würde ihn allerdings nicht stören in dem geräumigen Bau, Platz war genug in seinem Heim. Aber würde er ihr nicht immer fremd bleiben, fern, unerreichbar, der Einsiedler, der er gewesen?

* * *

Ein paar Tage später kam eine ganze Reihe von Wagen an dem Kurhause von Heilstatt vorüber nach dem Horstschen Gute. Zur Feier der Vermählung fand dort ein Preisschießen statt, ein Fest mit Tanz und Feuerwerk, zu dem verschiedene Gäste aus der Hauptstadt gekommen und alle Beamten, alle Gutsbesitzer, alles, was sich in der Umgegend zur guten Gesellschaft rechnen durfte, eingeladen worden war. Mit vor Neid erblaßten Gesichtern standen die letzten Stammgäste, Frau v. Berg und ihre Tochter Emmy, unter den Kastanienbäumen des Kurgartens, von welchen nun die welken Blätter herabfielen, und schauten den festlich geputzten Menschen nach, die alle dem einen Ziele zustrebten.

Nur sie, nur die beiden Damen, die fast vergingen vor Langeweile in dem einsam gewordenen Bade, sie waren nicht eingeladen worden. Und während nun eine ganze Anzahl heiratsfähiger junger Männer vorüberfuhr oder vorüberwanderte, war Frau v. Berg sehr geneigt, diesen Sommer als eine gänzlich verfehlte Spekulation zu be-

trachten und die Frau Regierungsrat Burgdorf und deren Sohn Heinrich als die Ursache all des Aergers, der in dieser Stunde ihr Herz durchzitterte, zu hassen. Hatte nicht die Frau Regierungsrat die bösen Geschichten über die junge Malerin verbreitet? War sie nicht schuld, daß man sich so taktlos benahm gegen die jetzige Frau Gutsbesitzer Horst, die wohl ein gastliches Haus eröffnen würde?

O, Frau v. Berg kannte nun die Intriguen dieser um Heinrich besorgten Mutter! Frau Burgdorf hatte ja jede vertrauliche Annäherung ihres Sohnes an Emmy zu vereiteln gewußt! Der schlimme Assessor war thatsächlich abgereist ohne jedwede Liebeserklärung, mit einem kühlen Abschied, der wenig hoffen ließ für den nächsten Winter. Wie viel klüger wäre es doch gewesen, mit Horsts gut zu stehen und nun dieses reizende Fest, im Kreise all der hübschen jungen Leute, mitmachen zu können! Man hörte abends die Raketen knattern, man sah den Schein des Feuerwerks herüberleuchten bis in die öden, herbstlich frostigen Kurhauszimmer.

Mit unbeweglichem Gesicht ließ Eberhard die mehr oder minder salbungsvollen Trinksprüche über sich ergehen, mit welchen man ihn und seine junge Frau feierte. Er schüttelte all den Menschen, die sich an ihn herandrängten, die Hände, er zwang sich sogar ein Dankeslächeln ab für jeden Glückwunsch. Die Gläser klangen aneinander auf das Wohl der jungen Hausfrau, auf das Glück der jungen Ehe.

Mit angstvollen Augen, wie niedergedrückt von einer Schuld, blickte Frida manchmal auf den Mann an ihrer Seite. Wie peinlich ihm dies alles sein mußte! Welche Last er sich aufgebürdet hatte! Wenn sie noch hätte reden können, wenn sie ihm hätte sagen dürfen, daß sie tief empfand, was er für sie that!

Als sie endlich allein waren, da floß ihr das Herz

über von einem glühenden Verlangen, sich ihm zu eröffnen. Auf dem einsamen Flur vor ihrem Zimmer legte sie ihm schüchtern die Hand auf den Arm.

„Eberhard, ich — ich möchte dir doch noch danken —"

Er wandte sich zu ihr, überrascht, mit einer ungewöhnlichen schnellen Bewegung. Einen Moment meinte sie, ein Aufleuchten in seinen Augen zu sehen. Einen Moment glaubte sie, er würde sie in seine Arme ziehen. Aber gleich darauf sagte er wieder in seinem gewohnten Ton, fast ein wenig ungeduldig: „Wofür danken? Für dieses Fest? Du hast dich wohl sehr gelangweilt, Frida? Ich auch, ehrlich gestanden. Aber es war notwendig. Die Leute hier fühlen sich alle geschmeichelt, wenn man sie einladet. Sie werden dein Lob singen, und die Klatschmäuler von Heilstatt mögen nun reden, was sie wollen. Auch wenn ich fort bin, giebt es Menschen genug, die deine Partei nehmen werden."

„Eben deswegen — daß du für mich so viel lästigen Zwang, so viel Störung deiner Gewohnheiten —" Sie war ganz verwirrt, ungeschickt und scheu wie nie vorher in ihrem Leben.

„Nun kommt ja alles wieder ins alte Geleise. Ich gehe auf die Jagd, du wirst malen! Nur keine Skrupel, Frida, gute Nacht!"

Sie war glühend rot, als sie in ihr Zimmer trat, rot vor Beschämung, daß sie ihm ihre Zärtlichkeit hatte aufzwingen wollen. Erst bei klarer Besinnung fiel ihr ein, daß er ja keine Ahnung hatte von dem heißen Wunsch, mit dem sie ihre Hand auf seinen Arm gelegt. Nein! Nur das nicht! Er sollte nicht wissen, daß sie sich nach Liebe sehnte, nach der Liebe dieses Mannes mit den düsteren Augen und dem toten Herzen.

Malen sollte sie, hatte er gesagt. Aber wo war ihre alte frohe Schaffenslust; ihre frische Arbeitsfreude? In

diesem Heim, in seiner Nähe konnte sie nur eines denken, das wußte sie. Nur immer und immerzu dem einen Wunsche nachhängen: wie glücklich würdest du sein, wenn er dich lieb hätte!

Es waren qualvolle Wochen, die sie unter dem strahlend blauen Herbsthimmel auf dem einsamen Gute verlebte. Ernestine teilte die Mahlzeiten mit ihnen, und wenn sie zu dreien beisammen saßen, taute Eberhard manchmal auf, ward gesprächig und mitteilsam, so daß Frida mit heimlichem Jubel hoffte, das häusliche Behagen werde ihn allmählich versöhnen mit dem Leben und er werde ein anderer werden. Aber einem vertraulichen Zwiegespräch mit ihr ging er hartnäckig aus dem Wege.

Für Ernestine hatte er teilnahmsvolle Worte. Er ward es nicht müde, über ihre Sorgen mit ihr zu sprechen. Seine junge Frau frug er niemals, wie es ihr zu Mute sei. Und in der wilden Angst, daß er ihre Liebe erraten könne, hielt sie sich von ihm zurück.

Das Verhältnis zwischen ihnen wurde nach und nach ein peinliches; es war für die Dauer unerträglich. Eberhard schien das auch zu empfinden, denn eines Tages erklärte er, jetzt seine Reise antreten zu wollen.

Da packte Frida mit einem Male eine Art Verzweiflung. Es graute ihr vor ihrem Atelier, vor ihrem einsamen Leben. Am letzten Abende faßte sie sich ein Herz.

„Eberhard, nimm mich mit,“ bat sie.

Er war sichtlich befremdet, erschrocken. Einen Moment blickte er sie zögernd, fast verlegen an: „Es wäre ein anderes Zusammensein, Frida, auf der Reise als hier. Ich fürchte, du würdest es peinlich finden, und ich bin ein schlechter Gesellschafter. Es thut mir leid, Kind, aber es geht nicht. Es kann nicht sein.“

Sie hätte aufschreien mögen aus Zorn über sich selber, weil sie sich hatte hinreißen lassen zu dem bittenden

Wort. Aber nun sollte es auch ihre letzte Demütigung sein. Er sollte ihr nicht noch einmal versichern, daß er ihrer nicht bedürfe.

Vorüber der schöne Wahn, als könnte es einen zweiten Frühling für ihn geben, als könnte sie ihm ein spätes Glück schaffen! Die Träume an ihrem Hochzeitstage hatten sie betrogen; sie waren zerflattert.

Kühl und gemessen sagte sie: „Lebewohl und glückliche Reise!"

Aber wenn sie in den Spiegel schaute, dann sah sie, welch tiefen Leidenszug diese wunderliche Frauenrolle ihr in das Gesicht gezeichnet hatte. —

So gingen die Tage dahin. An demselben Tage, an welchem Eberhard auf einer Karte seine Ankunft in Rom mitteilte, wohin ihm für die nächsten Wochen seine Briefe nachgeschickt werden sollten, kam ein aufregendes Schreiben an Ernestine.

Es war von Doktor Hennings, dem Verteidiger ihres Gatten. Er schrieb: „Meine Nachforschungen haben ein unerwartetes Ergebnis gehabt. Gelegentlich Ihrem Gatten entschlüpfte Aeußerungen haben mich veranlaßt, dem Vorleben der Frau des Direktors nachzuforschen, auf die Ihr Gatte einen unbestimmten Verdacht geworfen zu haben scheint. Der Charakter dieser Frau ist allerdings höchst zweifelhaft. Sie war, wie Ihnen wohl bekannt sein wird, in erster Ehe mit Herrn Horst vermählt, der sich von ihr scheiden ließ. Herr Direktor Unterrichter ist von hartnäckigem Geiz, den auch seine Frau trotz ihrer Schönheit nicht zu besiegen vermocht hat. Sie muß sich bei ihrem Hange für Putz und Luxus mit den schlichtesten in Hambach geschneiderten Kleidern begnügen. Nun ist aber die Dame im Sommer in einem Seebade, in dem sie allein einige Wochen zubrachte, durch ihren Toilettenaufwand, ihren Luxus aufgefallen, überdies aus früherer Zeit als

Verschwenderin bekannt. Ein Offizier, der sie glühend geliebt, hat sich ihretwegen ruiniert. Sie hat auch während ihrer Ehe mit dem Direktor in Geldangelegenheiten keine besondere Ordnung gehalten, verschiedene Schulden gehabt, die aber in letzter Zeit beglichen worden sind. Es ist wohl denkbar, daß sie König zu seiner That zu überreden gewußt, daß er so hartnäckig leugnet, um die Genossin seiner Schuld nicht zu verraten. Und doch muß als Entlastung für ihn der Thatbestand ans Licht gezogen werden."

Ernestine konnte nicht weiter lesen. „Genossin seiner Schuld! Treulos und ehrlos!" schrie sie. „Entlasten soll es ihn, daß er es gethan hat für dieses Weib! Für mich macht ihn das nur tausendmal schlechter, erbärmlicher!"

„Noch ist nichts erwiesen," tröstete Frida. „Hör nur weiter, was Hennings schreibt."

Ernestine las weiter: „Vor kurzem bekam ich eine Magd zu Gesicht, die längere Zeit in dem Unterrichterschen Hause gedient hat. Vor Gericht war nichts aus ihr herauszubekommen. Man hatte auch keine Veranlassung, sie eidlich zu vernehmen, solange die Anklage sich nur gegen König richtet. Aber ich schreibe Ihnen die Adresse des zur Zeit stellenlosen Mädchens auf. Vielleicht wäre es möglich, diese Christel Mittermüller in Ihrer Nähe unterzubringen und sie ein wenig auszuforschen."

„Wozu? Wofür?" seufzte Ernestine und schüttelte traurig das Haupt. „Um von der Fremden zu hören, daß mein Mann ein schlechter Mensch geworden ist? Nein! Ich will nicht, es widerstrebt mir gründlich."

Aber Frida erinnerte sich zum erstenmal mit einer gewissen Befriedigung, daß sie ja Herrin auf dem Gute sei und sich wohl das Recht anmaßen dürfe, eine Dienstmagd zu mieten. Ohne Ernestine weiter zu fragen, schrieb

sie an Hennings und bat ihn, das Mädchen hierher zu schicken.

Es war ein junges Ding mit ländlichen Manieren, aber mit einem einnehmenden, offenen Gesicht. Frida, die sich Mühe geben mußte, die fremde Magd, um welche Ernestine sich nicht kümmern wollte, anzuleiten, kam ihr gütig entgegen und versuchte öfters ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Aber das Mädchen war sehr scheu und sagte nicht viel. Nach einer Woche etwa fand Frida ihren Schützling in Thränen.

„Was hast du, Christel? Gefällt es dir nicht bei uns?“ frug sie freundlich.

„Ja, o ja,“ schluchzte diese. „In meinem Leben hab' ich's noch nicht so gut gehabt. Bis auf das eine, weil ich mich halt in der Nacht so viel fürchten muß.“

„Du fürchtest dich? Sei vernünftig, Christel. Es kann doch kein Dieb ins Haus herein. Die Hunde sind in der Nacht los.“

„O, ein Dieb! Das wär' mir das wenigste,“ erwiderte das Mädchen mit furchtsamen Augen.

„Na, hör mal, an Gespenster wirst du doch nicht glauben?“

„Ach, gnädige Frau, schelten Sie nicht, aber es giebt doch solche Sachen, wie die Leute reden. Denn seit ich's selber gesehen hab', seitdem weiß ich, daß es kein Aberglauben ist, daß es in manchem Hause umgeht bei der Nacht.“

„Das ist wirklich zu albern,“ rief Frida ungeduldig. „Wo geht es denn um? Doch nicht hier?“

Christel schüttelte den Kopf und sagte dann flüsternd: „In meinem früheren Dienst, bei Herrn Direktor Unterrichter. So wahr ich dasteh', gnädige Frau, auf der Stieg' ist einmal eine Gestalt an mir vorbeigehuscht, ganz ohne Laut, wie kein lebendiger Mensch gehen kann. Ich hätt's

greifen können, so nah ist mir's gewesen. Aber ich hab' nur eine eisige Kälte gespürt und mich in die Ecke hineingedrückt, und wie ich mir wieder aufzuschauen getraut hab', war's verschwunden."

Frida wurde aufmerksam und fragte gespannt: „Wer wohnte noch in dem Hause des Direktors?"

„Kein Mensch hat da gewohnt außer uns. Unten war das Bureau. Bei der Nacht ist da niemand. Der Hund hat sich auch nicht gerührt, weil ein Hund einen Geist nicht sieht. Mich hat er immer angeknurrt, obwohl ich ihm alle Tag sein Fressen gegeben hab', aber den Geist nicht."

„Sag, Christel, wie kamst du auf die Treppe? Es muß doch Nacht gewesen sein?"

Nun dachte Frida nicht mehr daran, zu lachen. Mit ernstem, erregtem Gesicht, in Hast und Unruhe forschte sie weiter.

„Seien S' nur nicht bös, gnädige Frau," sagte die Magd verlegen. „Weil ich halt einen Schatz hab'! Er ist ein Arbeiter im Kohlenbergwerk. Den ganzen Tag kommt er nicht heraus. Abends da hab' ich keine Zeit gehabt. So hat er halt in der Nacht auf mich gewartet, draußen vor dem Zaun."

„Nun, und dein Schatz hat den Geist nicht gesehen? Hast du ihm deinen Schrecken nicht erzählt?"

„Freilich, freilich! Ja der Anton! Ausgelacht hat er mich. „Bist du dumm!" hat er gesagt. „Aber dumm sein ist schon recht für unsereinen. Es taugt nichts für arme Leut, wenn sie scharfe Augen haben. Halt nur den Mund über deinen Geist. Sonst kostet es dich deinen Platz!" Er hat auch recht gehabt. Nur der Köchin hab' ich vorgejammert in meiner Angst. Es ist der Gnädigen zu Ohren gekommen und gleich hat sie mir gekündigt."

„Du sollst künftig unten eine Kammer haben, wo die

anderen Dienstboten schlafen, Christel," tröstete Frida. „Im unteren Flur brennt immer Licht." Dann eilte sie in Ernestinens Zimmer, schloß die Thüre und berichtete, was sie gehört hatte.

Ernestine schaute mit ihren trostlosen müden Augen in das glühende Gesicht der Freundin.

„Du meinst also, jenes schlechte Weib sei der Geist gewesen und nächtlicherweile fortgeschlichen zu einem Stelldichein mit — mit meinem Gatten?"

„Laß einmal deine Eifersucht, Ernestine," mahnte Frida lebhaft, „und überlege mit Ruhe. Eure Wohnung war doch eine Viertelstunde von dem Bureau, von dem Haus des Direktors entfernt. Ging dein Mann spät abends noch fort?"

„Nie, niemals!"

„Na also! Als Geist kann sie doch nicht in eure verschlossene Wohnung gekommen sein! Du hättest sie doch sehen müssen —"

„Ja, aber was dann? Was soll dann diese alberne Geschichte, die dich so aufregt? Was denkst du, Frida?"

„Daß die Frau um Mitternacht ins Bureau schlich; daß sie da heimlich die Kasse öffnete. Daß *sie* die Diebin gewesen ist."

Die gebrochene Gestalt Ernestinens richtete sich plötzlich auf, wie von neuer Kraft belebt, ihr schlaffes, bleiches Gesicht durchschoß warme Röte. In leidenschaftlicher Bewegung warf sie sich an Fridas Hals.

„Dann wäre mein Fritz unschuldig!" rief sie, halb schluchzend, halb jubelnd. „O, nicht wahr, du glaubst es? Sag mir noch einmal, daß du an ihn glaubst, daß ich noch hoffen kann!"

„Was *ich* glaube, ist leider gleichgültig. Die Hauptsache wäre: andere zu überzeugen. Ich will sofort Hennings berichten, was ich erfahren habe. Schreibe du an

meinen Mann. Er hat sich ja immer lebhaft für die Frage interessiert. Vielleicht weiß er einen Rat —"

Sofort nach Empfang des Briefes schickte Eberhard ein Telegramm.

„Den Kohlenarbeiter, Christels Schatz, auf das Gut kommen lassen. Anstellung im Torfstich versprechen; besseren Lohn. Hennings benachrichtigen. Den Arbeiter zum Reden veranlassen."

Christel traute ihren Ohren kaum, als die gnädige Frau sich nach der Adresse ihres Anton erkundigte und frug, ob derselbe wohl geneigt sein würde, als Arbeiter auf das Gut zu kommen.

Anton selber aber meinte zu träumen, als er nach einer Fahrt auf der Eisenbahn, die für ihn schon ein Ereignis war, in dem schönen großen Haus anlangte, hier in ein freundliches Zimmer geführt und mit einer Mahlzeit bewirtet wurde, wie er sie in seinem Leben noch nicht genossen hatte.

Die Christel, die ihm die Speisen auftrug, machte ein verwundertes Gesicht und wußte nicht, was das zu bedeuten habe.

Dann traten die Damen in die Stube und begannen ihn auszufragen. Er dachte mit pfiffiger Aengstlichkeit sofort, daß die Leute etwas von ihm wollten und daß er sich hüten müsse, in eine Falle zu geraten.

Auf Fridas erste Frage über die Lohnverhältnisse in Hambach gab er noch ganz gesprächig Bescheid, doch als nun noch ein Mann mit prüfenden Augen unter den Brillengläsern sich zu den Damen gesellte und Frida sagte: „Hören Sie, Anton, Sie sind doch gewiß nicht abergläubisch wie die Christel. Wer war der Geist, den sie gesehen zu haben glaubt?" da ward er verstockt. Er wisse von nichts. Um so etwas kümmere er sich nicht.

„Aber Sie meinten doch der Christel gegenüber, es wäre

besser, wenn Sie den Mund halte. Sie müssen doch irgend eine Vermutung gehabt haben?" forschte Frida weiter.

„Unsereiner hat auch Augen im Kopf," versetzte er verlegen. „Aber es geht allemal schlecht aus, wenn man sich in so was hineinmischt. Ich will gar nichts gesehen haben. Mich geht das nichts an."

Nun legte Hennings dem Arbeiter die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie sollen nicht mehr nach Hambach zurück. Die gnädige Frau hat Ihnen ja eben hier besseren Lohn angeboten. Was soll es Ihnen demnach schaden, wenn Sie erzählen, was Sie in Hambach gesehen haben, vorausgesetzt, daß Sie wirklich etwas sahen und nicht bloß träumten, wie die Christel wahrscheinlich."

Anton machte ein schlaues Gesicht. Dieser Zweifel schien ihn zum Reden anzuspornen.

„Eine bloße Einbildung ist das nicht gewesen von der Christel. Es ist schon etwas an ihr vorbeigekommen, über die Stieg' herunter. Aber so dumm bin ich nicht, daß ich an einen Geist glauben thät'. Der Geist war ein lebendiger Mensch, und warum sie so leise geschlichen ist, das hat sie auch gewußt —"

„Also eine Frau?" frug Hennings rasch. „Eine Frau, die einen bestimmten Grund hatte, in der Nacht ungesehen und ungehört die Treppe herabzugehen. Da wir nun so viel schon wissen, können Sie uns noch alles übrige erzählen. Es schadet Ihnen ja nichts, wenn Sie die Wahrheit sagen."

Der Arbeiter war ein wenig verblüfft, daß er sich nun doch so weit eingelassen hatte. Ernestine aber bat: „O, reden Sie, reden Sie! Mein Leben lang will ich es Ihnen danken!"

Er konnte dem Reiz nicht widerstehen, unter all diesen feinen Leuten mit einem Male als eine wichtige Person behandelt zu werden.

„Das war nämlich so,“ begann er. „Wie ich auf die Christel gewartet hab', und sie so lang nicht gekommen ist, habe ich mich auf die Gartenmauer hinaufgeschwungen, um nach ihr zu schauen und ihr zu pfeifen. Und da ist mir's gleich aufgefallen, daß unten im Bureau Licht gewesen ist. Es waren freilich die Laden zu an den Fenstern, aber die Laden haben oben ein rundes Guckloch und da war's hell. Mich hat mein Platz auf der Mauer nicht mehr gefreut, denn, wenn noch jemand auf war, dann hätt' er mich sehen können und es hätt' böse Geschichten gegeben. So bin ich heruntergesprungen in den dunklen Garten und an das Haus hingeschlichen. Ich hab' sehen wollen, wer da unten noch ist. Es war keine Kunst, an dem eisernen Gitter hinaufzusteigen. So bin ich bald in der Höhe gewesen, bis an dem hellen Guckloch. Ganz deutlich hab' ich hineinsehen können. Aber höllenangst ist mir dabei worden —“

„Ja, warum denn? Sie sind doch ein mutiger Bursche, meine ich,“ sagte Hennings freundlich.

„Die Angst war auch nur wegen meiner Stell'! An der offenen Kasse hat nämlich die Frau Direktor gesessen. Sie war in einem weißen Anzug. Eine winzige Laterne hat sie gehabt. Und ihre Hände haben gearbeitet, ganz flink. Die Geldscheine, die sie herausgezogen hat, die hat sie in ihre Rocktasche hineingeschoben. Dann, kaum zwei Minuten danach, war's wieder stockfinster. Und nach einer Weile ist die Christel herauskommen und hat an Händen und Füßen gezittert und gesagt: seit einer Viertelstund steht sie auf der Stiegen und traut sich kein Glied zu rühren vor lauter Angst vor dem Geist, der ihr begegnet ist. Ich hab' gewußt, was das für ein Geist war, aber ich hab' mich wohl gehütet, was zu sagen.“

„Aber als Sie hörten, daß der Schichtmeister ins Gefängnis kam, als man ihn des Kassendiebstahls verdäch-

tigte, da muß Ihnen das nächtliche Erlebnis doch wieder eingefallen sein! Warum haben Sie da nicht gesprochen?"

„Wer hätte mir denn geglaubt? Fortgejagt hätten s' mich höchstens. Der Schichtmeister, der immer das viele Geld unter sich hat, kann ja auch was genommen haben. Was weiß ich?"

„Sind Sie bereit, vor Gericht zu wiederholen, was Sie uns eben mitteilten?" frug Hennings nun mit ernster Amtsmiene.

Da machte der Arbeiter ein sehr erschrockenes Gesicht. Er schaute nach der Thüre und schien gar nicht übel Lust zu haben, davonzulaufen. Es nützte nichts, daß man ihm versicherte, ein Menschengeschick hänge von seiner Aussage ab, daß Ernestine ihn anflehte und Hennings ihn über seine Pflicht belehrte.

Nur Frida fand das rechte Mittel, um seine Scheu zu besiegen. Sie versprach ihm, dafür sorgen zu wollen, daß er bald seine Christel heiraten könne, wenn er sich nicht länger weigere, einen Schuldlosen durch seine eidlich abgegebenen Enthüllungen vor ungerechter Strafe zu erretten.

Am selben Tage noch reisten die beiden Damen in Begleitung des Rechtsanwalts mit Anton und Christel nach der Stadt.

7.

Frida hatte in den letzten Wochen die eigenen Schmerzen zu vergessen gesucht in selbstlosem Anteil an dem Geschick der Freundin, das sich in ihrer Nähe entschied.

Sie war nur wenige Tage in der Stadt, wo sie mit Ernestine zusammen im Gasthofe wohnte, als sie eines Morgens plötzlich auf der Straße Eberhard gegenüberstand. Dieses unerwartete Wiedersehen, seine Rückkehr, von der sie keine Ahnung gehabt, erschreckte und verwirrte sie der-

maßen, daß sie kaum Fassung genug fand, um ihn zu begrüßen, ein paar ruhige Worte mit ihm tauschen zu können.

Ernestine schien ihm die inhaltschwere Aussage Antons mitgeteilt, ihm gedankt zu haben für seinen guten Rat.

„Ich bin zurückgereist, um den weiteren Fortgang dieses Prozesses zu erfahren. Es ließ mir keine Ruhe mehr. Ich muß wissen, ob das Weib, das ich geliebt, als Verbrecherin enden wird.“

Er sprach es mit zuckenden Lippen in einer nur mühsam beherrschten Erregung. Schwerer und düsterer noch als sonst lag die Wolke auf seiner Stirne. Frida sah ihn an, sah die leidenschaftliche Unruhe in seinen Augen, und ihr Herz ward zentnerschwer. Ein wilder, brennender Schmerz, wie sie ihn noch nie empfunden, bemächtigte sich ihrer: Eifersucht, bittere, rasende Eifersucht auf jene schuldbeladene Frau, die ihm noch immer die Seele zu erschüttern vermochte, die er wohl immer noch liebte.

Um dieses Weibes willen war er gleichgültig geblieben für ihre schüchterne Neigung. Um dieses Weibes willen, das sein ganzes Denken und Erinnern beherrschte, war er von ihr fortgegangen wie ein Fremder.

Ihre Stimme klang rauh und hart, als sie sich rasch von ihm verabschiedete. Sie mußte ihre ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um ihm nicht auf der Straße zu verraten, wie tief verwundet sie sei.

In Eberhard war ein Gewirr von Empfindungen, über die er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben vermochte. Jahrelang hatte es ihn empört, daß das verworfene Weib, das ihn um sein Lebensglück betrogen, sich frei und stolz im Sonnenschein wiegen durfte, während Tausende von braven, ehrlichen Menschen verschmachteten in Not und Sorge. Nun endlich sah er die strenge Gestalt der Gerechtigkeit wieder auftauchen und sich mit drohendem Haupt gegen

die Schuldige wenden. Und ein dumpfes Verlangen beherrschte ihn, sie noch einmal zu sehen, ehe sie verschwand aus der Reihe der Freien und Glücklichen — zur Nummer herabsank. So fuhr er nach Hambach.

Zugleich mit ihm verließen an der Station mehrere Gerichtsbeamte den Zug. Er sah sie auf das Haus zuschreiten. Ein Wagen hielt vor dem Thore. Auf dem Bocke saß ein Schutzmann in Civil.

Er war also gekommen in einer Schicksalsstunde. Er sollte Zeuge sein, wie die Strafe sie ereilte.

Neugierige sammelten sich an der Thüre. Er ging auf und ab an der Gartenmauer und horchte in düsterem Sinnen auf das Rauschen der Ache, die mit schwerem Wellenschlage an der Rückseite des Hauses vorüberfloß.

Ueber das Thal und das Heim, in dem sich ein so ernster Vorgang abspielte, senkte sich rasch die frühe Herbstdämmerung herab.

Ein Schreien, Rufen riß ihn aus seinem dumpfen Grübeln empor. In dem grauen Halbdunkel sah er in geraumer Entfernung eine Schar Menschen, die sich an dem Ufer der Ache zusammendrängte. Man lief aufgeregt hin und her. Auch die Leute, welche sich vor dem Hause versammelt hatten, verließen ihren Posten und eilten dem Wasser zu.

In dem brausenden Strudel, in dem die Ache thalabwärts schoß, war ein regloser weiblicher Körper vorbeigetrieben worden. Der tolle Wirbel hatte ihn ein paarmal in die Höhe geschleudert und dann in schäumenden Wellen mit fortgerissen.

Beim Mühlenwehr zog man die Leiche ans Land. Schaudernd erkannte man an dem langen Blondhaar die Frau des Direktors. Das Gerücht von ihrer Schuld, von der drohenden Verhaftung hatte sich verbreitet. Niemand zweifelte, daß sie absichtlich den Tod in der Ache gesucht habe.

Selbst im Tode noch hatten ihre Züge die kindliche Anmut, mit der sie die Herzen zu täuschen gewußt. Eberhard warf einen langen Blick auf das starre wachsbleiche Antlitz. Aber ihre Schönheit bewegte ihn nicht mehr. Auch die jahrelange Erbitterung, der heiße Haß und Groll, mit dem er ihrer gedacht, waren wie fortgelöscht. Vor dem Hauch des Todes verstummt jede Leidenschaft. Es war ihm, als zöge seine eigene Vergangenheit fort von ihm in den Nebel der Vergessenheit, als der düstere Zug mit der Leiche im Herbstgrau verschwand.

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Tage waren vorüber. Frida hatte in ihrem alten Atelier den Malkasten ausgepackt, eine neue Leinwand auf die Staffelei gestellt und zu arbeiten begonnen mit eisernem Fleiß.

Für Ernestine war alles gut geworden. Man hatte das Verfahren gegen ihren Mann eingestellt und denselben auf freien Fuß gesetzt. Frida fühlte: die Glücklichen bedurften ihrer nicht. Sie aber wollte nun ringen mit aller Kraft, um wieder die alte zu werden. Ihr Sommertraum, der in dem einsamen Jagdhause begonnen, war ja zu Ende.

Aber wie sie auch alle Wünsche und Hoffnungen niederkämpfte, es stockte ihr dennoch der Herzschlag, als sie jetzt Eberhards wohlbekannten Schritt auf der Treppe hörte. Nun galt es, stark sein — hart sein gegen sich selber.

„Es ist gut, Eberhard, daß du noch einmal kommst vor deiner Abreise,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen, mit möglichst ruhiger Stimme. „Ich habe danach verlangt, mit dir zu sprechen. Ich wollte dir noch einmal danken für alles, was du für mich gethan, und dich bitten, das lose, rein äußerliche Band, das uns fesselt, ganz zu lösen.“

„Liebst du einen anderen?“ unterbrach er sie rasch. „Sei ganz offen. Ich werde dir nicht im Wege stehen.“

„Nein, Eberhard. Ich will nur wieder sein, was ich gewesen: eine einsame Malerin. Ich will nur, daß diese Lüge vor der Welt zu Ende sei. Ich kann diese Heuchelei nicht ertragen.“

Er schaute wieder mit gütigem, teilnahmsvollem Blick in ihr gesenktes, ernstes Gesicht.

„Ich muß dich frei geben, wenn du es begehrst. Aber warum, Frida? Warum ist dir der Name, den ich dir gab, so drückend? Ich gehe ja fort, ich zwinge dir meine Nähe nicht auf. Du bist frei nach wie vor. Warum willst du nicht als mein guter Kamerad mit mir leben, teilnehmen an meinem Ueberfluß? Ich habe ja keine Verwandten, keine Familie, niemand, dem ich einmal mein Hab und Gut hinterlassen könnte —“

„O, Eberhard!“ rief sie in leidenschaftlicher Abwehr mit heißen Augen. „Wie kannst du glauben, daß ich im stande wäre, diese Komödie weiter zu spielen, um eines praktischen Vorteils willen! Wahrlich, es war mir nicht um eine Versorgung zu thun! Ich hätte mich auch nicht gefürchtet vor dem bösen Geschwätz der Menschen. Wenn ich deine Hand nahm, so that ich es nicht aus feiger Angst oder aus materiellem Interesse — ich that's, weil ich sah, wie einsam du bist, wie sehr du einen Freund nötig hast —“

Er nahm in warmer Bewegung ihre Hand. „Dank für das liebe Wort, Frida,“ sagte er gerührt. „Ja, du hast recht: ich bin einsam gewesen, mein Leben lang. Ich habe es nie verstanden, mir Zuneigung zu erringen. Und nach der großen tiefen Enttäuschung — du weißt ja — da bin ich erst recht belastet worden von dem Fluch der Vereinsamung. Wer hätte für mich auch Interesse haben können?“

„Wer weiß, Eberhard! Vielleicht hast du auch keine Augen dafür, wenn dir jemand gut sein will!“ sagte sie leise.

Wie aufgerüttelt von einem Zauberwort hob er sein ernstes Haupt empor bei diesem weichen Klang.

„Frida, was sagst du? Du könntest mir gut sein? Mich lieben, mehr als einen Freund? Aber nein, ich kann es nicht glauben, deshalb kann ich auch nicht darum bitten. Wenn das Wunder wahr wäre, Frida, du müßtest es mir sagen.“

Zwischen tieferregten, schweren Atemzügen kamen die Worte hervor. Frida fand keinen Ton, kein Wort. Sie war so überwältigt von dem unerhofften Glück, das nun dennoch kommen wollte. So blieben sie sich einen Moment in stummer Bewegung gegenüber. Ihre Hände aber zitterten ineinander. Ihre Augen suchten sich mit jenem Blick, der ins Herz dringt.

Dann schlang Frida die Arme um seinen Hals und küßte ihm die Falte fort zwischen den Brauen und sagte ihm endlich, wieder mit dem alten frohen Klang in der Stimme: „Freilich habe ich dich lieb, lange schon! Du guter Mensch! Du lieber, guter Mensch!“





Eine edle Himmelsgabe.

Naturwissenschaftliche Betrachtungen von **Dr. G. Merker.**

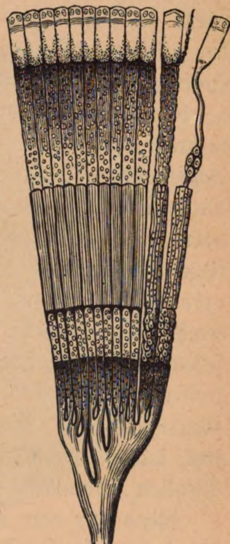
Mit 9 Illustrationen.

Es dürfte schwer sein, unter unseren Sinnesorganen eine genaue Rangordnung zu begründen, sie nach ihrer Nützlichkeit für den Menschen zu klassifizieren; sie haben ja alle die gleiche Wichtigkeit für die Harmonie unseres Daseins und ergänzen sich gegenseitig. Dennoch wird es kaum anzugreifen sein, wenn wir, im Hinblick auf die Art und Weise seiner Thätigkeit, dem Organ des Gesichts eine bevorzugte Rolle zuerkennen.

Die Sinne des Gefühls und des Geschmacks können nur wirken in der Berührung mit materiellen Körpern; die Organe des Geruchs und des Gehörs dehnen ihre Funktionen wohl etwas weiter aus, aber wie begrenzt ist die Sphäre auch ihres Wirkens im Vergleiche mit dem Organ des Sehens des Raumes, das sich nicht auf die von uns bewohnte Erde beschränkt, sondern bis in die fernsten Regionen des Weltalls zu dringen vermag.

Den übrigen Sinnen hat die Natur enge Schranken gesetzt, die wir nicht zu übersteigen vermögen. Wir können durch Erziehung und Uebung die Art, wie jene Organe wirken, vervollkommnen; aber der Bereich ihrer Thätigkeit läßt sich nur in seltenen Fällen erweitern. Allein das

Gesicht besitzt in dieser Beziehung ein Vorrecht, seit der menschliche Erfindungsgeist die optischen Instrumente erfunden hat, welche sein Sehvermögen so gewaltig vergrößern und dem Auge des Astronomen gestatten, den Weltenraum zu durchforschen, wie dem des Mikroskopikers, die Geheimnisse der unendlich kleinen Lebewesen zu ergründen.


Bau eines zusammengesetzten Insektenauges.

Wie alle Sinnesorgane, gehorcht auch das Auge nur einer bestimmten Art von äußeren Reizen. Das Licht ist es, welches in den Endorganen des Sehnerven eine Erregung hervorruft, die wir wiederum als solches empfinden; aber wie mannigfaltig sind die Eindrücke, die es in uns erzeugt! Es spielt nicht nur in der Oekonomie des Universums eine Rolle von ungeheurer Wichtigkeit, sondern es stellt zwischen den irdischen Wesen, die es sehen und empfinden, und der Natur, die sie betrachten, auch ein unzerreißbares und geheimnisvolles Band her. Darum läßt unser Schiller seinen Arnold vom Melchthal bei der Kunde der Blendung seines Vaters ausrufen:

„O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges! Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte."

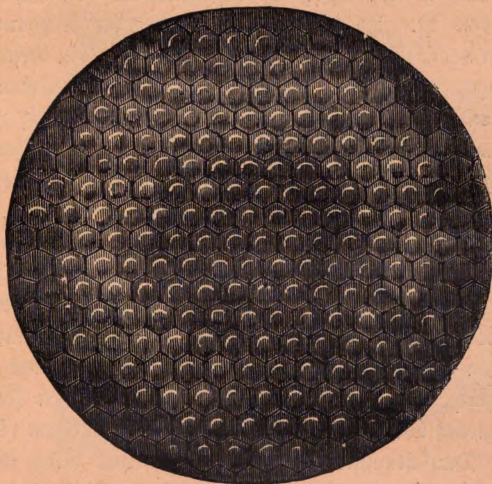
Es ist außerordentlich anziehend, auf der Stufenleiter der lebenden Wesen die Entwickelung ihrer Werkzeuge für Lichtempfindung zu verfolgen, die in der einfachsten Form bei manchen niederen Tieren bloß auf einen farbigen Fleck

beschränkt sind, an den ein Nerv (Sehnerv) herantritt. Bei den Gliederfüßlern unterscheidet man schon einfache und zusammengesetzte Augen. Jene bestehen aus wenigen Nervenstäbchen, auf die durch die linsenförmige Hornhaut ein umgekehrtes Bildchen des zu sehenden Gegenstandes entworfen und dann mittels des sich anschließenden Sehnervs im Gehirn zur Wahrnehmung gebracht wird. Bei den zusammengesetzten Augen, die sich namentlich bei vielen Insekten durch ihre Größe auszeichnen, besteht die stark gewölbte Hornhaut aus Tausenden von Facetten (kleinen, mehreckigen Flächen). Von jeder Facette führt ein eigener lichtleitender (Krystallkegel) und lichtempfindender Apparat die senkrecht von außen auffallenden Lichtstrahlen zu dem darunter befindlichen Sehstäbchen. Alle diese Stäbchen liegen nebeneinander und empfangen Fasern vom Sehnerv; da jedoch auf jedes immer nur ein einziger Lichtstrahl trifft, so kann damit auch nur je ein Punkt des zu sehenden Gegenstandes wahrgenommen werden. Das betreffende Tier sieht daher mit dem ganzen Auge den Gegenstand nur einmal (nicht so oft, als es Facetten besitzt, wie man früher glaubte), jedoch in Form einer aus Punkten zusammengesetzten Mosaik.

Wenn wir von einem Fliegenauge ein Stückchen abschneiden und es unter dem Mikroskop betrachten, so sehen wir, daß seine Oberfläche aus lauter regelmäßig sechsseitigen, gleich großen, in der Mitte erhabenen und dicht aneinander gefügten Facetten zusammengesetzt ist. Jede von diesen bildet die Quer- oder Endfläche der sechsseitigen hohlen Röhren oder Prismen, welche das Innere des Auges bilden. Das zusammengesetzte Fliegenauge bildet eine fast vollständige Kugel, wodurch es dem Tiere möglich wird, alles zu sehen, was um es herum vorgeht. Es ist aber nicht etwa das Fliegenauge allein, welches diesen wunderbaren Bau besitzt, denn alle Insekten haben zu-

sammengesetzte, äußerlich facettierte Augen. Die Anzahl der einzelnen Facetten und Röhren ist mitunter wirklich ungeheuerlich: bei der Stubenfliege zählt jedes der beiden Augen 7000, bei dem gemeinen Kohlweißling aber nicht weniger als 34650 Facetten!

Der Mensch trägt in seinen beiden Augen, die gemein-



Das Facettenauge einer Fliege.

schaftlich den Sehapparat bilden, die vollkommenste Camera obscura mit sich herum, die sich überhaupt denken läßt. Das Auge hat die Form eines Apfels mit einem langen, dicken Stiel, dem mit dem Gehirn in Verbindung stehenden Sehnerv (M auf unserer Illustration S. 163). Es ruht in einer trichterförmigen Knochenhöhle unterhalb der Stirn, vorn durch die Augenlider (O und R), je nach Senkung und Hebung des oberen Augenlides mittels des Muskels P bedeckt oder dem Lichtzugange freigegeben. Die Augenmuskeln (N und O), deren im ganzen sechs

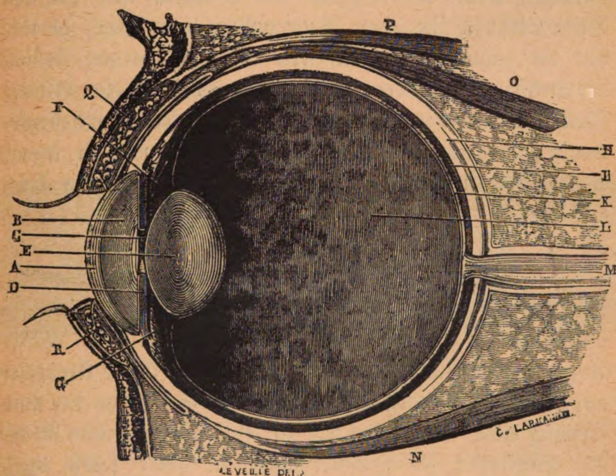
vorhanden sind, ermöglichen die Bewegung des Augapfels in allen Richtungen.

Gehen wir nun bei der Betrachtung des durchschnittenen und stark vergrößerten Augapfels auf unserem Bilde von außen nach innen, so finden wir den inneren Teil des Auges aus einer durchsichtigen, gallertartigen Kugel, dem sogenannten Glaskörper (L), bestehend, der von drei Häuten umgeben ist. In die unterste davon, die Netzhaut (K), breitet der Sehnerv (M) seine Endorgane aus in Gestalt von Stäbchen und Zapfen, welche die Eigenschaft haben, alle leuchtenden oder Lichtstrahlen in einen Nervenreiz zu verwandeln. Die Netzhaut ist umgeben von der Gefäßhaut (I), die ihren Namen von den zahlreichen, sie durchziehenden Blutgefäßen hat. Ihr vorderer Teil, die braun, grau oder blau gefärbte Regenbogenhaut (D), auch Iris oder Augenstern geheißen, hat in der Mitte eine Oeffnung: das Sehloch oder die Pupille (C). Wo die Gefäßhaut in die Regenbogenhaut übergeht, befindet sich hinter der letzteren der Ciliarmuskel (F und G). Die ganze innere Oberfläche der Netzhaut ist mit einem schwarzen Farbstoff (Pigment) überzogen, so daß der Glaskörperraum (L) eine kleine Dunkelkammer darstellt, in die nur durch die Pupille, die wir als die mittelste, schwarze Stelle des Auges erblicken, Licht fällt. N und O sind die Bewegungsmuskeln des Auges; Q das obere, R das untere Augenlid.

Die dritte oder äußerste Augenhaut heißt die harte Hornhaut (H), deren vorderen Teil die durchsichtige Hornhaut (A) bildet. Zwischen Hornhaut und Regenbogenhaut bildet sich dadurch die halbmondförmige und mit farblos durchsichtiger Flüssigkeit gefüllte vordere Augenkammer (B), die durch die Pupille mit dem Glaskörper in Verbindung steht. Unmittelbar hinter der Pupille liegt die Krystalllinse (E), aus einer gallertartigen und vollkommen durchsichtigen Substanz, die indessen etwas fester ist als der

Glaskörper und sich beim Sehen vollkommen so verhält wie eine aus Glas geschliffene Sammellinse.

„Objektives Licht, ein Lichtstrahl von genügender Stärke, auf ein Stäbchen oder einen Zapfen der Netzhaut auftreffend, bringt" — wie Doktor J. Ranke ausführt — „durch gewisse Veränderungen in diesen Nervenendorganen



Senkrechter, stark vergrößerter Durchschnitt durch ein menschliches Auge.

einen Erregungszustand der mit ihnen verknüpften Nervenfasern zu stande, welcher, dem Zentralorgane der Lichtempfindung in der grauen Rinde der Großhirnhemisphären zugeleitet, den subjektiven Eindruck der Lichtempfindung hervorruft. Jeder Erregungszustand der Fasern des Sehnerven bedingt, auch wenn er nicht durch objektives Licht erzeugt ist, eine subjektive Lichtempfindung; aber nur von den lichtempfindlichen Endapparaten in der Netzhaut, von den Stäbchen und Zapfen aus können die Sehnervenfasern durch objektives Licht, durch die Lichtstrahlen

selbst, in den Erregungszustand versetzt werden. Licht, welches im Auge die Sehnervenfasern selbst, ohne die Stäbchen oder Zapfen, trifft, erregt keine Lichtempfindung.

Das beweist der blinde Fleck im Auge. An einer Stelle, wo der Sehnervenstamm sich mit der Netzhaut verbindet, in diese übergeht, fehlen nämlich auf einer scheibenförmigen Stelle der Netzhaut die Stäbchen und Zapfen. Diese Stelle ist in jedem Auge vollkommen blind, obwohl hier die zahllosen Nervenfasern aus dem ganzen Gebiete der Netzhaut zusammentreten; Licht, welches diesen blinden Fleck trifft, bringt, mag es noch so grell sein, dort ebensowenig Erregung der Nervenfasern hervor, wie an irgend einer anderen Stelle unseres Körpers, der keine lichtempfindlichen Netzhautelemente, Stäbchen und Zapfen besitzt.

Wir können uns jeden Augenblick von dem Vorhandensein dieses blinden Fleckes in jedem unserer beiden Augen überzeugen. Fixieren wir zum Beispiel mit dem rechten Auge, bei geschlossenem linken Auge, das kleine Kreuzchen auf dem S. 165 dargestellten schwarzen Felde aus der Entfernung etwa, in welcher wir zu lesen pflegen (etwa 20 bis 25 Centimeter — genauer muß sie jeder selbst durch Probieren bestimmen), so verschwindet, wenn wir mit dem Auge weder nach rechts noch nach links abweichen, nicht nur der weiße Kreis rechts, sondern auch das ganze rechte Ende der schwarzen Fläche selbst. Umgekehrt verschwindet das weiße Kreuzchen, wenn wir in der angegebenen Weise die weiße Scheibe mit dem linken Auge, bei geschlossenem rechten, scharf fixieren. Der Durchmesser des blinden Fleckes ist so groß, daß ein etwa zwei Meter entferntes menschliches Gesicht in ihm verschwinden kann. Wir bemerken für gewöhnlich von dem blinden Flecke nichts, weil er in jedem der beiden Augen auf eine andere Stelle des Gesichtsfeldes, das heißt der ganzen Ausdehnung des mit

einem Auge Sehbaren, trifft; was das eine Auge wegen seines blinden Fleckes nicht sehen kann, sieht daher das andere Auge. Es ist das einer der Fälle, aus welchen die praktische Wichtigkeit der Verdoppelung unseres Gesichtsorganes deutlich wird." Das schärfste Sehen dagegen findet auf einer etwas verdünnten und dem Achsenpunkte der Netzhaut entsprechenden Stelle statt, deren Umfang gelblich gefärbt ist, weshalb sie der gelbe Fleck genannt wird.

Die von einem Gegenstande, den wir sehen, ausgehenden Lichtstrahlen gelangen, nachdem sie durch die Krystall-



Versuch zum Nachweise des blinden Fleckes im Auge.

linse und den Glaskörper in besonderer Weise gebrochen sind, auf die im Hintergrunde des Auges befindliche Netzhaut, wo sie unter normalen Verhältnissen sich zu einem Bildchen des betreffenden Gegenstandes vereinigen. Dies Bildchen aber steht, ebenso wie in der optischen Dunkelkammer, eigentlich verkehrt, während uns die Gegenstände doch aufrecht erscheinen. Dies liegt daran, daß unsere Gesichtswahrnehmungen durchaus nicht einfache Empfindungen, sondern zum größten Teile Ergebnisse unseres Urteils und unserer von Kind auf gesammelten Erfahrung sind. So haben wir uns auch gewöhnt, auf die wirkliche Stellung der Gegenstände im Raume nicht nach jenem Netzhautbildchen, sondern nach unseren vom Tastsinn unterstützten Erfahrungen zu schließen. Wir ver-

wandeln dabei gewissermaßen eine Sinneswahrnehmung in einen Akt des Urteils.

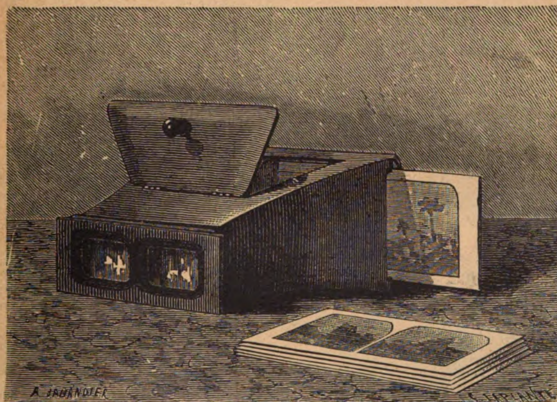
Daß wir aber, da doch jedes Auge ein solches Netzhautbild empfängt, die Gegenstände nicht doppelt sehen, kommt daher, weil jedes Auge einen leuchtenden Punkt dort sucht, wohin die Richtung der von dort ausgehenden Strahlen weist. Beide Augen empfangen nun das Bild des gesehenen Gegenstandes auf ähnlich gelegenen Stellen der Netzhaut, und beide Eindrücke werden deswegen auch als ähnliche oder gleiche empfunden.

Dagegen vermögen wir nur mit beiden Augen die Dinge als wirkliche Körper zu erkennen. Wir erhalten von jedem Gegenstand in jedem Auge ein etwas verschiedenes Netzhautbild, insofern wir nämlich mit dem linken mehr von seinen linksliegenden Teilen und mit dem rechten Auge mehr von den rechtsliegenden sehen. Indem unser Urteil nun diese verschiedenen gleichzeitigen Eindrücke zusammenfaßt, gewinnen wir die Vorstellung der Körperlichkeit, wogegen uns auch das meisterhafteste Gemälde stets doch nur den Eindruck einer Fläche machen wird.

In dem von Wheatstone 1838 erfundenen und später von Brewster verbesserten Stereoskop wird der natürliche Vorgang beim Sehen mit zwei Augen nachgeahmt. Man legt zwei von etwas verschiedenen Standpunkten aufgenommene Zeichnungen oder Photographien eines Gegenstandes, einer Landschaft u. s. w. in diesem Apparat nebeneinander und betrachtet sie durch Linsengläser, die so angebracht sind, daß sich ihre Achsen in der deutlichen Sehweite schneiden. Deswegen müssen die beiden Ansichten für beide Augen zusammenfallen und eine optische Täuschung — fälschliche Vorspiegelung der Körperlichkeit — hervorrufen.

Bringt man dagegen zwei ganz genau gleiche Zeichnungen, etwa zwei echte Banknoten gleicher Art, in das

Stereoskop, so wird man doch nur ein flaches Bild, ohne Tiefe, sehen. Sind aber die beiden Geldscheine nicht von derselben Platte, oder ist die Schrift von einem anderen Satz, so wird niemals völlige Uebereinstimmung sich ergeben. Man braucht deswegen einen zweifelhaften Kassenschein nur mit einem notorisch echten der gleichen Art zusammen in ein Stereoskop zu stecken und zu betrachten,



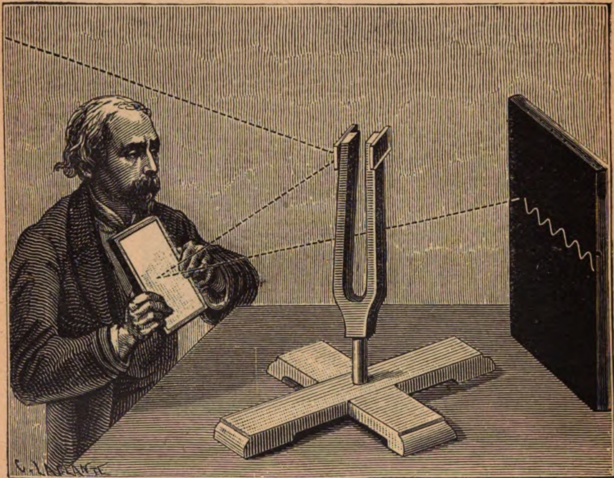
Ein Stereoskop.

um sofort Gewißheit zu erhalten. Jedes Heraustreten der Schrift oder Zeichnung aus der Ebene verkündet unzweifelhaft, daß man es mit einem Falsifikate zu thun hat.

Wie der Sehnerv eine gewisse, wenn auch ganz verschwindend kleine Zeit braucht, um den Lichteindruck zu empfangen und zum Gehirn weiter zu leiten, so dauern andererseits die Reizungen unserer Netzhaut auch nach dem Aufhören des Reizes noch eine Weile fort. Jeder Gesichtseindruck hinterläßt daher auf kurze Zeit ein subjektives Nachbild, das dem „Nachgeschmack“ der Speisen und Getränke im Munde entspricht. Es wird das durch

die bekannten Farbenkreisel, die auch als Kinderspielzeuge dienen, dargethan, sowie dadurch, daß bekanntlich im Dunkeln eine im Kreise geschwungene glühende Kohle als Feuerkreis erscheint.

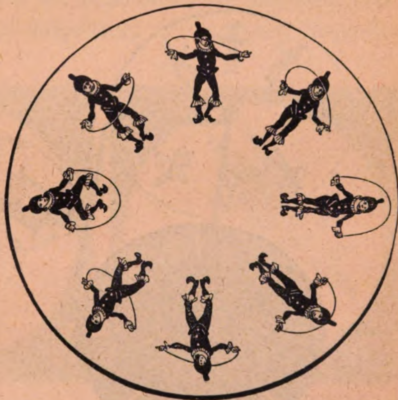
Auf dieser subjektiven Gesichtsempfindung beruht auch ein sehr interessantes Verfahren, gewisse Phänomene sichtbar zu machen, die sonst durch ihre Natur nicht wahr-



Lissajous' Lichtfiguren.

nehmbar sind. Es sind das Lissajous' Lichtfiguren, welche die Schwingungen eines Tones, zum Beispiel einer Stimmgabel, vor unseren Augen erscheinen lassen. An den beiden Zinken einer Stimmgabel sind kleine Metallspiegelchen befestigt; auf eines von ihnen läßt man den Strahl einer elektrischen Lampe etwas schief auffallen, der dann von dem Spiegelchen nach der anderen Seite reflektiert wird. Dort fängt man ihn mit einem anderen Spiegel auf und läßt ihn auf eine schwarze Tafel oder einen schwarzen

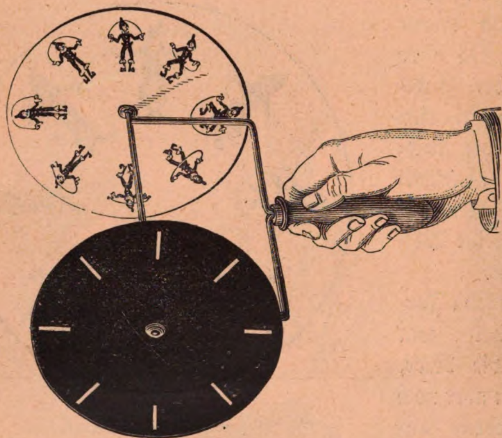
Schirm fallen. Sobald die Stimmgabel durch Anstreichen zum Tönen gebracht wird, begleitet der Strahl alle ihre Bewegungen; sobald aber ihre Schwingungen schnell genug sind, entsteht ein senkrechter und unbeweglicher Streifen auf der Tafel, ähnlich wie wir die geschwungene Kohle als Kreis sehen. Wenn man nun aber, während die Stimmgabel weiter schwingt, plötzlich die Haltung des Spiegels in horizontalem Sinne ändert, so wird auch der Lichtstreifen in eine wagerechte Richtung abgelenkt und erscheint jetzt als feurige Wellenlinie.



Die Figurenscheibe eines Phenakistikops.

Von dem Farbenkreisel war schon die Rede, es giebt aber noch verschiedene andere Apparate, um die verlängerte Dauer des Lichteindruckes und die Nachbilder vorzuführen. Zu diesen gehören das Thaumatrop und das von Plateau erfundene Phenakistikop. Führt man auf einer um eine Achse beweglichen Scheibe Zeichnungen aus, welche die verschiedenen Phasen eines sich bewegenden Körpers, zum Beispiel eines Seilspringers, darstellen, und läßt nun in rascher Aufeinanderfolge diese Zeichnungen gesondert in das Auge gelangen, indem man die Bilder der in schnelle Drehung versetzten Scheibe durch die Ausschnitte einer zweiten, die erste verdeckenden Scheibe betrachtet, so vermeint das Auge eine mit täuschender

Naturwahrheit springende Figur zu erblicken. Es verbindet nämlich die einzelnen Eindrücke zu einer ununterbrochenen Reihe, deren Anfang und Ende eine Bewegung der Figur zeigen, in die wir sie nach und nach gelangen sahen. Eine noch bekanntere, aus Amerika stammende Form des Phenakistikops ist die sogenannte Wundertrommel: ein hohler Pappcylinder, der auf einem Zapfen in einem schweren Fuße

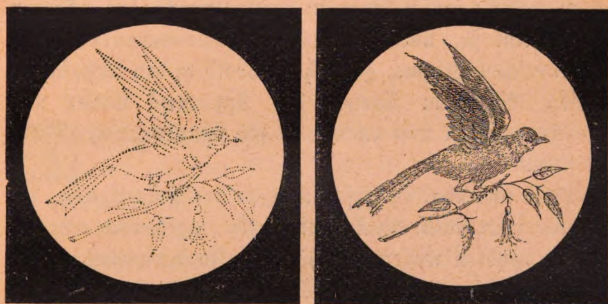


Das Phenakistikop.

ruht und in diesem in rasche Drehung gesetzt werden kann. Die Cylinderwand besitzt dann in ihrer oberen Hälfte eine Anzahl Durchbrechungen, um in das Innere zu sehen, wo der untere Teil die Bilder enthält, die in ihrer Reihe von Zeichnungen die aufeinander folgenden Phasen irgend einer Bewegung darstellen.

Wir schließen mit einigen interessanten optischen Phänomenen, die sich bei der sogenannten Polarisation des Lichtes ergeben. Die einzelne Lichtwelle schwingt wie ein gespanntes Seil, auf dessen eines Ende man einen Schlag

führt, immer in derselben Ebene. Das Licht der Gestirne oder der künstlichen Leuchtmittel verhält sich jedoch für gewöhnlich nicht so, weil es sich aus Strahlen zusammensetzt, von denen der eine nach dieser, der andere nach jener Richtung schwingt. Man kann indessen aus diesen Strahlen diejenigen, deren Schwingungsebenen einander parallel sind, ausscheiden; dies Verfahren nennt man die Polarisation des Lichtes und die dazu dienenden Apparate (vorzüglich kleine Platten enthaltend, die aus den Krystallen



Farbenerscheinung im Polarisationsapparat.

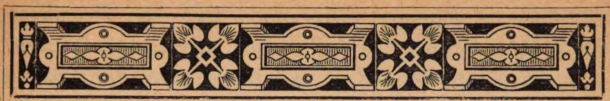
eines unter dem Namen Turmalin bekannten Minerals geschnitten sind) Polarisationsapparate.

Arago entdeckte zuerst, daß polarisierte Lichtstrahlen beim Durchgange durch bestimmte Körper andere Eigenschaften annehmen, wie zum Beispiel das großenteils polarisierte Licht, das vom blauen Himmel zurückgestrahlt wird, ein dagegen gehaltenes Glimmerplättchen, das zuerst ganz farblos erscheint, plötzlich prachtvoll gefärbt zeigt, wenn man zwischen dieses und das Auge noch ein doppeltbrechendes Prisma von Kalkspat oder dergleichen bringt. Alle doppeltbrechenden Körper erzeugen nämlich die Erscheinungen der farbigen oder chromatischen Polarisation,

welche dünne Krystallplättchen gleichmäßig färbt, während dicke Krystallplatten zahlreiche bunte Ringe von oft sehr sonderbarer Gestalt zeigen. Besonders gut eignen sich zu solchen Versuchen Glimmer- und Gipsplättchen wegen der Leichtigkeit, mit welcher sie sich spalten lassen. Zeichnet man auf eine solche Fläche zum Beispiel eine Blume, einen Schmetterling oder einen Vogel und hebt dann an den entsprechenden Stellen geschickt mehr oder weniger dünne Lagen des Minerals ab, so ergiebt sich ein höchst überraschender Effekt. Während die Zeichnung in gewöhnlichem Lichte nämlich kaum in ihren Umrissen zu erkennen ist, erscheint sie, unter einen Polarisationsapparat, etwa ein Nicolsches Prisma, gebracht, alsbald in den lebhaftesten Farben, die beim Drehen des Apparates stärker und schwächer werden und endlich in die komplementäre Farbe übergehen.

Diese und ähnliche Erscheinungen der Polarisation, die wir aus räumlichen Rücksichten nicht eingehender erörtern können, gehören wegen des hübschen Farbenspieles zu den anmutigsten in der ganzen Optik. In Wissenschaft und Praxis wird die Polarisation vorzugsweise in der Krystallographie, zur Unterscheidung ursprünglichen und reflektierten Lichtes, wie zur Charakteristik mancher chemischer Stoffe zu Hilfe genommen.





Ein Besuch in Monaco.

Reiseerinnerungen von Heinr. Willr.

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

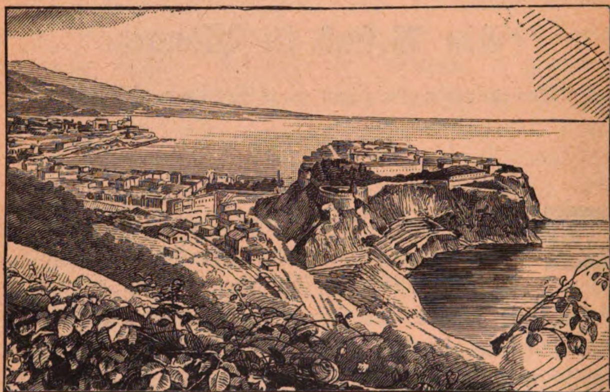
Das Fürstentum Monaco bildet auf der Landkarte nur einen winzigen Punkt, der aber in der Wirklichkeit so wunderbar schön ist, daß ihn jeder, der ihn einmal gesehen, nie wieder aus seiner Erinnerung verliert. An der schönsten Stelle der herrlichen Riviera di Ponente, zwischen Mentone und Villafranca, liegt am Gestade des Mittelmeeres dieses Kleinfürstentum. Es hat nur eine Größe von 21,6 Quadratkilometern, ist rings von den französischen Seealpen umschlossen und zählt insgesamt 13 000 Einwohner.

Monaco ist eine absolute Erbmonarchie; es hat einen Monarchen, einen Staatsrat, einen Generalgouverneur nebst anderen Würdenträgern, eine Armee von fünf Offizieren und 70 Mann (außer der Ehrengarde) und Unterthanen, die keine Steuern zu bezahlen brauchen.

Während des ganzen Jahres ergießt sich ein wahrer Goldregen über dieses winzige Fleckchen Erde, der es ermöglicht hat, die kahlen Felsenklippen mit den prächtigsten Anlagen zu schmücken, und der neben der Bereicherung einzelner noch jetzt dazu dient, fortwährende Verschönerungen

in und um Monaco auszuführen und den Bewohnern dieses Fürstentums das Zahlen von Abgaben zu ersparen. Monaco ist ein Paradies, dem freilich auch die Schlange nicht fehlt — jedenfalls aber einer der interessantesten Punkte unseres Erdteils.

Die Stadt Monaco liegt auf einer ins Meer vorspringenden Felsenterrasse, an der Eisenbahn Nizza-Genua,

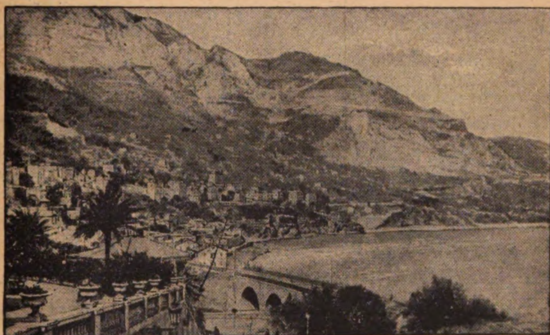


Die Stadt Monaco, links die Spielbank von Monte Carlo.

in herrlichster Lage. Zwischen diesem inselartig in die Meeresflut vorgeschobenen Monacofelsen und dem Steilabfall des Festlandes, der Tête de Chien (Hundskopf) heißt, hat sich das neue Monaco angesiedelt, das aus Gasthöfen und Landhäusern besteht und als klimatischer Kurort benützt wird. Das Kasino mit der Spielbank befindet sich zwei Kilometer nordöstlich von der Stadt bei der Eisenbahnstation Monte Carlo. Herrliche Blicke auf dies ganze Gelände und das Meer hat man schon von der Corniche, jener wohlgehaltenen Landstraße der Riviera von Nizza bis Genua, oberhalb Monaco. Eine andere, allmählich ansteigende Straße führt gleichfalls in herrlichster Lage,

vorüber an der Kirche der heiligen Devota, der Schutzpatronin der Stadt, hinauf zur uralten Stadt Monaco, wo sich uns nun eine ganz unvergleichliche Fernsicht, westlich bis zum Vorgebirge von Antibes und östlich bis zu den Palmenhainen von Bordighera, eröffnet.

Dieser 60 Meter hohe, 300 Meter breite Fels springt 800 Meter weit in die Fluten vor und hängt nur durch eine schmale Zunge mit dem Festlande zusammen. Auf der Nordseite des Schloßplatzes liegt die Residenz des



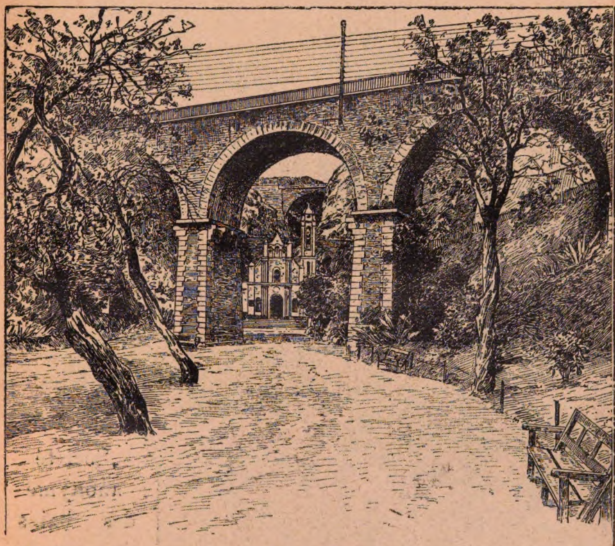
Die Cornichestraße oberhalb Monaco.

Fürsten von Monaco, ein echtes mittelalterliches Feudalschloß von edelster Architektur, dessen Hof mit einem Cyklus Fresken von Caravaggio in seinen Arkaden besonders sehenswert ist. Die Säle des Inneren enthalten Meisterwerke der verschiedenen italienischen Schulen.

Die Fürsten von Monaco sind aus dem uralten genuesischen Adelsgeschlechte der Grimaldi hervorgegangen, das einst in den Bergfestungen Monaco und Monege seine uneinnehmbaren Stätten hatte. Kaiser Otto I. gab sie im Jahre 968 jenem Geschlechte zum Lehen, das erst im 16. Jahrhundert den Fürstentitel annahm. Vorher hatten sich die Grimaldi namentlich als verwegene Seeräuber

einen Namen gemacht, da die Lage von Monaco ja auch wie geschaffen für ein Piratennest war. Unter Augustin Grimaldi fand im Schlosse zu Monaco eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Karl V. und Papst Paul III. unter glänzenden Festlichkeiten statt. Das draußen versammelte Volk rief so anhaltend und begeistert: „Vivat imperator!“ daß der Kaiser nach der Tafel auf den Balkon getreten sein und, gerührt durch so viele Liebe, ausgerufen haben soll: „Bürger von Monaco, ich erhebe euch allesamt in den Adelstand!“ Thatsächlich gelten noch heute alle Mitglieder der einheimischen Familien des winzigen Ländchens als Edelleute. Nach dem 1731 erfolgten Tode des Fürsten Anton, der keine männliche Erben hinterließ, fiel das Fürstentum an den Sohn seiner mit dem französischen Grafen Goyon-Matignon vermählten Tochter, der den Namen Grimaldi annahm. 1793 wurde durch ein Dekret Monaco als französische Provinz erklärt, und in demselben Jahre ward die Fürstin Josefe Grimaldi in Paris ein Opfer der Schreckensherrschaft — ihr Haupt fiel unter der Guillotine. Erst Ludwig XVIII. setzte nach seinem Einzuge in Paris die Grimaldi wieder als Fürsten von Monaco ein. Honoré IV. machte sich sofort auf den Weg, um von seinem Reiche wieder Besitz zu ergreifen. Am 1. März 1815 um Mitternacht wurde der fürstliche Reisewagen plötzlich zwischen Antibes und Cannes von französischen Soldaten unter dem Befehle des Generals Cambronne angehalten. Der Fürst stieg aus und sah sich Napoleon I. gegenüber, der ihm genau bekannt war. Der von Elba zurückgekehrte Kaiser biwakierte hier in einem Olivenwäldchen bei einem hellen Feuer. Nach kurzer Unterhaltung trennten sich die beiden Monarchen unter gegenseitigen Glückwünschen: der eine, um Besitz von Monaco zu ergreifen, der andere, um in die Tuilerien zurückzukehren und von dort über Waterloo nach St. Helena zu

gehen. Im Pariser Vertrag vom 20. November 1815 wurde das Fürstentum in ein Schutzverhältnis zu Sardinien gestellt, das durch die Deklaration vom 8. November 1817 zwar die Selbstherrlichkeit des Fürstentums anerkannte, sich aber das Recht der militärischen Besetzung der Stadt Monaco vorbehielt. Der Vater des jetzigen Fürsten, Fürst



Die Kirche der heiligen Devota.

Karl III. (geb. 8. Dezember 1818, gest. 10. September 1889), trat die bis dahin zu seinem Gebiete gehörigen Städtchen Mentone und Roccabruna, die seit 1848 von Sardinien besetzt worden waren, im Jahre 1861 gegen eine Entschädigung von vier Millionen an Frankreich ab.

Da der Fürst, der während seiner letzten Lebenszeit völlig erblindete, in jüngeren Jahren aber immerwährend sehr viel Geld brauchte, so wußte er sich auch noch ander=

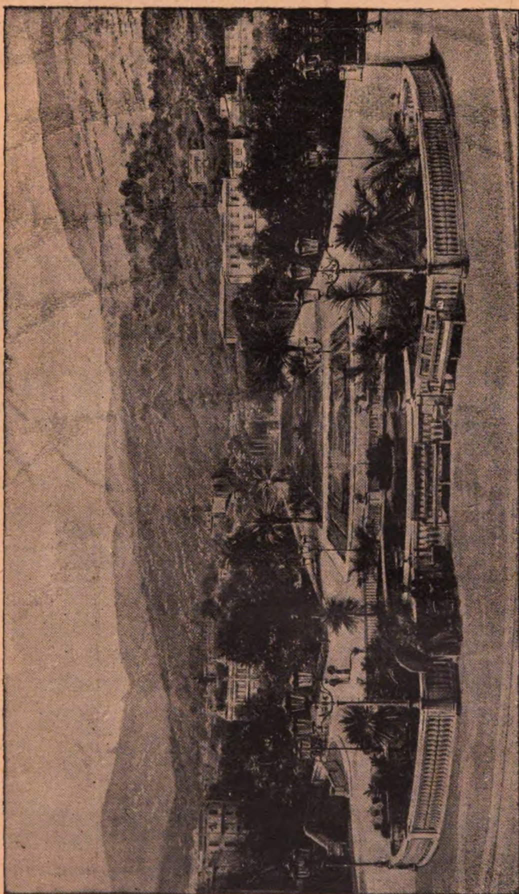
weitige reiche Einnahmequellen zu erschließen. Er erteilte Herrn François Blanc, dem gewesenen Spielpächter von Homburg, Baden-Baden und Wiesbaden, der 1877 als Schwiegervater mehrerer Fürstlichkeiten gestorben ist, für 1 700 000 Franken die Konzession zur Gründung einer



Der Hof des Schlosses zu Monaco.

„Société anonyme des bains de mer de Monaco“. Die Anlage eines Seebades, das allerdings auch am Strande von Monaco vorhanden ist, war aber ein Vorwand, Hauptsache vielmehr die Spielbank, deren Tempel dort aufgerichtet wurde, nachdem die öffentlichen Spielsäle in Deutschland geschlossen worden waren, und von der sich Fürst Karl III. eine sehr bedeutende Rente sicherte. Durch ein Dekret vom

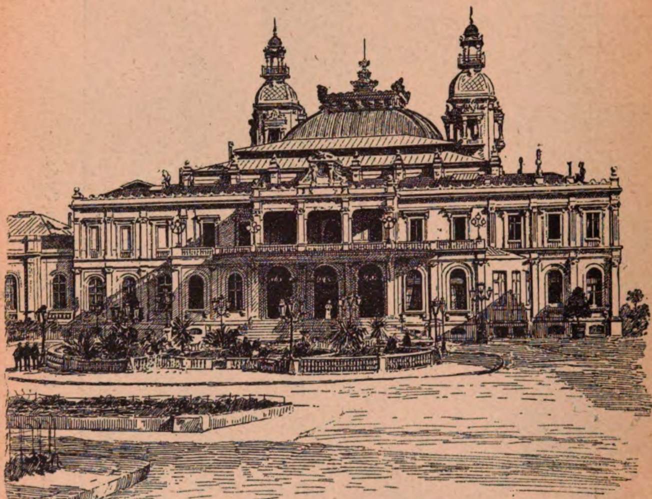
8. Februar 1869 hob der Fürst, der übrigens seinen eigenen Unterthanen durch ein strenges, noch heute bestehen-



Die Gartenanlagen bei dem Kasino von Monte Carlo.

des Verbot das Betreten der Spielsäle verwehrte, in seinem Lande alle Steuern und Abgaben auf; im übrigen

hatte er Blanc die Spielbank unter so weitgehenden Bedingungen überlassen, daß dieser thatsächlich der Herr des Ländchens wurde. Karl III. erblindete nachher vollständig. Er soll nie erfahren haben, welches Unglück er über so viele durch die Errichtung dieses öffentlichen Spieltempels



Das Kasino von Monte Carlo (Frontansicht).

brachte, weil weder Zeitungen noch Briefe u. s. w., die dessen Erwähnung thaten, zu seiner Kenntnis gelangten.

Der geriebene Franzose bot inzwischen die ganze Macht der Reklame auf, um die Fremden nach Monaco zu locken, verausgabte aber auch gleichzeitig Millionen, um die von der Natur schon so reich begünstigte Oertlichkeit noch mit allen Mitteln der Kunst zu verschönern. Es entstand bald ein lebhafter Zustrom von Reisenden, Villa an Villa, Gasthaus an Gasthaus erhob sich, und bald wurde das ursprüngliche Spielhaus zu klein. Die Einnahmen der in eine Aktiengesellschaft umgewan-

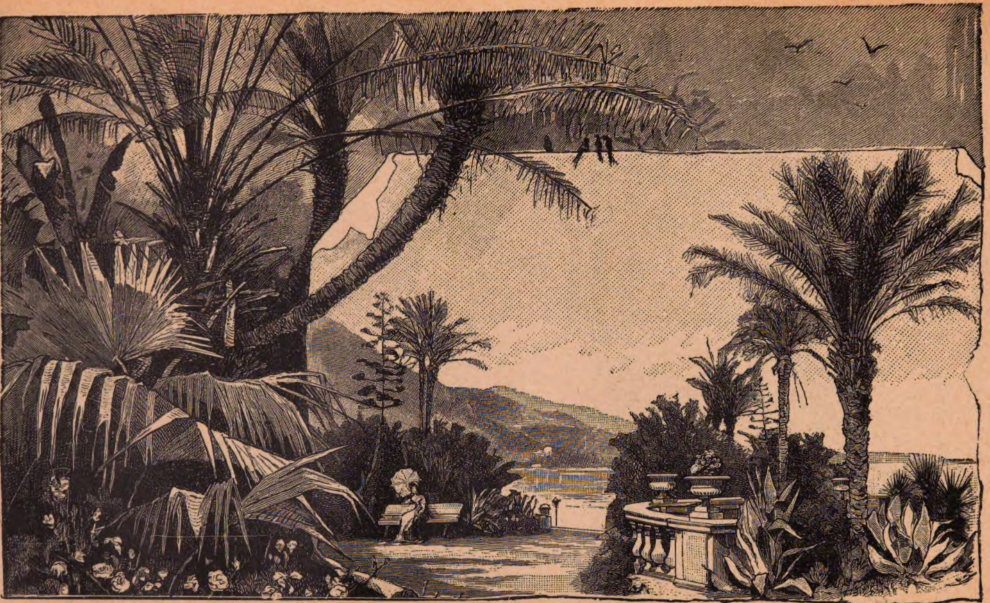


Das Kasino von Monte Carlo (Seitenansicht).

delten Bank erreichten rasch eine so gewaltige Höhe, daß diese es sich erlauben durfte, mit unglaublichem Aufwand

eines der reizendsten Stückchen Erde hervorzuzaubern. Eine vormals ganz öde Hochfläche wurde in die herrlichen Gartenanlagen umgewandelt, welche jetzt das Kasino umgeben, dieses selbst mit den dazu gehörigen Bauten hineingesetzt, ringsherum ein Kranz von Villen gelegt und dieses Ganze zu Ehren des damals regierenden Fürsten Monte Carlo getauft.

Der jetzige Fürst Albert, Herzog von Valentinois, Marquis des Baux, Graf v. Carlades, Baron de Buis, Seigneur de Saint Remy, Herr v. Matignon, Graf v. Thorigny, Baron de Saint Lô, Baron de la Luthumière, Herzog von Esthouteville, Mazarin, la Meilleray und Mayenne, Fürst von Château Porcien, Graf v. Ferrette, Belfort, Thann und Rosemont, Baron v. Altkirch, Herr v. Isenheim, Marquis v. Guiscard u. s. w., erfreut sich — wie man sieht — eines Titels, dessen Länge im umgekehrten Verhältnis zu der Größe seines Ländchens steht. Er war zuerst vermählt mit der Herzogin von Hamilton, doch wurde diese unglückliche Ehe im Jaher 1880 für nichtig erklärt, worauf der Herzog im Jahre 1889 als zweite Gattin Alice, geb. Heine, verwitwete Herzogin von Richelieu — eine Großnichte des Dichters — heimführte. Der Fürst besitzt eine große Neigung für die Naturwissenschaften, er hat mit seiner Yacht „Hirondelle“ zahlreiche Tiefseeforschungen angestellt und verschiedene Apparate für die Untersuchungen der Tierwelt auf dem Meeresboden erfunden, auch ein großes Werk über die Ergebnisse seiner Studien veröffentlicht. Als er auf den Thron gelangte, war viel von seinen „ethischen Neigungen“ die Rede; es hieß, daß er damit umgehe, den Kontrakt mit der Spielbank zu lösen. Dies hat sich jedoch keineswegs bewahrheitet, sondern im März 1896 kam vielmehr erst die Meldung, daß der Fürst die Konzession der Spielbank um fünfzig Jahre verlängert habe. Im Kasino, das demnächst



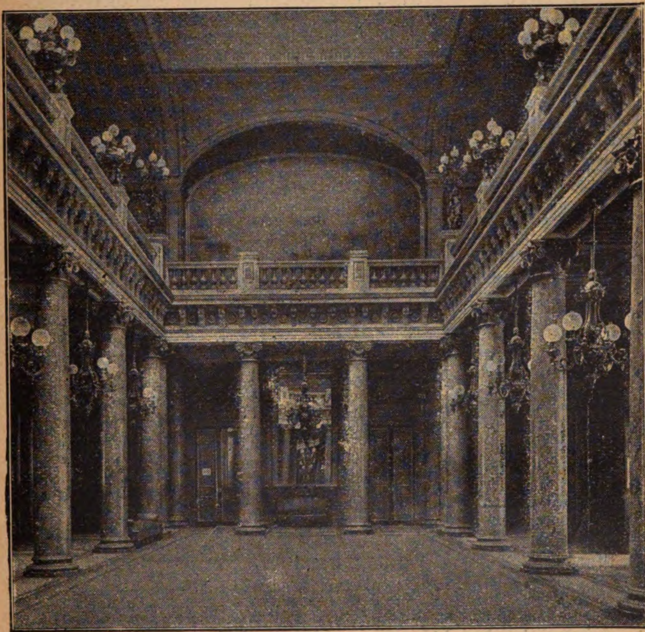
Auf Monte Carlo.

noch erweitert werden soll, wird nach wie vor weitergespielt, und die Liste der unglücklichen Opfer von Monte Carlo nimmt mit jedem Jahre zu.

Der Gewinn, den die Spielbank aus der Leidenschaft der Besucher für das verderbliche Hazardspiel zu ziehen versteht, ist ein ganz ungeheurer, wie aus den Jahresrechnungen der Aktiengesellschaft hervorgeht. Für das Finanzjahr 1894 bis 1895 enthielten diese beispielsweise folgende Angaben: die Einnahmen der Gesellschaft beliefen sich auf 600 000 Mark Mietsertrag und 15 300 000 Mark als unmittelbaren Gewinn von den Spieltischen. Dieser Gesamteinnahme von 15 900 000 Mark standen folgende Ausgabeposten gegenüber: Zahlung an den Fürsten für die Konzession 1 000 000 Mark, an die Regierungs- und Ortsbehörden von Monaco 600 000 Mark, Polizei 240 000 Mark, kirchliche Behörden und Unterricht 220 000 Mark, Gerichtshöfe 60 000 Mark, Reservefonds 800 000 Mark, Direktoren und Agenten 600 000 Mark, Croupiers, Personal und allgemeine Ausgaben 1 000 000 Mark, Ausbesserungen und Abnutzung 160 000 Mark, geheimer Dispositionsfonds 100 000 Mark, Theater, Orchester und Unterhaltungen 500 000 Mark, „Bekanntmachungen" (das heißt Bestechung der Presse, fast ausschließlich französischer und englischer Blätter) 1 240 000 Mark, Taubenschießen, Wettrennen, Karneval und Wohlthätigkeit 300 000 Mark, Reisegeld (für völlig kahlgerupfte Opfer) 120 000 Mark, Pensionen 60 000 Mark, Zinsen auf 60 000 Anteile (jeder Coupon 20 Mark) 1 200 000 Mark, Dividenden von je 128,23 Mark auf die Aktie 7 700 000 Mark, zusammen 15 900 000 Mark. Man führt genau Buch über den Tagesertrag eines jeden Spieltisches, und es erhellt aus diesen Buchungen, daß während des Winters und Frühjahrs ein Roulettetisch einen durchschnittlichen Tagesgewinn von 8000 Mark, im Sommer und Herbst von 7000 Mark bringt;

für jeden Tisch, an dem Trente et Quarante gespielt wird, stellen sich die bezüglichen Summen auf 6000 und 5000 Mark.

Die Spielbank befindet sich in dem Kasino, welches unmittelbar über der Station Monte Carlo liegt. Der ganze steile Felsabhang ist in einen reizenden Terrassen-



Das Atrium im Kasino von Monte Carlo.

garten mit herrlichen, geschmackvoll angeordneten Südgewächsen umgewandelt worden. Von unten führt eine schöne Marmortreppe in drei Minuten auf die Höhe empor, wo sich wiederum die wunderbarsten Ausblicke eröffnen; ein breiterer Fahrweg in fünf Minuten. Den Besuchern Monte Carlos, welche die Spielwut hertreibt, geht das

aber noch nicht rasch genug. Für sie gilt das „time is money“ ganz besonders, denn wer weiß, ob in der Minute, welche sie auf das Betrachten des Meeres und der üppigen exotischen Pflanzen verwenden würden, nicht vielleicht der Augenblick entflieht, in welchem ihnen die wetterwendische Fortuna am grünen Tische gelächelt haben würde! Deswegen hat die Direktion der Spielbank neuerdings noch für einen elektrischen Aufzug gesorgt, auf den ein kleiner Groom auf dem Bahnsteige nach Ankunft eines jeden Zuges durch den lauten Ruf: „L'a—accenseur! L'a—accenseur!“ aufmerksam macht.

Während der „Saison“ verkehren alle halbe Stunde zwölf Züge zwischen Nizza, Monaco und Mentone. Die Verwaltung garantiert der Mittelmeerbahn für jeden Zug eine Einnahme von 5000 Franken, und auf der 1400 Kilometer langen Strecke von Paris bis Ventimiglia soll kein Betrieb so einträglich sein; sie hat auch auf ihre Kosten die Station Monte Carlo aufführen lassen.

Das vielbesprochene Kasino liegt auf einer künstlich hergestellten Hochfläche des Monte Carlo; der von zwei Türmen flankierte Bau ist mehr prunkhaft als schön und wirkt mehr durch seine wundervolle Lage wie durch seinen Stil. Gespielt wird das ganze Jahr hindurch mit Ausnahme hoher Feiertage von 11 Uhr vormittags bis 11 Uhr abends. Untersagt ist der Zutritt Minderjährigen und allen Bewohnern des Fürstentums Monaco selbst, sowie des französischen Departements der Seealpen. Sonst braucht man, um die Spielsäle betreten zu dürfen, nur im Bureau des Kasinos seine Visitenkarte abzugeben und seine Wohnung wie seinen Geburtsort anzugeben. Man erhält alsdann unentgeltlich eine für den Tag gültige „Carte d'admission personelle“, auf deren Rücken man eigenhändig seinen Namen zu schreiben hat.

Im Inneren folgt auf einen hübsch dekorierten Vor=

saal das überaus prunkvoll ausgestattete Atrium, ein großer Saal mit Porphyrsäulen, Majolikaboden, Galerie,



Im Saale des Trente et Quarante

Bronzeleuchtern, geschnitzten und vergoldeten Thüren, Malereien u. s. w. Zur Linken geht es in die Spielsäle, im Hintergrunde geradeaus in den Konzertsaal. Auch ein

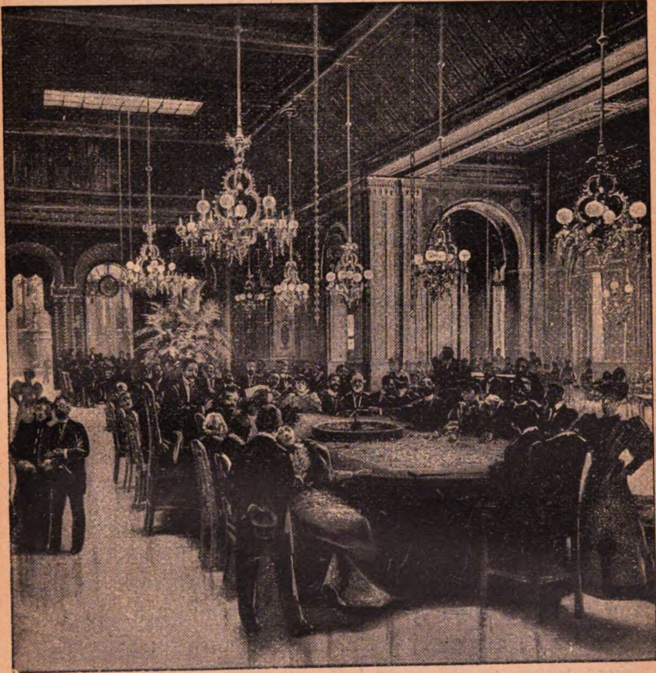
eigenes Theater ist für die Unterhaltung der Fremden vorhanden.

In einem der Spielsäle wird dem Trente et Quarante gehuldigt, in zwei anderen sind die Roulettetische aufgestellt, um die stets das größte Gedränge herrscht. Der geringste Satz bei den letzteren beträgt fünf Franken, beim Trente et Quarante dreißig; das „Maximum" ist auf 12 000 Franken festgesetzt.

Alle möglichen Nationalitäten und Gesellschaftsklassen sind in diesem gleißenden Tempel des Spielteufels vertreten; in erster Linie Engländer, Amerikaner und Russen, aber auch Franzosen und Deutsche, Dänen und Schweden fehlen nicht, selbst Türken, ja Neger und Negerinnen tauchen auf. Prinzen und vornehme Damen sitzen neben Geschäftsleuten und Abenteurern mit verdächtigen Gaunerphysiognomien; alles bemüht sich, einen Platz unmittelbar an einem der Tische zu erlangen, die später Kommenden müssen dahinter sich aufstellen, und um die Roulettetische sieht man nicht selten hinter den Sitzenden noch zwei bis drei dichtgedrängte Reihen stehen. Im allgemeinen geht es in den Spielsälen zur Ueberraschung der Neulinge ziemlich eintönig zu. Auch das Gebaren der Spieler selbst, die man in ständige Professionsspieler und die stets wechselnde Gesellschaft der vorübergehenden Besucher teilen kann, bietet nur selten aufregende Momente. Es kommen nicht viele sogenannte große „Coups" vor, und nur wenn ein „Inspirationsspieler", meist ein Russe oder ein Amerikaner, durch wagehalsige Sätze, die von Erfolg gekrönt werden, Leben in die matten Partien bringt, blickt alles gespannt hin und verfolgt mit funkelnden Augen die Wechselfälle des Glückes. Für gewöhnlich dagegen erscheint das Publikum ruhig, nachdenklich, ja fast trübsinnig.

Jeder Roulettetisch enthält folgenden Apparat in der Mitte: eine Drehscheibe, die in 38 gleich große Fächer

geteilt ist, welche am breiten Ende numeriert, durch Leisten geschieden und abwechselnd rot und schwarz gefärbt sind. Sie bewegt sich innerhalb eines erhöhten und gegen sie geneigten Randes, worin der Bankier eine



Bei der Roulette.

kleine Elfenbeinkugel in Bewegung setzt, während er gleichzeitig die Scheibe nach der entgegengesetzten Richtung dreht. Wenn die Bewegung langsamer wird, fällt diese Kugel in eines der Fächer, dessen Nummer und Farbe über Gewinn und Verlust entscheiden. Auf dem grünen Teppich des Spieltisches befindet sich eine Tabelle, welche die

Zahlen von 0 bis 37 verzeichnet und noch besondere Abteilungen für Schwarz (noir) und Rot (rouge), Gerade (pair) und Ungerade (impair) u. s. w. enthält. Die Mitspielenden haben eine oder mehrere Abteilungen zu besetzen, bevor der Bankier die Scheibe dreht. Fällt die kleine Kugel auf die Null, so streicht die Bank alles Geld auf dem Tische ein; wer gerade die Nummer besetzt hat, auf der die Kugel stehen bleibt, bekommt seinen Einsatz fünfunddreißigmal ausbezahlt. Das Trente et Quarante ist ebenfalls ein Spiel, das sich um Rot und Schwarz dreht; es kommen aber noch zwei „Chancen": Couleur und Inverse hinzu. Das Publikum, das sich im Kasino diesem Glücksspiel hingiebt, pflegt gewählter zu sein, wie das an den Roulettetischen.

Aeußerst selten kommt es vor, daß ein Spieler wirklich bedeutende Gewinne, wie etwa mehrere hunderttausend Franken, macht, und meist kommt ein solcher Glückspilz später wieder, um dann das Gewonnene zu verlieren.

Es läuft wohl mitunter die Nachricht durch die Zeitungen, die Bank in Monte Carlo sei „gesprengt" worden, allein das ist eine Uebertreibung, da dies überhaupt nicht möglich ist. Der Bankier eines jeden Spieltisches hat viele Hunderttausende in seiner Kasse, und wenn diese einmal durch anhaltend vom Glück begünstigte Spieler auf etwa 100 000 Franken zusammenschmelzen, so läßt er einfach „Rekruten" holen. Dann wird in feierlichem Zuge unter militärischer Eskorte eine Kassette, die mit Gold und Papiergeld gefüllt ist, an den Tisch gebracht; selbst nur eine vorübergehende Unterbrechung des Spieles kommt fast niemals vor.

Aeußerst zahlreich sind die Opfer des Spieles, wenngleich derartige Fälle verhältnismäßig selten bekannt werden, da eine bestochene Presse der Verwaltung der Bank hilft, sie totzuschweigen. Das Bestehen dieser öffentlichen

Spielbank ist ein Schandfleck für Europa. Ihre Auflösung könnte nur durch eine Entschädigung von mindestens 30 bis 40 Millionen Franken an die Aktionäre geschehen. Die Hauptaktionäre sind gegenwärtig Fürst Radziwill und Baron Camillo Blanc, die auch die Mehrzahl der Aktien des Prinzen Roland Bonaparte angekauft haben, der mit einer inzwischen verstorbenen Tochter Blancs verheiratet war.





Die Berliner Polizei bei der Arbeit.

Bilder aus der Reichshauptstadt. Von **Th. Gandert.**

(Nachdruck verboten.)

Berlin ist Weltstadt geworden, und selbst der verbittertste Gegner der Hauptstadt des Deutschen Reiches wird nach eigener Anschauung zugeben müssen, daß Berlin den Vergleich mit Paris nicht mehr zu scheuen hat.

Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten; neben dem äußeren Glanz und der gewaltigen rastlosen Arbeit geht das Elend und das Verbrechertum einher, und dieser Nachtseite des großstädtischen Lebens sollen die folgenden Aufsätze gewidmet sein. Sie geben eine aus eigener Erfahrung geschöpfte Darstellung der vielseitigen Thätigkeit der Berliner Polizei.

Das gewaltige Dienstgebäude des Berliner Polizeipräsidiums liegt im Mittelpunkte der Stadt, auf dem Alexanderplatze, und seine weiten Hallen und Räume umschließen Tag für Tag eine Unsumme von Elend. Die Abteilung IV des königlichen Polizeipräsidiums, welche die Sicherheitspolizei umfaßt, ist es, zu der wir zunächst unsere Schritte lenken wollen.

Die Sicherheit der Hauptstadt liegt in den Händen der uniformierten Schutzmannschaft und der Kriminal-

polizei, welch letztere ihren Dienst ausschließlich in Zivilkleidung versieht; es versteht sich aber von selbst, daß auch die Offiziere der Schutzmannschaft, vor allem die Reviervorsteher, bei besonderen Gelegenheiten und wenn es ihnen notwendig erscheint, Zivil anlegen und den Beamten, deren Unterstützung sie in Anspruch nehmen, gleiche Ermächtigung erteilen können.

Die Schutzmannschaft ist dazu da, um die von seiten des Polizeipräsidenten getroffenen Anordnungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit durchzuführen; sie überwacht den Verkehr auf den Straßen, den Wasserstraßen innerhalb der Weichbildgrenze Berlins und der nächsten Umgebung, übt die Kontrolle über öffentliche Versammlungen, Theater, Tanzlokale und dergleichen aus und sorgt vor allem für den Schutz der Personen und des Eigentums. Sie ist fast 5000 Mann stark und zunächst in elf Bezirkshauptmannschaften geteilt, denen einige neunzig Polizeireviere unterstellt sind; dann ist die „berittene Abteilung“, 300 Mann stark, und die „Reserveabteilung“ zu nennen. Letztere hat die sogenannte große Reservewache im Präsidialgebäude besetzt und dient, wie schon ihr Name besagt, dazu, um bei besonderen Anlässen die erforderliche Anzahl von Polizeimannschaften nach jeder beliebigen Stelle der Stadt entsenden zu können. Zu diesem Zwecke stehen stets mehrere große Wagen — sogenannte Kremser — mit voller Bespannung bereit, mittels deren die Beförderung nach der bedrohten Stelle beschleunigt wird. Endlich sind noch die sogenannten Fachhauptmannschaften zu erwähnen, denen ein besonderes Beamtenpersonal überwiesen ist; sie bestehen aus dem Kommissariat für Markt- und Gewerbeangelegenheiten, dem Kommissariat für das öffentliche Fuhrwesen und dem Polizei-Schiffahrtsbureau. Chef der Kriminalpolizei ist gegenwärtig der Geheime Regierungsrat Graf v. Pückler.

I. In der Höhle des Löwen.

Es ist sieben Uhr morgens, und wir betreten durch das hohe Portal des Haupteinganges von der Alexanderstraße aus das Polizeipräsidium. Ein dort stehender Posten weist uns bereitwillig eine rechts gelegene Treppe empor, indem er auf unsere Frage nach der Kriminalabteilung die Achseln zuckt und meint: „Bitte, den Gang gerade aus, dann links etwa zweihundert Schritt, dann den Gang rechts, abermals links, dann eine Treppe hoch; hier finden sie eine Tafel, welche die Herrschaften zwei Treppen hoch weist. Dann gerade aus, den nächsten Gang rechts, dann wieder links; auf Zimmer 233 sind die Ordonnanzen, von denen einer Sie bei irgend einem der Herren Inspektoren oder Kommissare anmelden wird."

Es wird gewiß jedermann zugeben, daß es nach dieser Anweisung nicht besonders leicht ist, sich zurecht zu finden, und wir ziehen daher vor, das Parterre nicht zu verlassen und nach ein paar Kreuz- und Quergängen direkt das sogenannte Sistierungszimmer der Kriminalabteilung, Nr. 42, zu betreten. Auf dem Gange dorthin huschen schattengleich dunkle Männergestalten an uns vorüber, teils mit Akten beladen, teils in Begleitung anderer Menschenkinder männlichen oder weiblichen Geschlechts, sämtlich aber lautlos dahineilend und ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen. Das Zimmer Nr. 42 ist ein großer heller Raum; trotz der ziemlich frühen Morgenstunde wimmelt es hier von Verhafteten, Angeklagten, Zeugen, Beschädigten, welche die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen wollen, und von kräftigen, selbstbewußt dreinschauenden Männergestalten, welche jedes laute Wesen, jedes ungeziemende Wort schon durch einen scharfen Blick ihres Auges zurückzuhalten wissen — den Kriminalschutzleuten

Wie oft schon ist in diesem Raume das Auge des ergriffenen Verbrechers mit bangem Ausdruck und wahnwitziger Angst umhergeschweift; wie manche entsetzliche Viertelstunde wurde hier durchlebt von Menschen, die zum erstenmal mit den Gesetzen in Konflikt gerieten und nun hinausschauen mußten in ein Leben, gebrandmarkt mit dem Makel der Bestrafung. Wie viel Tausende und aber Tausende von Thränen sind hier schon geflossen. Thränen der Reue und bittersten Verzweiflung, Thränen der fürchterlichsten Seelenpein von Müttern, von Angehörigen, die das Liebste, das sie auf Erden hatten, in den Abgrund der Ehrlosigkeit und Schande hinabsteigen sahen, aber auch „Krokodilsthränen", die von Hochstaplern, Bauernfängern, kurz Spitzbuben jeglicher Art herausgepreßt wurden, um vielleicht im letzten Augenblick noch das Mitleid der Beamten zu erregen.

Plötzlich ertönt aus einem Nebenzimmer der schrille Klang einer Klingel und noch einmal zwei Schläge: zwei Schutzleute eilen hinein. Der eine erscheint sofort wieder, das Viertelblatt eines Konzeptbogens in der Hand, um durch eine zweite Thür zu verschwinden. Er eilt eine Treppe höher in die Registratur, um das Sündenregister eines alten Verbrechers herbeizuholen, welcher dem ihn vernehmenden Kriminalkommissar vom Dienst soeben eine Räubergeschichte von dem „großen Unbekannten" mit der treuherzigsten Miene von der Welt aufzubinden versucht hat; er weiß natürlich, daß es ihm nichts helfen wird, aber er würde in seiner eigenen Achtung rettungslos gesunken sein, wenn er nicht wenigstens versuchen würde, der Behörde ein Schnippchen zu schlagen.

Die Registratur ist ein Raum, der einer kleinen Stadt, gebildet aus Regalen mit Aktenstößen, gleicht. Hier liegen die Personalakten sämtlicher Einwohner Berlins, und es ist durch Buchstaben, Zeichen und Nummern möglich ge-

macht, mit einem einzigen Griff den Lebenslauf eines Einwohners der Riesenstadt sofort zu erfahren — manchem zum Leide. Auch der andere Schutzmann kehrt zurück und führt, einen roten Zettel in der Hand, einen frech aussehenden jungen Menschen, auf dessen abgelebtem Gesicht die Spuren jeglicher Ausschweifungen abzulesen sind, zu einem am Fenster vor einem dicken schwarzen Buche sitzenden behäbigen älteren Herrn, der mit vergnügtem, jetzt ein wenig boshaftem Lächeln seine Eintragungen macht und dem trotzig ihn anblickenden Bengel zuruft: „Siehste woll, Aujust, habe ich's dir nich' jesagt, daß du dat nächste Mal sicher 'rinkömmst?"

„Wahrhaft'jen Jott, Herr Wachmeester, ick habe ihn dat Jeld nich jemopst," schreit jener entrüstet zurück, aber er verstummt erbleichend, als die Hand des Beamten, welche ihm über das struppige Haar gefahren ist, dabei auf dem Rockkragen ruhen bleibt.

„Nich, mein Söhneken? Wat haste denn da?"

Ein Ruck, daß man denkt, der Junge schießt über den Tisch, und der Rock ist aus; die feinfühligen Finger des dicken Wachtmeisters haben unter dem Rockkragen das Knistern des eingenähten Geldscheines gespürt, der, hervorgezogen und sauber zusammengefaltet, mit dem roten Zettel zusammen dem Untersuchungsrichter übergeben wird.

Der rote Zettel ist ein böses Ding; hat der verhörende Kriminalkommissar trotz des Leugnens eines Eingelieferten die Ueberzeugung von der Schuld desselben gewonnen, so sagt er einfach: „Machen Sie ihn rot," das heißt, es wird auf einem roten — also sofort in die Augen fallenden — Quartblatt die Vorführung vor den Untersuchungsrichter angeordnet.

Die Thür, durch die wir eingetreten sind, öffnet sich wieder, und eine ganze Reihe von Strolchen, Vagabunden und gefährlichen Bettlern betritt, von mehreren Beamten



t die Quais mit
e Bucht mündet,
dem Glanzpunkte
bar an der Bucht
nit den sie um-



geleitet, den ohnehin schon beängstigend vollen Raum: Greise und Jünglinge, Männer in den besten Jahren, aber mit dem Stempel der Verkommenheit auf dem Gesicht, bilden den traurigen Zug. Sie sind soeben mit dem letzten der „grünen Wagen“, jener bekannten, omnibusartigen fensterlosen Gefährte, angekommen, welche bis in die äußersten Reviere der Stadt fahren, um von den Polizeiwachen diejenigen Personen abzuholen, die wegen irgend eines Verbrechens oder Vergehens — im letzteren Falle jedoch nur, wenn sie sich nicht legitimieren können — vor den dienstthuenden Kommissar geführt werden.

Diese Wagen könnten so manche Geschichte erzählen! Sie sind sehr praktisch eingerichtet; jeder derselben hat zwei Längssitze und eine Thür in der Hinterwand, durch welche das Einsteigen geschieht. Zur Rechten und Linken dieser Thür befinden sich zwei schmale, verschließbare Zellen, in welche solche Gefangene gesteckt werden, die sich bei ihrer Einlieferung oder auf der Polizeiwache widerspenstig oder gar gewaltthätig gezeigt haben. Von der Hinterthür läßt sich ein Sitz herabklappen, auf welchem während der Fahrt ein Schutzmann Platz nimmt.

Die eingetretene Schar passiert den dicken Wachtmeister am Fenster, welcher die Personalien eines jeden einzelnen in ein großes Buch einträgt. Mittlerweile hat sich das Zimmer entleert; die einen sind nach dem Gewahrsam gebracht, um hier ihr vorläufiges Schicksal zu erwarten; andere haben, von dem roten Zettel begleitet, den schweren Gang, oder vielmehr die Fahrt in die Untersuchungshaft [illegible] angetreten; wieder andere sind durch die Eingangsthür [illegible] schwunden, um mit einem Seufzer der Erleichterung [illegible] Lippen oder auch mit boshaft und bitter [illegible] Augen die goldene Freiheit wieder aufzusuchen [illegible] lange —?

Gleich neben dem Vorzimmer, [illegible]

schriebenen Vorgänge abspielen, befindet sich der einfache, aber bequem eingerichtete Raum, in welchem während der Nacht bis neun Uhr früh der diensthabende Kriminalkommissar weilt. In seiner Hand vereinigen sich während dieser Zeit alle die Fäden, mit denen die Polizei das gewaltige Häusermeer umsponnen hat. Er allein hat zu bestimmen, ob die eingelieferte Person wieder entlassen, oder ob sie „rot gemacht“ wird. Er hat jeden Verhafteten augenblicklich zu vernehmen und, wenn es sich um ein Verbrechen handelt, dasselbe sofort weiter zu verfolgen. Hier in diesem Zimmer entwickeln sich die Geisteskämpfe zwischen leugnenden, hartgesottenen Verbrechern und den gewiegten Beamten. Der Ton bei den Vernehmungen ist im allgemeinen ein freundlicher, ja gemütlicher, und wenn ein alter Stammgast, ein Kapitalverbrecher, lügt, daß sich die Balken biegen, dann klopft ihm der Beamte nur auf die Schulter und giebt ihm Gelegenheit, sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden — denn so lange giebt ihm das Gesetz Zeit — im Gewahrsam auf eine bessere Ausrede vorzubereiten.

Bei unserem Eintritt in diesen Raum bietet sich uns ein eigentümlicher Anblick dar: ein etwa dreißigjähriger, gut gekleideter Mensch sitzt an einem Tische, anscheinend mit gefalteten Händen; ihm gegenüber ein Herr, welcher, den flotten Schnurrbart mit auffallend wohlgepflegter Hand kräuselnd, soeben sagt: „Aber Fritze, sei doch nicht so dumm; du bist abgefaßt und die Soore (das gestohlene Gut) habe ich; die anderen lachen dich bloß aus. Gummi-Ede“ — dies ist der Spitzname eines verschmitzten, höchst gewaltthätigen Einbrechers, der stets einen kurzen Gummischlauch als Waffe bei sich führt — „ist natürlich auch mit dabei gewesen; der eine hat euch vorher verpfiffen (alles verraten). Willst du nun allein in den Knast (Gefängnis)?“

Der mit „Fritze" Angeredete springt auf, und man hört ein scharfes Klirren — die Hände sind nämlich nicht gefaltet, sondern eine feine, aber feste Kette hält sie ziemlich eng zusammen. Der Kommissar wirft einen Blick auf die Kette und ruft mit gut gespielter Entrüstung aus: „Na nu, da hat dir ja der Schutzmann das Ding da umgemacht; das ist doch, wenn wir beide zusammen sind, nicht notwendig; einen Augenblick, halt still, ich will's dir bequemer machen; aber anständig sein, alter Sohn!"

Ein Druck und noch einer — das Kettchen fliegt unter den Tisch, und „Fritze" streckt seine Hand aus und reicht sie aufatmend seinem Gegenüber. Der Kommissar besinnt sich keinen Augenblick, sondern schüttelt die mächtige Tatze so gemütlich, als ob er einen Freund begrüße. Dann zündet er sich eine Cigarre an, giebt „Fritze" ebenfalls eine, und während die blauen Wölkchen sich zur Decke empor kräuseln, klingelt er. Der hereintretende Schutzmann erhält unter ein paar zugeflüsterten Worten ein Geldstück und verschwindet. Und dann reden die beiden halblaut eine ganze Weile ganz freundschaftlich miteinander, und „Fritze" legt unaufgefordert los und erzählt. Der Schutzmann erscheint wieder, setzt auf den Tisch ein Kotelett mit Bratkartoffeln, holt eine „doppelte Weiße" und einen mächtigen Kümmel und „Fritze" tafelt in voller Gemütsruhe, aber auch mit rechtem Verständnis, denn er ist noch nüchtern und weiß sehr wohl, daß drüben im Gewahrsam die Morgensuppe verteilt und seine Portion von einem anderen mit verschlungen wurde, während er im Verhör war.

Es fällt dem Leser vielleicht auf, daß der Kommissar den Verbrecher mit „du" anredet. Es ist dies aber allgemein gebräuchlich und es würde dem Beamten von seinem Klienten sehr übel genommen werden, wollte er es anders machen; man würde ihn für „stolz" halten und ihm nie etwas eingestehen!

Nach einer halben Stunde ist Fritze satt, aber er hat auch nichts mehr zu erzählen. Der Kommissar erhebt sich, zieht ein Fach seines Schreibtisches auf und steckt seinem „Freunde" ein kleines Röllchen Kautabak in die Halsbinde, recht kunstgerecht, damit der Aufseher im Gewahrsam, wenn es ihm je einfallen sollte, den Wiederkehrenden nochmals zu untersuchen, nichts findet. Der herbeigerufene Schutzmann winkt dem Geständigen wohlwollend zu und führt ihn wieder ab. Vorher aber wirft er noch einen Blick auf seinen Vorgesetzten und einen zweiten nach der kleinen eisernen Schlange unter dem Tische; der Kommissar schüttelt unmerklich mit dem Kopfe, und die beiden verschwinden nunmehr. Auf erneutes hastiges zweimaliges Klingeln stürzt ein anderer Beamter herein: „Schnell eine Droschke, ich komme gleich, Sie fahren mit!" —

Gegen Mittag fährt eine Droschke durch eine sich mit einem Zauberschlage öffnende Nebeneinfahrt des stolzen Baues, heraus springt der Schutzmann von vorhin, dann folgen zwei bleiche Menschen, barhäuptig; die linke Hand des einen ist durch einen starken Knebel mit der rechten des anderen fest verbunden, dann erscheint der Kommissar mit dem kecken Schnurrbart und — der Einbruch der vergangenen Nacht bei einem Restaurateur in der Gartenstraße wird seine volle Strafe finden. Fritze hatte „gepfiffen", das heißt alles gestanden und seine Genossen verraten.

In dem Zimmer des Kommissars hatten mittlerweile zwei andere Herren Platz genommen, und es wurde von zwei Beamten ein großer, starkknochiger Kerl mit grinsendem Gesicht hereingebracht.

„Er will heute still halten, Herr Kommissar," meinte der eine Beamte.

„Na, dann gehen Sie beide mit, aber passen Sie auf, daß er nicht tippelt (ausreißt)!"

Es war ein Bauernfänger der schlimmsten Sorte, welcher am Tage vorher beim Photographen, um das Verbrecheralbum nicht schmücken zu müssen, derartige Gesichter geschnitten hatte, daß seine Aufnahme unmöglich war; ein verwegener Bursche übrigens, der vor Jahren einmal im Winter sich von den ihn transportierenden Beamten losgerissen hatte, in den Kanal gesprungen und entkommen war, da keiner der Beamten ihm das Kunststück, durch das Treibeis auf die andere Seite zu schwimmen, nachmachen wollte.

Der starkknochige Kerl wird also zum Photographieren und Messen hinausgeführt, und an seiner Stelle betritt ein junger Mann thränenden Auges und mit gesenktem Haupt das Zimmer. Sein Gesicht ist verstört, Angst, Reue, Verzweiflung spiegeln sich auf demselben wieder. Aus guter Familie stammend, von der Mutter und den älteren Schwestern verhätschelt, kam er in ein großes Konfektionsgeschäft als Volontär. Schlechter Umgang, das Spiel, der Wein verleiteten ihn zu Unterschlagungen, die nach längerer Zeit entdeckt wurden. Der leichtsinnige junge Mann ist soeben verhaftet worden, als er das Geschäft verließ. Eine Leibesvisitation brachte den Stoff zu einem Seidenkleide und eine Lage Spitzen, unter die Weste geknöpft, zum Vorschein. Der Unglückliche gestand alles und verriet in der ersten Bestürzung auch den Hehler, der ihm die Sachen stets abgenommen hatte. Ein vernichtetes junges Menschenleben!

Plötzlich erschallen draußen die Tritte vieler Männer, laute schreiende Stimmen dringen in das Zimmer hinein, und als der eine Kommissar die Thür aufreißt, sieht er sich einem wüsten Haufen kämpfender Männer gegenüber. Er springt sofort in den Knäuel hinein, und es gelingt ihm sehr bald, Ordnung zu schaffen, um so mehr, als aus verschiedenen Thüren Kriminalschutzleute herbeistürzen.

Man hatte eine „Kaffeeklappe" (Gaunerkneipe), die schon lange beobachtet worden war, an diesem Morgen ausgenommen und vier Kerle dingfest gemacht, die bis jetzt sich in ihr Schicksal ergeben zu haben schienen. Es waren „schwere Jungen", die nur mit dem besten „Schränkzeug" arbeiteten und im Falle einer Störung vor keiner Gewaltthat zurückscheuten. Als sie untersucht werden sollten, setzten sie sich zur Wehre, und zwar hatte der eine, ein verwachsener, einäugiger Mensch, der über wahre Bärenkräfte verfügte, das Signal zum Angriffe auf die Beamten, zwecks eines Durchbruchs noch im letzten Augenblicke, gegeben. Während drei der Kerle beim Anblick des Kommissars von ihrem Widerstande ablieẞen, drang der Einäugige sofort auf diesen ein, so daß man ihn zu Boden schlagen und binden mußte. Dann wurden alle vier in die besondere Zelle gesperrt, um später einzeln zum Verhör herausgeholt zu werden.

Die Kerle standen im Verdacht, vor mehreren Wochen einen Einbruch in einen Juwelierladen der Friedrichstraße ausgeführt zu haben, indem sie vom Keller aus den Fußboden durchbrachen. Bisher hatte man ihrer nicht habhaft werden können. Einen Teil der Beute hatte man bei bekannten Hehlern bereits gefunden und diese hinter Schloß und Riegel gesetzt, aber die ausgebrochenen Juwelen waren verschwunden.

Der diensthabende Kommissar ließ die Kerle vorläufig ruhig sitzen, und auch dem krumm geschlossenen Einäugigen wurden seine Fesseln nicht gelockert. Um zehn Uhr abends erst ließ er sich den einen holen, ohne natürlich irgend etwas bei ihm zu erreichen, dann einen anderen und endlich als dritten den hilflos geknebelten, aber noch immer vor Wut knirschenden Einäugigen. Kaum war dieser mit dem Kommissar allein, als der Beamte ihm freundlich zunickte und ihm die Fesseln löste, während jener, seine

zerschundenen Glieder reckend und reibend, verschmitzt lachend sagte: „Na, Herr Komm'ssar, habe ick de Sache richtig jeschoben? De Soore habe ick ooch, wat jeben Se extra, wenn ick se Ihnen zeige?"

Die Augen des Beamten blitzten.

„Die Soore hast du? Mensch, das ist ja großartig, du bist 'n braver Bursche!"

Der Kerl hatte schon zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen, und es kam ihm, wie der Kommissar genau wußte, auf einen kleinen Mord nicht an.

„Da, hier, iß erst mal schnell und dann schieße los!"

Dabei setzte er dem Kerl ein paar bereit gehaltene Schinkenbrote vor — Getränk durfte er ihm nicht verabreichen, da sonst die übrigen es leicht hätten merken können — und erfuhr nun, daß der eine der Verbrecher die Juwelen zwischen der großen und zweiten Zehe des linken Fußes, durch fleischfarbiges Heftpflaster befestigt, trage.

Diese Erzählung und auch das Essen ging natürlich in fliegender Eile vor sich, dann wurde der Kerl, trotzdem seine Glieder hoch aufgeschwollen und seine Gelenke ganz steif geworden waren, wieder ebenso fest geknebelt und von zwei Beamten wieder in die Zelle zu den übrigen hineingestoßen; dann holte man den letzten heraus. Schließlich wurden alle vier, aber erst am anderen Morgen, nach dem Untersuchungsgefängnis und in Einzelhaft geführt, bei welcher Gelegenheit dann der Vigilant, denn ein solcher war der Einäugige, entlassen und belohnt wurde, da man die Beute wirklich an dem angegebenen Orte fand.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln hat der Einäugige es auf die Dauer nicht verstanden, über seine Beziehungen zur Polizei einen undurchdringlichen Schleier zu breiten, denn man fand ihn eines Morgens im Kanal am Hafenplatze als Leiche, wie schon so manchen seines Gelichters vor ihm. Vermutlich ist er nächtlicherweile im Kreise der

Genossen dort entlang gegangen und plötzlich die steile Böschung hinabgeflogen, während lautloses Kichern und wohl auch ein schwerer Feldstein seinen Fall begleitete und förderte.

Doch es ist Zeit, das Polizeipräsidium zu verlassen. Zur weiteren Orientierung steigen wir aber doch noch, und zwar mit Hilfe eines Schutzmanns, der uns eine nur den Ordonnanzen zugängliche Passage zur Verfügung stellt, zwei Treppen empor und finden dort im endlos langen Korridor die Thüren zu den Zimmern der Kriminalinspektoren und -kommissarien, eine neben der anderen liegend, in fast endloser Reihe. In einzelnen Nischen sitzen auf Bänken verschiedene Männlein und Weiblein, welche der an sie ergangenen schriftlichen Aufforderung gemäß sich hier zu einer Vernehmung eingefunden haben, und die Wände und hohen Decken hallen wider von den Schritten eilend hin und her gehender Kriminalschutzleute. Da öffnet sich die eine der Thüren, und heraus tritt ein uns bekannter Kriminalinspektor.

„Wenn es die Herren interessieren sollte, da Sie ja doch einmal auf einem Orientierungsgange begriffen sind,“ so redet uns der Inspektor an, „so mögen Sie mich zu einer kleinen Razzia so aus dem Stegreife begleiten; wir gehen nicht weit, nur in die Anlagen des Alexanderplatzes.“

Natürlich gingen wir mit, und es reute uns nicht.

Der Platz vor dem Polizeipräsidium ist gärtnerisch hervorragend geschmückt, und zahlreiche bequeme Bänke laden zur Erholung und zum Ausruhen ein.

Der Inspektor hatte ein halbes Dutzend Schutzleute vorausgesandt, welche die Alexanderstraße hinaufgeeilt, jenseits der Anlagen umgekehrt waren und nun auf den Wegen derselben uns entgegenkamen; wir bildeten demnach ein sogenanntes Kesseltreiben. Fast sämtliche Inhaber der

Plätze auf den Bänken des Alexanderplatzes waren anrüchige, den Beamten bekannte Personen, darunter sogar drei schwere Verbrecher, die schon wochenlang vergeblich gesucht worden waren. Sie hatten in der unmittelbaren Nähe der „Höhle des Löwen" geglaubt, sich sicher fühlen zu dürfen. Jetzt wurden sie, freilich erst nach tüchtiger Hetze, dingfest gemacht.





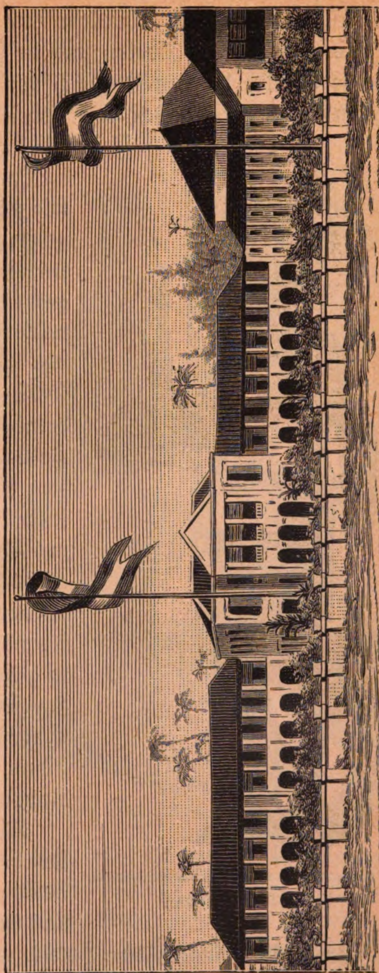
Eine Fremdenherberge am Aequator.

Tropische Bilder von **Fred Morris**.

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den alten Völkern gab es in der früheren Zeit keine Gast- und Wirtshäuser in unserem Sinne, sondern der Reisende sah sich überall auf die Gastfreundschaft der Bewohner angewiesen. In der homerischen Zeit galten den Hellenen alle Fremden ausnahmslos als Schützlinge des Zeus, der davon den Beinamen des „Gastlichen" führte. Jeder Wanderer, welcher ein Obdach heischte, wurde gebadet, gekleidet und bewirtet, so gut man es eben vermochte. So ist es auch heute durchweg noch in dem von dem modernen Touristenverkehr ziemlich unberührt gebliebenen Griechenland. Gasthöfe einigermaßen europäischen Charakters giebt es auf dem griechischen Festlande außer in Athen nur in Patras und Nauplia. Dürftigere Herbergen mit Betten findet man wohl noch in einigen anderen Orten, auch in den Klöstern, aber das üblichste Mittel, zu einem besseren Quartier sich zu verhelfen, ist und bleibt die Inanspruchnahme der Gastfreundschaft wohlhabenderer Einwohner, die dem Fremden vielfach ganz unverlangt angeboten wird, oder die er auf Grund von Empfehlungsschreiben ihrer Bekannten nachsuchen mag.



Außenansicht des Siegfriedschen Hotels in Singapur.

Gasthäuser oder „Hotels“ im heutigen Sinne sind erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Paris entstanden, von wo aus sie dann auch sehr schnell in andern Ländern, in Deutschland vielfach unter dem Namen „Hof“, Nachahmung fanden. Mit dem Aufschwunge des neuzeitlichen Reiseverkehrs, der ungeheuer raschen Ausdehnung der Eisenbahnen sowie der überseeischen Dampfschiffahrtslinien, hat sich das Hotelwesen ungemein gehoben. Die amerikanischen Riesenhotels bürgerten sich auch in London, Paris, Berlin und Wien, wie in anderen Großstädten des europäischen Festlandes ein. Auf hohen Berggipfeln und in entlegenen Alpenthälern entstehen prächtige, mit allem modernen Komfort versehene

Gaststätten für den Schwarm der Touristen, und in Aegypten, wie auf Ceylon und in Indien giebt es zahlreiche Hotels, die den Vergleich mit den namhaften Gasthäusern in europäischen oder amerikanischen Großstädten nicht zu scheuen brauchen.

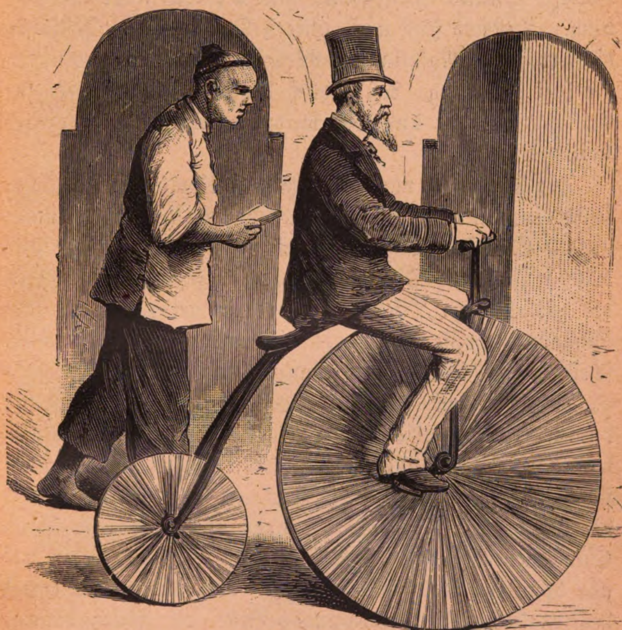


Ein malaiischer Kellner.

Im allgemeinen hat sich, wie jeder etwas weit herumgekommene Reisende weiß, für die Gasthöfe ersten Ranges ein gewisses internationales Gepräge ausgebildet, das jedoch in den tropischen Gebieten mancherlei Abänderungen erfährt. Der gewaltige Unterschied zwischen dem Klima und der Natur jener Länder und jener Europas oder Nordamerikas beeinflußt natürlich die Lebensweise der dort ansässigen Fremden wesentlich und ist in gleicher Weise bestimmend gewesen auch bezüglich der Einrichtung der für sie bestimmten Hotels in jenen Regionen.

Wie in Alexandrien und Kairo oder in Colombo auf Ceylon findet der Reisende nach europäischer oder amerikanischer Art eingerichtete Hotels auch in allen Küstenorten Ostindiens, die durch Handelsbeziehungen mit dem Auslande in Verbindung stehen. Besonders ist dies der Fall in Singapur, der verkehrsreichen englischen Handels-

stadt auf der kleinen, gleichnamigen Insel vor der Süd-
spitze der langen hinterindischen Halbinsel Malakka, also
in unmittelbarer Nähe des Aequators. In Singapur be-
finden sich die Gasthöfe sämtlich im Besitze von Deutschen,
und der größte darunter, das Hotel de l'Europe, wohin



Der Besitzer auf seiner Inspektionsfahrt durch das Hotel.

wir den Leser uns im Geiste zu begleiten bitten, dürfte
so recht geeignet sein, eine Vorstellung von den Einrich-
tungen einer solchen tropischen Fremdenherberge zu geben.

Singapur, oder wie die Engländer schreiben: Singa-
pore, heißt in der Sprache der Eingeborenen: Singhapura,
das ist Löwenstadt, obwohl es darin weder Löwen giebt noch
jemals gegeben hat; wohl aber schwimmen mitunter vom

Festlande Tiger nach der etwa zwei deutsche Quadratmeilen großen Insel hinüber. Die Stadt ist durch ihre Lage gewissermaßen dazu vorherbestimmt, eine Handelszentrale und einen Sammelpunkt für die verschiedensten Nationen zu bilden. Singapur ist die Hauptstadt der britischen Kolonie Straits Settlements und der Sitz ihrer Verwaltung. Letzterer sind noch unterstellt: auf dem Festlande die Provinzen Malakka und Wellesley, die Dingingsinseln, die Insel Penang, das südlich der Sundastraße gelegene Cristmas Island und die weiter entlegenen Cocos- oder Keelingsinseln.

Die Stadt hat nach der letzten Volkszählung im Jahre 1891 eine Einwohnerschaft von 160 000 Köpfen, darunter 90 000 Chinesen, 25 000 Malaien, 13 000 Europäer und 12 000 Indier. Die Menge von bezopften Bewohnern des „Reiches der Mitte", die noch immer zunimmt, läßt Singapur gewissermaßen als einen Vorposten Chinas erscheinen, das seinen Bevölkerungsüberschuß überall dorthin abgiebt, wo man den Wettbewerb von „John Chinaman" duldet. Wie auf Ceylon die Vorderindier den bedürfnislosen Singhalesen alle schwere Arbeit abnehmen, so haben sich hier die eingeborenen Malaien und Indier durch die kräftigeren, billiger arbeitenden und auch geschickteren Chinesen verdrängen lassen. Die Stadt selbst trägt aber, wie alle britischen Kolonialbesitzungen, durchaus den Stempel des englischen Unternehmungsgeistes: die Hafenanlagen, Straßen und Verkehrsmittel genügen selbst weitgehenden Ansprüchen, und solchen entsprechend sind auch Regierungsgebäude, Wohnungen, Klubs und Gasthöfe eingerichtet.

Singapur zerfällt in das indische, das ausgedehnte chinesische und das malaiische Viertel, um die sich weiterhin noch zahlreiche Kampongs der Malaien, namentlich am Rohurfluß, und die Landhäuser der Wohlhabenden gruppieren. Eine lange Häuserreihe mit Postamt, Klubs,

Geschäftsgebäuden und Speichern umgiebt die Quais mit ihren Docks. Wo der Singapurfluß in die Bucht mündet, führt die Cavenaghbrücke hinüber nach dem Glanzpunkte des europäischen Viertels, der sich unmittelbar an der Bucht hinziehenden ausgedehnten Esplanade mit den sie um-



Ein Hotelbett.

gebenden Bauten. Hier liegen das Regierungsgebäude, das Stadthaus und das europäische Gericht im Süden der grünen Rasenfläche, die als Lawn tennis- und Fußballspielplatz dient; auf der Westseite erhebt sich die St. Andrewskathedrale und zwischen der High- und Colman Street das erwähnte Hotel de l'Europe, so recht im Zentralpunkt Singapurs.

Von den amerikanischen Riesenhotels in New York, Chicago u. s. w. bemerkt ein Reisender mit Recht, daß sich der Europäer, der zum erstenmal in einer solchen großen Fremdenherberge ein Unterkommen sucht, anfangs recht hilflos und verlassen vorkomme. Das ist keine Einkehr bei einem Wirte wundermild. Vor allem fehlt der Wirt. Kein Mensch rührt sich zum Empfange des Gastes, kein Glockenzeichen ertönt, kein Kellner eilt herbei, nicht einmal ein Hausknecht streckt die Faust nach den Koffern und Schachteln aus, zwischen denen man, hart bedrängt, im engen Wagen sitzt. Nach vergeblichem Warten steigt man aus, um selber nachzuschauen, ob das ungastliche Haus wirklich ein Gasthof sei. Man stößt die Schlagthür zurück, man tritt ein. In einer weiten Halle treiben sich hundert Menschen umher, die einander nicht kennen und den Ankömmling keines Blickes würdigen. Schon die Größe des Raumes hat etwas Bedrückendes, Niederschlagendes. In unseren größten Hotels finden wir keine solchen Dimensionen vor. Der Amerikaner hat in seiner Sprache eine Vergleichungsstufe mehr als wir, einen Superlativ über dem Superlativ, eine Potenz über dem Großmächtigen. Wenn etwas größer ist als das allergrößte, so setzt er ihm die Bezeichnung „Mammut" bei. Die Höhle im Staate Kentucky heißt die „Mammutshöhle", weil sie größer ist als sonst die größten auf Erden; eine heiße Quelle im Yellowstonepark wird die „Mammutsquelle" genannt, weil sie höher springt als die höchste der Welt. Der Positiv, der Komparativ, der Superlativ, und dann nach beträchtlichem Abstande, der „Mammutiv" — so wird hierzulande gemessen. Auch die neuen Hotels sind lauter Mammutshotels, und es ist begreiflich, daß wir kleinen Menschen aus der Alten Welt neben dem Riesentiere auf das Unsichtbare zusammenschrumpfen."

Das Hotel de l'Europe in Singapur kann gleichfalls

als ein solches „Mammutshotel“ bezeichnet werden, denn es stellt mit seinem Speisehaus, seinem Billardhaus, den Badehäusern, zweistöckigen Wohngebäuden für die Fremden, Pavillons u. s. w. eine förmliche kleine Stadt für sich dar,



Eingeborene vor dem Hotel ihre Waren ausbietend.

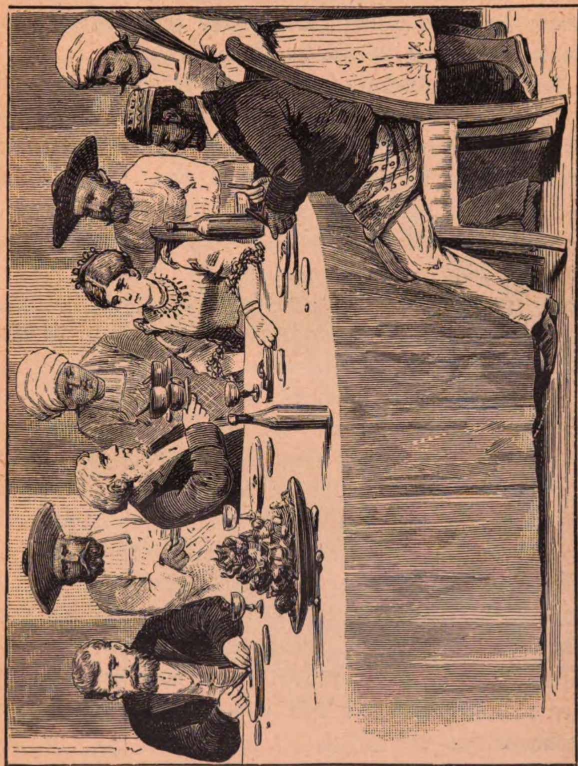
aber sein Besitzer Siegfried ist ein liebenswürdiger und aufmerksamer Wirt, der jeden seiner Gäste freundlich empfängt. So fühlt man sich denn in diesem Riesenhotel am Aequator recht bald heimisch, trotz des vielen Fremdartigen, das es enthält, von den malaiischen Kellnern und chinesischen Hausknechten, die dem Ankömmling das Gepäck besorgen, bis zu der ganzen inneren Einrichtung.

Die sämtlichen Baulichkeiten dieses Gasthofes liegen inmitten gutgehaltener Gartenanlagen, die zahlreiche Prachtexemplare üppigster Tropenflora enthalten und wesentlich dazu beitragen, den Aufenthalt in diesem Gasthause angenehm zu machen. Welche Ausdehnung das ganze, von einer Mauer umgebene Anwesen besitzt, erhellt wohl schon genugsam daraus, daß der Besitzer sich bei seinen täglichen Inspektionen aller Räume eines Fahrrades zu bedienen pflegt, um seine sehr in Anspruch genommene Zeit möglichst auszunützen. Das Hotel ist infolge seiner günstigen Lage und tadellosen Einrichtung vielleicht das besuchteste an der ganzen ostasiatischen Küste, und man ersieht es aus allem, daß es auf einen großartigen Fremdenverkehr berechnet ist.

Seine Einrichtungen, die dem Reisenden jede nur erdenkliche Bequemlichkeit gewähren, entsprechen denen der Gasthöfe in der heißen Zone überhaupt. Wie das Aeußere der Mauern einfach weiß getüncht ist, so weisen auch Verandas, Speisesäle und Zimmer alle denselben schlichten Anstrich auf; nirgendwo findet man Tapeten oder Bilder u. s. w. an den Wänden, damit sich kein Ungezieser dahinter einnisten kann. Aus demselben Grunde ist auch das Meublement der Fremdenzimmer sehr einfach gehalten; am meisten gefürchtet sind die weißen Ameisen, welche ganze Zimmereinrichtungen zerstören, wenn man sie sich irgendwo einnisten läßt. Jedes Wohnzimmer hat eine Doppelthür mit durchbrochenen Einsätzen, so daß immer die Luft eindringen kann; diese Thür öffnet sich auf eine rund um das Haus sich ziehende Veranda und ist zugleich an Stelle eines Fensters angebracht. Man muß sie also offen stehen lassen, wenn man in seinem Zimmer schreiben oder lesen will. In dem dahinter gelegenen Schlafzimmer findet man neben einer ebensolchen und auf die rückwärtige Veranda gehenden Thür noch ein eisenvergittertes

Fenster. Ferner gehört zu jedem Zimmer ein besonderes Badekabinett.

Das wichtigste Möbel ist das Bett; es ist sehr groß



An der Table d'hote.

und breit und rings dicht mit einem Moskitonetz umgeben, welches, über ein Gestell gezogen, die nächtlichen Plage-geister von dem Ruhelager abhält, ohne den Luftzuzug zu verhindern. Im Inneren hat das Bett bloß eine harte Matratze und eine Polsterrolle, die als Kopfkissen

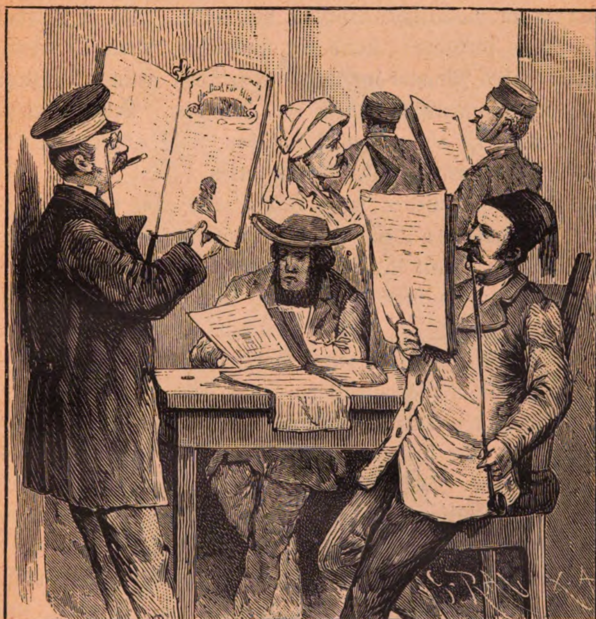
dient, dagegen weder eine Decke, noch Leintuch oder dergleichen. Man schläft in einem leichten Negligé ohne alle weitere Umhüllung, da die Temperatur beständig etwa der unserer Warmhäuser für tropische Gewächse gleichkommt; im Januar und Februar sind gegen Morgen im Zimmer meist noch 23 bis 24 Grad Réaumur.

Nach dem Aufstehen pflegt man zu baden; gleich nachher bringt der aufwartende Chinese oder Malaie eine Tasse Kaffee nebst einem Butterbrot in das Zimmer, und kurz vor neun Uhr begiebt man sich zu dem gemeinsamen, äußerst soliden Frühstück. Um ein Uhr läutet man zu dem Tiffin, einem zweiten, noch reichlicheren Frühstück, und dann hält jedermann auf seinem Zimmer Siesta. Gegen fünf Uhr erst werden die Gäste wieder sichtbar, um in den reizenden Gartenanlagen sich zu ergehen und sich Appetit für die Haupttafel zu holen.

Diesen Moment nehmen die eingeborenen Händler wahr, um sich in Scharen vor den Hoteleingängen zu versammeln, da ihnen der Eintritt in das Innere verwehrt ist. Von dort aus suchen sie sich nun auf jede Weise bemerkbar zu machen, und jedem Fremden, der aus und ein geht, preisen sie unter wahrhaft betäubendem Geschrei die Waffen, Schmuckkästchen, Muscheln, Seidenwaren, oder was jeder einzelne von ihnen sonst feilhält, an. Sie wissen sich meist ganz gewandt in englischer oder französischer Sprache auszudrücken, und man findet unter ihnen mitunter Gestalten von ungewöhnlicher männlicher Schönheit.

Dies ist auch die Stunde, da die indischen Schlangenbeschwörer und Gaukler erscheinen, um vor den Fremden ihre Künste zu zeigen. Namentlich die Taschenspieler und Gaukler leisten ganz Außerordentliches, und am meisten bewundert wird stets das berühmte Kunststück mit dem Mangokern, das auch europäische Leute vom Fach bisher

nicht zu erklären vermocht haben. Es besteht darin, daß der braune Künstler einen Mangokern oberflächlich in die Erde versenkt und dann binnen wenigen Minuten ein Bäumchen daraus hervorwachsen läßt. Ein Augenzeuge berichtet, daß ein reisender Engländer den Gaukler ver-



Im Lesezimmer.

anlaßte, sich vorher aller Oberkleider bis auf den Gürtel zu entledigen. Dann durchsuchte er sorgsam den Apparatensack und eine alte Decke, die während der Ausführung des Kunststücks von dem Indier über die Erde mit dem Kern gehalten wird; auf diese Weise überzeugte er sich, daß jegliches künstliche Hilfsmittel ausgeschlossen blieb. Der Zauberkünstler reichte zuerst den Mangokern allen An-

wesenden zur Besichtigung, bedeckte ihn dann vor ihren Augen mit etwas Erde, die er aus einem Bambusbecher wiederholt mit Wasser anfeuchtete. Nun hielt er die etwa ein halbes Quadratmeter große Decke vielleicht zwei bis drei Minuten darüber, während er fortwährend Beschwörungen in malaiischer Sprache murmelte. Als er hierauf die Decke fortnahm, stand ein niedliches, etwa 15 Centimeter hohes Mangobäumchen mit frischen grünen Blättern vor den staunenden Augen der Fremden. Letztere fragte der Künstler, ob er das Bäumchen noch größer werden lassen solle, was natürlich allgemein bejaht wurde. Er breitete dann wieder seine Hände aus, die vorher abermals untersuchte Decke wurde darüber gebreitet, wiederholt die Erde mit Wasser befeuchtet, alles unter dem Gemurmel von Zauberworten. Nach dem Verlaufe von fünf Minuten zeigte sich das Bäumchen etwa 40 Centimeter hoch, die einzelnen Blätter waren bedeutend größer geworden, hatten aber wiederum eine frische, hellgrüne Farbe.

Die gemeinsame Haupttafel oder Table d'hote findet um sieben Uhr statt und versammelt stets ein zahlreiches, verschiedenen Nationalitäten angehöriges Publikum im Speisesaal. Die Küche ist ganz vortrefflich, zumal wenn man bedenkt, daß, weil die kleine Insel selbst fast nichts hervorbringt, alles von auswärts bezogen werden muß: Konserven aus Europa, Mastochsen von Bangkok und Hammel von Kalkutta. Wie der bekannte Weltreisende Hugo Zöller mitteilt, gedeihen auch Früchte nur spärlich auf Singapur selbst und müssen eingeführt werden. „Zur Tafel erscheinen freilich, wie allerorten in den Tropen, bloß zwei Arten Bananen (hier wie auf Java Pisang genannt und in ihrer Güte je nach den verschiedenen Ländern außerordentlich verschieden) und Ananas (die englischen Pine-apples). Auf den Märkten aber, namentlich im chinesischen Viertel, findet man wohlschmeckende

Rambutans, Mangostanen, Pompelmusen (eine Art grün-gelber Orangen von der Größe eines Kinderkopfes), schöne, aber etwas teure japanische Aepfel, übelriechende Durians, Jackfrüchte und wie alle jene dutzenderlei Tropengewächse heißen mögen, von denen manche den Europäern, manche



Frische Sendung Gerstensaft.

den Malaien, manche den Chinesen besonders munden und für die wir ihrer überwiegenden Mehrzahl nach im Deutschen gar keine Namen besitzen."

Es ist in diesem Hause für die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Gäste gleich sorgfältig gesorgt; im Lesezimmer liegen die bedeutendsten Zeitungen und Journale aus, und der Deutsche namentlich findet unter den Getränken auch den gewohnten labenden Gerstensaft. Ver-

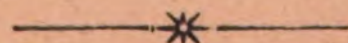

Chinesischer Hausknecht.

schiedene deutsche und ebensoviele englische Biersorten hat die Liste der Getränke aufzuweisen, ferner Champagner und Bordeaux, und an der in englischen oder amerikanischen Orten unvermeidlichen Bar sind auch alle die eigenartigen erfrischenden Mischungen zu bekommen, die bei uns erst vereinzelt Eingang gefunden haben, wie Sherry-Cobbler, Whiskey-Cocktail u. s. w.

Die Aufwartung der Fremden besorgt ein ganzes Heer von Angestellten. Bei der Tafel sind es vornehmlich Malaien, welche als Kellner fungieren, während zu Dienstleistungen in den Zimmern, sowie als Hausknechte vorwiegend Chinesen thätig sind. Diese haben auch die Riesenfächer oder Pankas in Bewegung zu setzen, die den Gästen bei

Tische Kühlung zufächeln. Die Chinesen, welche man hier sieht, stammen durchweg aus den südlichen Provinzen und sind der Mehrzahl nach kräftig und muskulös, meist auch wohlgenährter wie ihre der Farbe nach helleren Landsleute aus dem Norden. Höchst gelungen sieht es aus, wenn sie jedesmal, bevor sie irgend eine Arbeit verrichten, ihren Zopf aufwickeln und oben auf dem Kopfe befestigen. Die malaiischen Kellner sind meist noch junge Leute, deren Tracht eine Mischung zwischen einheimischer und europäischer darstellt; gewöhnlich haben sie eine weiße Jacke und weiße Hosen an, außerdem aber noch den nationalen Sarong um den Leib geschlungen. Ihre langen pechschwarzen Haare wickeln sie zu einem Knoten zusammen, der auf dem Hinterkopfe festgesteckt wird; darüber schlingen sie ein buntes Kattuntuch turbanartig um den Kopf. Jedem einzelnen dienstbaren Geiste ist seine besondere Beschäftigung zugeteilt, deren Ausführung immer mit echt orientalischer Ruhe und Gelassenheit vor sich geht, weshalb man hier nichts von jenem überaus lebhaften, geschäftigen Treiben wahrnimmt, das in unseren großen Gasthöfen immerwährend herrscht. Wer einmal hat beobachten können, mit was für einem unerschütterlichen Phlegma beispielsweise ein solcher chinesischer Diener ein Paar Stiefeln wichst, der wird sich nicht mehr über die Menge des Dienstpersonals in einem solchen Hotel des Ostens wundern.

Zum Schluß noch ein Wort über die Preise. Ein einzelner Reisender zahlt im Hotel de l'Europe zu Singapur für Kost und Wohnung, ohne Wein, jedoch die in jedem Fremdenzimmer angebrachte Beleuchtung inbegriffen, 3,30 Dollars (13 Mark 20 Pfennig) täglich, oder im Abonnement 45 Dollars monatlich; man lebt hier nach dem Urteile erfahrener Reisender somit wesentlich billiger, als in amerikanischen oder australischen Gasthöfen gleichen Ranges.





Mannigfaltiges.

Eine rätselhafte Manövergeschichte. — Ende vorigen Jahrhunderts wohnte der russische Feldmarschall Suworow den Manövern bei, welche im Kaukasus stattfanden. Die Truppen Suworows hatten in einem engen Thal ihr Lager aufgeschlagen, und der Feldmarschall, überzeugt, in diesem Versteck vom „Feinde", welchen der General Wassemski führte, nicht überrascht zu werden, hatte nur an dem Thaleingange Posten aufstellen lassen. Das war sehr unvorsichtig, und der berühmte Feldmarschall wäre in einem Ueberfall von seinem eigenen General besiegt worden, wenn ihm nicht zur rechten Zeit verraten worden wäre, daß Wassemski über einen Paß gekommen sei, bereits im nahen Walde verborgen liege und einen Ueberfall plane. Suworow traf schnell seine Vorbereitungen, und als der „Feind" nächtlicher Weile erschien, fand er Suworows Armee schlagfertig und wurde in die Flucht getrieben.

Am anderen Morgen ließ Suworow den Hauptmann Daschkoff von der dritten Compagnie des Kaluga-Regiments zu sich rufen.

„Hauptmann," redete er ihn an, „in deiner Compagnie befindet sich ein Kosak Namens Lubbin."

„Nein, Excellenz, den Namen kenne ich nicht."

„Es wäre gut, wenn du die Namen der Compagnie im Kopfe hättest."

„Excellenz, ich versichere dich —"

„Still, überzeuge dich erst. Ich habe den Mann mit dem

Abzeichen deiner Compagnie heute nacht vor mir gehabt. Ich will ihn zum Korporal ernennen. Führe mir den Mann vor."

Nach einer Viertelstunde meldete der Hauptmann, daß ein Mann Namens Lubbin in seiner Compagnie nicht stehe. Aergerlich ließ Suworow sämtliche Leute der Compagnie aufrufen, ohne daß es ihm gelang, den gesuchten Lubbin zu finden. —

Das ist die rätselhafte Manövergeschichte. Besagter Lubbin ist weder in der betreffenden Kompagnie noch im ganzen Kaluga-Regiment gefunden worden. Wer war es also? Wie machte Suworow seine Bekanntschaft, und weshalb wollte er ihn zum Korporal ernennen?

— — — — — — — — — — — — — —

In einem der Bauernhäuser, welche am Eingang des Thales standen, wohnte der Muschik Lubbin mit seinem erwachsenen Sohne Wassili. Dieser letztere war verlobt mit Minka, der Tochter des Bauern Ruppschin, dessen Haus am anderen Ende des Thales stand. Zwischen den beiden Häusern befand sich das Biwak des Feldmarschalls Suworow. Nun lag die Geschichte so. Am Sonntag morgen war noch keine Spur von den Soldaten zu sehen. Am Vormittag bestellte Minka beim Kirchgange den Wassili zu einem Stelldichein, das in der Nähe des Ruppschinschen Hauses abends um zehn Uhr stattfinden sollte. Gegen Mittag rückten die Soldaten in das Thal ein, und es wurde sofort der Befehl gegeben, Zivilpersonen durch das Lager nicht passieren zu lassen. Auf den beiden Bergseiten das Lager zu umgehen, war unmöglich. Wollte Wassili die Zusammenkunft nicht versäumen, so mußte er unbedingt mitten durch das Lager.

Es war Befehl gegeben worden, daß sämtliche Soldaten, welche für die Nachtwachen — von 1 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens — bestimmt waren, am Tage in die Bauernhäuser einquartiert würden, um dort zu ruhen, bis die Reihe an sie käme. Die von der dritten Compagnie des Kaluga-Regiments gestellten Wachen wurden dem Hause des Bauern Lubbin zuerteilt. Diese Leute schliefen am Abend. Sie lagen ausgekleidet auf Strohsäcken, mit ihren Mänteln bedeckt, in der geräumigen Scheune. Wassili nahm heimlich eine der Uniformen und legte sie an. Dann machte er sich auf den Weg. Die Soldaten im Lager

lärmten und tranken und kümmerten sich nicht um ihn. Als er bereits mitten im Lager war, erscholl plötzlich das Signal, welches zum Schlafengehen aufforderte. Der Lärm verstummte, die Soldaten begaben sich ungesäumt in ihre Zelte. Wassili aber schritt weiter und befand sich bald am Ende des Lagers.

„Wohin?" fragte der Posten.

„Urlaub vom Hauptmann!" brummte Wassili.

„Gut, Kamerad, hinaus kannst du, aber hinein kommst du nicht ohne weiteres. Und aus dem Thal hinaus kommst du auch nicht."

Ohne zu antworten, ging Wassili weiter und kam ungehindert zum Ruppschinschen Hause. Zu seiner Verwunderung war Minka noch nicht da, obwohl die verabredete Zeit verstrichen war. Endlich kam sie. Sie hatte ein Körbchen am Arm.

„So spät?" fragte Wassili vorwurfsvoll.

„Freu dich nur, daß ich überhaupt da bin. Ich war im Wolonsker Wald Beeren suchen, da haben mich die Soldaten bis jetzt festgehalten."

„Welche Soldaten?"

„Ach, der ganze Wald ist ja voll Soldaten, viel mehr als hier im Thale, das ganze Wassemskische Corps ist's."

Eine Stunde später nahm Wassili von Minka Abschied. Kaum war er hundert Schritte gegangen, als ein Offizier vor ihm stand, niemand anders als Suworow selbst, der es liebte, in eigener Person das Lager zu inspizieren.

„Woher kommst du, Hundesohn?" donnerte er ihn an.

„Vom Wolonsker Wald," sagte Wassili mit der schnellen Geistesgegenwart des gemeinen Russen.

„Was hattest du da zu suchen?"

„Ich war auf Kundschaft. Das ganze Wassemskische Corps liegt im Walde im Hinterhalt."

„Verdammt! — Wenn du wahr redest! — Komme mit!"

Sie schritten zur Feldwache am Ausgange des Thales. Suworow übergab Wassili einem Offizier als Gefangenen und befahl, sofort Schleichpatrouillen nach dem Wolonsker Walde zu senden. Die zurückgekehrten Patrouillen bestätigten die Mitteilung Wassilis. Nun ließ der Feldmarschall sich diesen vorführen.

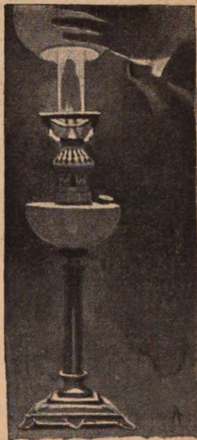
„Wie heißest du?"

„Lubbin."

„Wie ich an deiner Achsel sehe, bist du von der dritten Compagnie des Kaluga-Regiments. Gut, du hast mir einen großen Dienst erwiesen. Ich ernenne dich zum Korporal. Jetzt geh zu deiner Compagnie und morgen früh melde dich bei mir."

Wassili aber eilte heim, entledigte sich der Uniform, warf sie in die Scheune zu den noch immer schnarchenden Soldaten und dachte nicht weiter an die ganze Geschichte. Im Kaluga-Regiment aber forschte man noch lange Zeit nach dem Soldaten Lubbin, den der Feldmarschall persönlich zum Korporal ernannt hatte, und der nicht zu finden war. M. H–r.

Neue Erfindungen: Neue Lampen. — Die Erfindung des elektrischen Glühlichts hat einen wahren Wetteifer auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens hervorgerufen, auch die alten, bisher bekannten Leuchtstoffe so zu verbessern und in ihrer Leuchtkraft zu steigern, daß sie erfolgreich mit dem noch immer etwas teuren elektrischen Glühlicht konkurrieren können. Besonders das Gasglühlicht, das hervorgebracht wird, indem die Gasflamme nicht direkt zum Leuchten verwendet wird, sondern einen eigenen, chemisch präparierten Baumwollmantel, sogenannten Strumpf, in heftige Glut versetzt, von dem dann die sehr hellen Lichtstrahlen ausgehen, hat so großen Erfolg, daß man auch den zur Beleuchtung bisher gar nicht in Betracht kommenden Spiritus in gleicher Weise nutzbar zu machen trachtete. Und mit gutem Erfolg. Bereits giebt es sehr brauchbare Spiritusglühlampen, die ganz dem System der Gasglühlampen nachgebildet sind. Ein über die Spiritusflamme gestülpter mineralischer Strumpf oder Brenner wird durch die Hitze weißglühend gemacht und strahlt dann ein sehr schönes, glänzendes Licht aus. Sollte der amerikanische Petroleumring einmal wieder den Preis des



Spiritusglühlampe.

Petroleums künstlich steigern, so wird wohl auch die Spiritusglühlampe schnell Verbreitung gewinnen.

Eine ganz eigenartige, jedenfalls erst in ihren Anfängen stehende und sehr entwickelungsfähige Erfindung ist die Acetylenlampe des Parisers Trouvé. Acetylen oder Kohlenwasserstoff, ein sehr leicht brennbares Gas, erhält man, wenn man einfach ein Stück kohlensauren Kalkes in Wasser legt. Das Gas steigt dann in Blasen zur Oberfläche auf und ist so ungefährlich, daß man es ohne weiteres anzünden kann, da es ohne Explosion mit heller, weißer Flamme verbrennt. Auf diesen Umstand gründet sich die neue Acetylenlampe. Sie besteht nur aus einem Wasserbehälter, einem hineingehängten Korb aus Draht und einem aufgeschraubten Gestell mit Glaskuppel. Von dem Drahtkorbe (R) führt eine Gasröhre (J) bis unter die Kuppel. Durch einen Hahn (C) kann sie geöffnet und geschlossen werden. Sobald man den Drahtkorb mit Stücken kohlensauren Kalkes füllt, beginnt die Gasentwickelung; man dreht darauf den Hahn auf, zündet die Lampe an und hat nun auf längere Zeit ein schönes, nicht riechendes oder rußendes Licht.



Acetylenlampe.

H. Sch.

Von den Klapperschlangen. — In der Gebirgsregion des südlichen Kaliforniens leben ein halbes Dutzend Männer, welche sich ihren Lebensunterhalt durch Klapperschlangen verschaffen. Sie fangen die Tiere, verkaufen ihr Oel zu medizinischen Zwecken und die Häute zur Herstellung von Gürteln, mit denen sich Touristen zu schmücken pflegen, die zu Tausenden jenes Gebiet jeden Winter aufsuchen.

Der prosperierendste unter diesen Klapperschlangenjägern

ist ein etwa 60jähriger Mann Namens Dodge, genannt „der König der Klapperschlangen". Er besitzt in der Nähe seiner Blockhütte eine mehrere Acker enthaltende Farm, wo er in einem sicheren Verschlage stets 60 bis 70, manchmal auch bis 150 junge, magere Klapperschlangen mit einer bestimmten Nahrung füttert und mästet, um mehr Oel von ihnen zu erzielen, das er an Droguisten und Apotheker verkauft. Er fängt jährlich — nun schon 25 Jahre lang — durchschnittlich 300 bis 400 dieser Reptilien. Eine Schlange, die er ganz jung einfing, hält er schon 11 Jahre in einem Vogelkäfig von Drahtgeflecht. Er hat dies hauptsächlich deshalb gethan, um das Häuten der Klapperschlange, das einmal im Jahre stattfindet, zu beobachten; es ist ihm dies aber bisher nicht gelungen, gewöhnlich findet er die Haut eines Morgens in einer Ecke des Käfigs liegen.

Allgemein glaubt man, daß die Klapperschlange während der Häutung erblindet; dem ist jedoch nicht so. Zwar erscheint in dieser Zeit auf den Augen derselben ein bläuliches Häutchen, bringt man aber eine Maus in das Gehege des Tiers, so wird dasselbe blitzschnell sich zusammenringeln und die Maus am Genick packen. Die Klapperschlange ist indes kein Vielfraß, und sie tötet nur so viel Tiere, als sie zu ihrer Sättigung bedarf. Zwei Mäuse bilden für sie eine ausreichende Mahlzeit. Hat die Schlange ihren Hunger gestillt, so können Mäuse, Frösche und andere Tiere, die sonst ihre Lieblingsspeise bilden, über sie hinweg kriechen, springen oder hüpfen, ohne daß die Schlange sich rührt. Mit Ausnahme von Fledermäusen giebt es auf der Erde und in den Lüften kein Getier, das sie, wenn sie dessen im Hunger habhaft werden kann, nicht als Nahrung verwendete.

Die Klapperschlange schließt mitunter sonderbare Freundschaften. So hatte der alte Dodge einmal eine Taube mit der Schlange zusammengesteckt, die fünf Jahre dort unbeschädigt blieb, während alle sonst in den Käfig gesetzten Tiere von dem Reptil verspeist wurden. Schlange und Taube schliefen zusammen, wobei die Taube entweder auf der Schlange oder zwischen deren zusammengeringeltem Körper saß. Die Taube steckte eines Tages

ihren Kopf durch eine der Maschen des Käfigs und erwürgte sich hierdurch selbst.

Ein Tier, das sich vor dem Biß der Klapperschlange nicht fürchtet und dem dieser Biß nicht gefährlich zu sein scheint, ist das Schwein. Dodge hatte einst eine alte Sau, die auf Klapperschlangen Jagd machte und sie bis auf den Kopf verzehrte. Die Sau pfuschte ihm schließlich so arg ins Handwerk, daß er sie schlachten mußte. Das beste Mittel gegen den Schlangenbiß soll Whisky sein, der in großen Quantitäten genossen werden muß.

Der Alte trägt beim Fange lange Stiefel bis übers Knie. Mit einem gabeligen Stocke faßt er blitzschnell das Tier am Genick, sodann preßt er ihm mit den Fingern den Hals zu, daß es nicht beißen kann, schließlich tötet er das Reptil entweder auf der Stelle oder er thut es in einen sicheren Behälter, um es zu mästen. Der alte Dodge wurde fünfmal von Klapperschlangen gebissen, hat aber in allen fünf Fällen durch Whisky das Gift unschädlich gemacht. Jedenfalls ist das Geschäft ein mit Lebensgefahr verbundenes, dem nicht jeder Geschmack abgewinnen dürfte. v. B.

Die Residenz des Mahdistenhauptes. — Die Hauptstadt des von dem verstorbenen Mahdi eroberten Reiches bildet gegenwärtig Omdurman, das aus einem kleinen Dörfchen in der Nähe Chartums zu einer Stadt von elf Kilometer Länge und fünfeinhalb Kilometer Breite herangewachsen ist. Hier hat sich auch der Nachfolger des Mahdi, der Kalif Abdullahi, ein Residenzschloß, wenn man es so nennen will, erbauen lassen. Dasselbe besteht aus einem weiten Gebäudekomplex, in dem die einzelnen Baulichkeiten durch zahlreiche Höfe getrennt sind, und der insgesamt von einer hohen Ziegelmauer umschlossen ist. Außer der eigentlichen Behausung des Kalifen enthält er die Wohnräume für den Harem, Magazine, Quartiere für die Diener, sowie Stallungen.

Von dem mittleren Ostthore gelangt man zunächst zu den Empfangsräumen des Kalifen. Nach Passierung eines kleinen Vorhofes öffnet sich ein Hof von mäßiger Ausdehnung, in dem sich zwei zimmerartige, eingedeckte, aber auf einer Seite voll-

kommen offene Räumlichkeiten befinden, die zu Audienzzwecken dienen. Aus diesem Hofe führt eine Thür zu den Privatgebäuden des Kalifen, die nur die zu seiner persönlichen Bedienung bestimmten Diener betreten dürfen.

Diese ebenerdigen Häuser bestehen je aus einem größeren Saale mit zwei Nebenräumen und sind auf einer oder zwei Seiten mit Veranden umgeben, so daß sie kleinen Landhäusern gleichen. Nur ein einziges dieser Gebäude hat ein Obergeschoß mit zwei größeren Zimmern und gewährt, auf allen vier Seiten mit Fenstern versehen, einen guten Ausblick über die ganze Stadt.

Die zu den Audienzen bestimmten Räumlichkeiten sind mit der denkbar größten Einfachheit ausgestattet und enthalten nichts als ein Angareb, ein mit Leder überzogenes, niedriges Bettgestell, für den Kalifen, vor dem zuweilen eine Palmenmatte ausgebreitet ist. Hingegen sind seine Privatgemächer mit einem für die Verhältnisse, in denen der Kalif früher lebte, ganz ungewöhnlichen Luxus eingerichtet. Eiserne, reichvergoldete Bettstellen, mit Fliegennetzen versehen, Reste der in dem eroberten Chartum gemachten Beute, dicke Teppiche, mit Seide überzogene Polster, Thür- und Fenstervorhänge aus verschiedenfarbigen schweren Stoffen schmücken die weißgetünchten Zimmer, Palmenmatten und kleine Angarebs in den Veranden vervollständigen die Einrichtung.

Einen großen Raum nimmt der Harem des Kalifen ein. Alle Frauen desselben sind in einzelstehenden Gebäuden, die durch von Mauern umgebene Höfe getrennt sind, kasernenartig einquartiert. Ihr Gesundheitszustand wird von eigens dazu bestimmten älteren Weibern überwacht, die ihrem Herrn hierüber Bericht erstatten. Der Harem des Kalifen zählt ungefähr 400 Frauen. Vier davon sind seine gesetzlichen, von der mohammedanischen Religion erlaubten Ehegattinnen, von denen er sich aber öfters trennt, um sie durch andere zu ersetzen. Die ganze übrige Masse der Frauen und Mädchen setzt sich teils aus Angehörigen der im Kampfe unterworfenen Stämme, teils aus durch Raub und Kauf erworbenen Sklavinnen zusammen. Die ganze Zahl der Frauen, deren Hautfarbe alle Abstufungen vom hellsten Gelb bis zum

dunkelsten Schwarz zeigt und die den verschiedensten Rassen angehören, ist in Gruppen von 15 bis 20 Personen eingeteilt, von denen jede eine eigene Vorsteherin besitzt. Je drei oder vier dieser Gruppen sind wieder zu größeren Abteilungen vereinigt, deren Oberaufsicht einer freien Frau oder einer vom Kalifen besonders dazu ernannten Suria, einem Nebenweib, untersteht. Diesen Vorsteherinnen wird allmonatlich ein bestimmtes Maß von Getreide und eine Summe Geldes zur Bestreitung des Lebensunterhaltes der ihnen anvertrauten Frauen ausbezahlt, und außerdem werden ihnen die Mittel zur Verfügung gestellt, um die zur Körperpflege notwendigen Toiletteartikel, wie Oel, Fett und Wohlgerüche, anschaffen zu können.

Die Kleidung, die nach dem Range, der Schönheit und den sonstigen Eigenschaften abgestuft ist, besteht zum größten Teil aus weißen, mit bunten Rändern versehenen Baumwollstoffen, Erzeugnissen des Landes, sodann aber auch aus bunten Woll- und Seidentüchern, die aus Aegypten eingeführt werden. Da durch den früheren Mahdi das Tragen von Gold- und Silberschmuck streng verboten war, so begnügte man sich längere Zeit mit Perlmutterknöpfen, die gemischt mit roten Korallenstäbchen und Onyxstückchen auf Schnüren gefaßt und um Hand- und Fußgelenke und den Kopf gewunden wurden. Jetzt trägt man dagegen bereits wieder Gold und Silber, oft in bedeutender Menge. Das Haar wird in zahlreiche, ganz dünne Zöpfchen geflochten, die mit Fett und Parfümerien reichlich eingerieben und in den verschiedensten und verwickeltsten Formen angeordnet werden. Der Geruch einer solchen in großer Toilette befindlichen Sudandame ist nach den Erfahrungen Slatin Paschas für eine europäische Nase ein sehr zweifelhafter Genuß.

Von Zeit zu Zeit hält der Kalif über das gesamte Frauenheer ein Musterung ab. Regelmäßig werden dabei diejenigen, welche wegen körperlicher Mängel oder übler Charaktereigenschaften das Wohlgefallen ihres Herrn nicht mehr besitzen, ausgesondert und je nach ihrer Stellung an die nächsten Verwandten, Günstlinge und Diener verschenkt oder verheiratet. Th. S.

Gleiches mit Gleichem. — Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Helmstedter Professor Jakob Beireis hatte bei seinen

adeptischen Versuchen einige chemische Stoffe entdeckt, welche ihn schon in verhältnismäßig jungen Jahren zum reichen Manne machten. Seinen Reichtum benutzte er dazu, allerhand mehr oder minder wertvolle Sammlungen anzulegen. Am berühmtesten war seine Automatensammlung mit dem Vaucansonschen Flötenspieler, der fressenden Ente u. a. Ferner sammelte er Mineralien und Edelsteine, Gemälde, Münzen, Käfer und Schmetterlinge, sowie alles antiquarisch Merkwürdige.

Zu Helmstedt lebte damals der Antiquitätenhändler Bern, der die Sammlungen des Professors durch manches wertvolle Stück bereichert hatte. Einst kam Bern zu Beireis und bot ihm eine Silbermünze aus der Zeit des römischen Kaisers Marcus Aurelius an. Die Münze war ganz abgeglättet, und man bemerkte nur die Buchstabenverbindungen Mar und ur, sowie die Umrisse eines Kopfes. Professor Beireis holte die Münzen hervor, die er bereits aus der Marc Aurel-Zeit besaß, und es stellte sich heraus, daß darunter keine von der Gestalt und Größe der angebotenen Münze sei. Bern stellte den Preis für dieselbe ziemlich hoch, so daß Beireis sich nicht sofort entschließen konnte, sie zu kaufen. Er sagte, er wolle sich die Sache noch überlegen, Bern solle am nächsten Tage wiederkommen.

Der Kunsthändler kam denn auch zur bestimmten Zeit, und nun machte ihm Beireis den Vorschlag, er wolle die Münze gegen ein wertvolles Gemälde von Rembrandt eintauschen. Bern horchte hoch auf. Das war mehr, als er gehofft hatte. Jedoch kannte er die zu Scherzen aufgelegte Natur des Professors zu gut und bat daher, ihm das Gemälde zu zeigen. Mit großem Ernste brachte Beireis ein kleines, schlecht gemaltes Bild, welches den Brand eines Schlosses darstellte, aus dem einige weibliche Gestalten fliehend herauseilten. In einer Ecke stand der Name „Rembrandt".

Der Kunsthändler beschaute das Gemälde sehr aufmerksam und sagte dann: „Mit diesem Bilde hat man Sie betrogen. Die Inschrift in der Ecke hieß ursprünglich ‚Harembrand'. Man hat das ‚Ha' ausradirt, ein ‚t' hinzugefügt und so aus dem Titel des Bildes den Namen des berühmten Malers gemacht."

„Und mit Ihrer Münze," erwiderte Beireis lächelnd, „sind

Sie ebenfalls betrogen. Die Münze ist eine Mark Hamburgisch. Von der Mark ist das ‚Mar‘, von Hamburg das ‚ur‘ stehen geblieben.“

Seit dieser Zeit hat keiner der beiden Kunstkenner den anderen mehr zu überlisten versucht. M. H—d.

Die Kartoffelkrankheit. — Obgleich die Kartoffeln von einer ganzen Reihe von Krankheiten befallen werden, so ist doch die eine derselben so hervorstechend, daß man sie zumeist nur mit dem Namen „Kartoffelkrankheit“ bezeichnet. Nicht nur der Landwirt fürchtet sie, sondern ebensosehr unsere Hausfrauen, denn diese Krankheit ist es, die nur zu oft die Kartoffelvorräte verdirbt und den Kartoffelknollen jene unliebsamen graubraunen Stellen, häufig verbunden mit einem widerlichen Geruch, verleiht, die die Früchte ungenießbar machen.

Die Krankheit wird durch einen mikroskopisch kleinen Schmarotzerpilz hervorgerufen, der den wissenschaftlichen Namen „Phytophthora infestans“ führt, was so viel als gefährlicher Pflanzenverderber bedeutet. Der Pilz siedelt sich schon auf dem Acker sowohl auf den Blättern als auf den Knollen der Kartoffeln an.

Im Juli zeigen sich zunächst an einzelnen Stauden braune Flecke auf einzelnen Fiederblättchen. Die Bräunung schreitet mehr und mehr fort, und der gebräunte Teil welkt und schrumpft zusammen. Auf der Unterseite des erkrankten Blattes nimmt man dann auf der Grenze zwischen dem gebräunten und noch grünen Teil einen weißlichen, schimmelähnlichen Streifen, der aus den Vermehrungsorganen des Pilzes, den Fruchtträgern, besteht, wahr. Wenn man einen Teil einer erkrankten Stelle unter dem Mikroskop betrachtet, so sieht man, wie die Pilzfäden, die in dem Gewebe wuchern, sich zwischen die mit Stärkekörnern gefüllten Kartoffelzellen gedrängt haben. Ueberall da, wo die Pilzfäden erscheinen, lösen sich die Stärkekörner auf, die Kartoffelzellen bräunen sich, und so entstehen die graubraunen Flecke. Aeußerst interessant ist nun die Vermehrung des Pilzes. Da, wo die Krankheit bereits weiter vorgeschritten ist, bemerkt man, wie schon erwähnt, einen weißlichen Schimmel, der aus den Fruchtträgern besteht. Untersucht man diese mit dem Mikroskop,

so erscheinen sie als winzige, vielfach verästelte Bäumchen, an denen zitronenartige Kapseln hängen. Auf einem einzigen Quadratmillimeter vermögen sich gegen 200 Pilzbäumchen zu entwickeln, von denen ein jedes leicht 30 Fruchtkapseln trägt. Diese Fruchtkapseln schnüren sich ab und können nun, wenn sie einen geeigneten Nährboden finden, einen Keimschlauch treiben, der dann weiter wuchert und zum Ausgangspunkt eines neuen Krankheitsherdes wird. Der Pilz kann sich aber auch noch auf eine andere Weise vermehren. Die Fruchtkapseln enthalten nämlich 8 bis 16 Keime für Sporen. Setzt man eine Fruchtkapsel in einen Tropfen Wasser, so öffnet sich dieselbe, und es treten aus ihr kleine eiweißähnliche Portionen heraus. Man sieht nun unter dem Mikroskop, wie diese sich runden, eine eiförmige Gestalt annehmen und zwei feine Wimpern entwickeln. Sofort beginnen die Wimpern sich zu bewegen, die Körperchen selbst drehen sich dadurch, wirbeln durcheinander und schwimmen lebhaft bald hierhin, bald dorthin. Sie schwärmen also genau so, wie zahlreiche mikroskopische Tiere, und man hat sie deshalb auch Schwärmsporen genannt. Nach höchstens einer halben Stunde nimmt die Bewegung allmählich ab, die Schwärmsporen gelangen zur Ruhe, umgeben sich mit einer Zellhaut und treiben einen Keimschlauch. Da aus einer Fruchtkapsel 8 bis 16 Sporen hervorgehen können, so kann also nach der obigen Berechnung ein einziger Quadratmillimeter Pilzfläche im Durchschnitt 60000 neue Keime erzeugen, die sich sogleich verzweigen. Dieselbe Entwickelung, wie wir sie unter dem Mikroskop kennen lernten, geht vor sich, wenn die Pilzkeime im Acker auf die feuchten Blätter oder Knollen der Kartoffeln gelangen. Es wird nun verständlich, wie sich ganze Felder gleichsam mit einem Schlage mit braunen Flecken bedecken und wie namentlich feuchte Witterung die Verbreitung des Pilzes begünstigt.

Es ist im Beginn oft fast gar nicht wahrnehmbar, ob die Knollen bereits von der Krankheit ergriffen sind. Erst wenn sie im Keller lagern, entwickelt sich diese weiter und es gesellen sich nun noch andere Pilze hinzu, um das Werk der Zerstörung zu vollenden. Sind die Aufbewahrungsräume trocken, so schrumpfen die Knollen zu einer bröckeligen, zuletzt hart werdenden Masse

zusammen, was man dann als trockene Fäule bezeichnet. Es siedeln sich auf den trockenfaulen Kartoffeln verschiedene Schimmelpilze an, die in Form weißer Polster hervorbrechen und später eine gelbliche, zimmetfarbene, grünliche oder bläuliche Farbe annehmen. In feuchter Umgebung aber verwandeln sich die Kartoffeln in eine breiige, übelriechende Masse, was man nasse Fäule nennt. Die Fäulniserreger sind hier Bakterien und namentlich der Buttersäurepilz.

Es ist in den letzten Jahren gelungen, ein wirksames Mittel gegen den Kartoffelpilz zu finden. Dasselbe besteht in einer Kupfervitriollösung, mit der man die Kartoffelpflanzen bespritzt. Durch die Kupfervitriollösung werden die auffliegenden Pilzkeime getötet. Jedoch würde hierdurch allein die Krankheit nicht wesentlich beschränkt werden, da immer noch genug Keime übrig bleiben, um die Pilzausbreitung zu ermöglichen. Die Kupfervitriollösung hat aber noch die Eigenschaft, daß sie die Blattentwickelung der Pflanzen anregt. Den Kartoffelstauden werden durch die reichere Laubentwickelung die Organe vermehrt, in denen sich unter dem Einfluß der Sonne das Stärkemehl bildet, das sich später in den Knollen ablagert. Ihre Ernährung wird also gehoben, und damit ihre Widerstandskraft gegen den Pilz, so daß sich auch der Ertrag an Knollen steigert und ein Ausgleich für die Verwüstungen des Pilzes herbeigeführt wird. Th. S.

Ein Henker als Operateur. — Frau v. Barré, die Gattin des ehemaligen französischen Justizministers, litt an Verdrehung der Nackenwirbel und konnte deshalb den Kopf nur unter den heftigsten Schmerzen bewegen. Alle Aerzte von Ruf wurden zu Rat gezogen, aber ihre Kunst vermochte nichts. Eines Tages jammerte die Kranke in Gegenwart einer Freundin über ihr trauriges Los, und diese schlug ihr vor, den Doktor Vincenti zu Hilfe zu rufen. Die schöne Kranke schauderte, denn der Mann, welchen man im gewöhnlichen Leben Doktor Vincenti nannte, war kein anderer als — der Henker.

„Warum entsetzen Sie sich?" fuhr die Freundin fort.

„Lieber will ich sterben, als mich vom Henker berühren lassen!"

„Verscheuchen Sie solche trübe Gedanken. Sie sind noch viel zu jung, als daß Sie an das Sterben denken dürfen, und viel

zu schön, als daß man Sie sterben lassen kann. Schicken Sie nach Vincenti. Er hat Wunderkuren gemacht."

Frau v. Barré dachte ernstlich über den Vorschlag nach, sie überwand den Abscheu vor dem Doktor Vincenti und beschloß, ihn rufen zu lassen. Dieser, ein italienischer Arzt, war vor Jahren wegen eines politischen Verbrechens zum Tode verurteilt, aber unter der Bedingung begnadigt worden, daß er das eben erledigte Henkeramt übernehme. Er war ein sehr gebildeter Mann, schon etwas bejahrt und trug immer einen schwarzen Anzug, doch mit einer kleinen Leiter von rotem Tuch im Knopfloch, dem Zeichen seines Amtes.

Am nächsten Tage erschien der Gerufene im Hause der Frau v. Barré, die ihn wohl eine Viertelstunde warten lassen mußte, um sich zu sammeln und sich mit Mut zu waffnen. Endlich ließ sie ihn eintreten und sich den Hals von dem Mann befühlen, der so viele Menschen vom Leben zum Tod befördert hatte.

„Nun," fragte sie endlich mit Anstrengung, „glauben Sie, mich heilen zu können?"

„Ganz gewiß," antwortete er; „ich fürchte nur, Sie werden von dem einzigen Mittel, durch das ich Ihnen die Gesundheit wieder geben kann, keinen Gebrauch machen wollen."

„Ich bin zu allem bereit," antwortete die Leidende, und Doktor Vincenti gestand nach einigem Zögern, daß sie — sich hängen lassen müsse.

„Das wird mich allerdings gründlich von allen Leiden befreien," sagte die Dame.

„Machen Sie sich keine Sorgen über die Folgen der Operation," entgegnete der seltsame Doktor; „ich stehe mit meinem Kopfe für Ihre Heilung."

„In diesem Falle," sagte die Kranke entschlossen, „unterwerfe ich mich Ihrem Mittel, und zwar auf der Stelle, denn ein anderes Mal möchte es mir an Mut dazu fehlen."

Der Doktor sah sich im Zimmer um, fand einen passenden Haken und ließ sich einen Strick und eine Doppelleiter bringen, auf welche die Dame steigen mußte. Er selbst stellte sich darauf neben sie, legte ihr den Strick um den Hals, befestigte denselben um den Haken und zog dann plötzlich der Dame die Füße von

der Leiter, so daß sie frei da hing. Sofort aber löste er die Schleife, nahm die Dame in die Arme und trug die Ohnmächtige auf das Sofa, wo er sie mit geeigneten Mitteln wieder belebte. Als sie wieder zu sich kam, forderte er sie auf, den Kopf nach allen Seiten zu bewegen, und sie konnte es ohne den geringsten Schmerz thun. Der etwas verschobene Halswirbel war an seine rechte Stelle gerückt, und die Dame in der That geheilt. C. T.

Thorwaldsens Deutsch. — Der berühmte Bildhauer Thorwaldsen war nicht das, was man gebildet nennt. Zu wissenschaftlichen Unterredungen war er nicht fähig. Die wenigen Sprachen, die er kannte, sprach er unvollkommen, die französische so, daß er sich mit Mühe verständlich machen konnte, die italienische und deutsche in gleicher Weise fehlerhaft und unbeholfen. Dabei war wunderlich, daß er sich nicht „ich" nannte, wenn er von seiner Person zu reden hatte, sondern „Sie". Wolfgang Menzel („Denkwürdigkeiten", 1877) erzählt: „Ich hatte vom Schillerverein in Stuttgart den Auftrag, womöglich ein Autograph von Thorwaldsen aus Rom mitzubringen. Das war schwierig zu machen, denn Thorwaldsen rührte die Feder nicht gern an. Ich speiste, solange ich in Rom war, alle Donnerstag in seiner Gesellschaft bei dem gastfreien württembergischen Konsul v. Kalb. Bei einem solchen Anlaß bat ich Thorwaldsen einmal, mir doch ein paar Zeilen von seiner Hand zu geben. Er lehnte es aber mit einer widerwilligen Miene ab, indem er sagte, er könne keine Sentenzen oder Verse für Stammbücher schreiben, er verstehe wohl mit dem Meißel, aber nicht mit der Feder umzugehen. ‚Jeder leisten, was er kann!' fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Da lief ich gleich nach Papier, Tinte und Feder und forderte Thorwaldsen auf, sogleich die fünf letzten Worte, die er gesprochen hatte, niederzuschreiben. Alle am Tische lachten, er lachte selber mit und — schrieb. Dieses Blatt von seiner Hand ruht nun im Grundstein der von ihm verfertigten Schillerstatue auf dem alten Schloßplatz in Stuttgart." D.

Das stehende Heer der Fürstäbte von Fulda. — In einem seltsamen Gegensatz zu den ungeheuren Summen, welche gegenwärtig durch die stehenden Heere verschlungen werden, steht der

geringe Aufwand der sogenannten guten alten Zeit für militärische Zwecke.

Der seiner Zeit zu den deutschen Reichsfürsten gehörige Fürstabt von Fulda herrschte über ein Gebiet, welches, bevor es infolge des Lüneviller Friedens 1803 mediatisiert und unter die angrenzenden weltlichen Fürsten als Entschädigung für deren auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetretene Gebietsteile verteilt wurde, außer dem jetzigen Kreise Fulda den Kreis Gersfeld, sowie die jetzt bayerischen Städte Hammelburg und Brückenau, die weimarischen Geisa und Vacha und die darmstädtische Stadt Herbstein, sowie die Stadt Salmünster im Kreise Schlüchtern umfaßte, über ein Gebiet also, das gegenwärtig für das Heer mehrere Regimenter ergiebt. Noch im 17. Jahrhundert aber besaß der Abt von Fulda eine lächerlich geringfügige Truppenmacht, über welche uns ein fuldischer Chronist folgendes mitteilt: „Auch Militär wurde gehalten und aus der Landessteuerkasse belöhnet. Im Jahre 1657 war Herr Wilhelm Groß Offizier und hatte über acht Gemeine zu befehlen. Gedachter Herr Hauptmann Groß erhielt drei Gulden Handgeld und hat übrigens seine monatliche Besoldung zu zehn Gulden von der Judenschaft in Fulda bezogen. Dafür genoß die letztere den Schutz des Fürstabts. Jeder der acht gemeinen Soldaten bekam 90 Kreuzer (1½ Gulden oder 2,55 Mark nach heutigem Gelde) Handgeld und des Monats 5 Gulden (8,50 Mark) Löhnung. Die Patronen zu 60 Ladungen und acht Bandeliere kosteten 4 Gulden 30 Kreuzer. Uebrigens haben Ihro fürstlichen Gnaden die acht Musketen aus dero Schlosse zu Neuhof hergegeben. Es scheint nicht, daß dieses Militär mit Uniform versehen gewesen sei, sondern das Zeichen ihres Ehrenstandes war: auf Werktagen ein Paar blaue, auf Sonntagen ein Paar rote Strümpfe, wofür die Ausgaben in den Rechnungen aufgeführt stehen." In Kriegszeiten hatte allerdings der Fürstabt sein bestimmtes Kontingent zum Reichsheere zu stellen, welches selbstverständlich erheblich größer war als die obige Truppe, deren Geringfügigkeit übrigens auch einen Beleg dafür bildet, wie kläglich es mit der Schlagfertigkeit der deutschen Reichsarmee damals überhaupt ausgesehen hat. R. v. B.

Boshafte Antwort. — Im Jahre 1831 traf Heinrich Heine in Frankfurt a. M. mit dem Witzbold Saphir zusammen; beide besuchten häufig das altberühmte Hotel „Zum Schwan", welches Börne für die einzig lobenswerte Einrichtung Frankfurts erklärt hatte, wenngleich sich auch dieses Lob eigentlich auf den Donnerstag beschränkte, an dem es delikates Sauerkraut gebe. Heine, der Mann des sachlichen Witzes, hielt wenig von Saphir, welcher fast ausschließlich die bedeutend wohlfeileren Wortwitze kultivierte, wurde aber dafür von dem anderen mit mancher boshaften Bemerkung geärgert. Einst erzählte ein Fremder bei der Tafel, daß der Kurfürst von Hessen den unruhigen Kasselanern dadurch seinen landesherrlichen Unwillen zu erkennen gegeben habe, daß er sämtliche Ruhebänke auf Wilhelmshöhe entfernen ließ.

„Da werden sich ja die Kasselaner in einem permanenten ‚Aufstande' befinden!" witzelte Saphir.

„Aber Saphir," rief Heine schnell, „wer wird Witze ohne Honorar machen!"

„Besser als Honorar ohne Witze," tönte es prompt zurück.

E. K.

Professionelle Diebe. — Es war im alten Aegypten verordnet, daß diejenigen, welche das Diebesgewerbe treiben wollten, bei dem Vorsteher der Diebe ihre Namen aufschreiben ließen. Hatten sie etwas gestohlen, so mußten sie sogleich ihm ihre Beute vorzeigen. Der Bestohlene hatte dann eben diesem Vorsteher der Diebe ein geschriebenes Verzeichnis aller abhanden gekommenen Gegenstände einzureichen und Ort, Tag und Stunde, da sie verschwunden waren, anzugeben. Auf diese Weise wurde alles leicht aufgefunden, und nun hatte der Bestohlene den vierten Teil des Wertes seines geraubten Eigentums zu bezahlen und erhielt dasselbe zurück. —dn—

Gut gegeben. — Fürst Kaunitz, der allmächtige Staatskanzler unter Maria Theresia, war ungemein ängstlich für seine Gesundheit. Er suchte sich jeden Aerger fernzuhalten und setzte seiner Bequemlichkeit und seinem Wohlbefinden jede Rücksicht nach. Schon in seiner Jugend hatte er die Kaiserin gewöhnt, ihm zu erlauben, wenn er es in ihrem Zimmer zu kalt fand, die Fenster zu schließen und in ihrer Gegenwart sein Käppchen aufzusetzen.

Gegen Ende der Tafel brachte man ihm gewöhnlich einen Spiegel nebst allem Apparat eines Zahnarztes, und er machte dann vor der ganzen Gesellschaft ohne Umstände eine lange Mundtoilette. Einst speiste er bei dem französischen Gesandten. Als er auch hier seine Mundwaschung beginnen wollte, stand derselbe mit den Worten auf: „Erheben wir uns, der Fürst will allein sein!" Von diesem Tage an speiste Kaunitz niemals wieder außer dem Hause. —dn—

Der verkannte Gelehrte. — Huet, der berühmte Bischof von Avranches (1630—1721), war ein großer Gelehrter und ein begeisterter Freund der Wissenschaft. Eines Tages kam ein Bauer in sein Haus und verlangte ihn zu sprechen. Der Diener bedeutete ihn, daß der Herr eben studiere. Der Bauer ging. Nach einigen Tagen kam er wieder. Abermals dieselbe Auskunft. Der Bauer entfernte sich wiederum und stellte sich wenige Tage später zum drittenmal ein. Als ihm auch diesmal gesagt wurde, der Herr studiere, da konnte er sich nicht halten, sondern brach unwillig in die Worte aus: „'s ist doch ein wahrer Skandal! Gott schenke uns endlich einen Bischof, der ausstudiert hat!" J. D.

Nur wenige Minuten Minister. — Während der französischen Revolution brauchte man unmittelbar nach der Vernichtung der Girondisten schleunigst einen neuen Minister des Auswärtigen, und Robespierre bestimmte dazu den Bürger J. Alexandre, seines Zeichens ein Lastträger. Die Ernennung wurde zur Publikation dem „Moniteur" überwiesen und war somit ordnungsmäßig vollzogen, als 5 Minuten später dem Konvent denn doch schwere Bedenken gegen diese launische Wahl seines Führers aufstiegen. Trotzdem Robespierre noch zugegen war, wagte es die Mehrheit der Deputierten, die Bestallung Alexandres wieder aufzuheben, und Frankreich hatte einen Minister — 5 Minuten lang gehabt. E. K.

Ein Vielliebchen. — Während einer seiner Besuche in Paris war der Großfürst Michael von Rußland bei einem Festmahle Tischnachbar von Rosa Bonheur, der berühmten Tiermalerin. Sie unterhielten sich vortrefflich und verspeisten beim Nachtisch ein Vielliebchen zusammen. Der Großfürst vergaß jedoch, die Künstlerin am nächsten Tage als Vielliebchen anzureden und verlor

seine Wette somit. Er fragte die Malerin, mit welchem Geschenk er sich auslösen solle, und sie erwiderte lachend: „Mit irgend einem Tier, das ich malen könnte, mit irgend einem niedlichen Geschöpfchen."

Der Großfürst verließ kurz darauf die Stadt. Man hörte lange nichts von ihm, und Rosa Bonheur hatte die ganze Geschichte bereits vergessen, als eines Tages das fürstliche Vielliebchen in Gestalt dreier riesiger Eisbären eintraf. —dn—

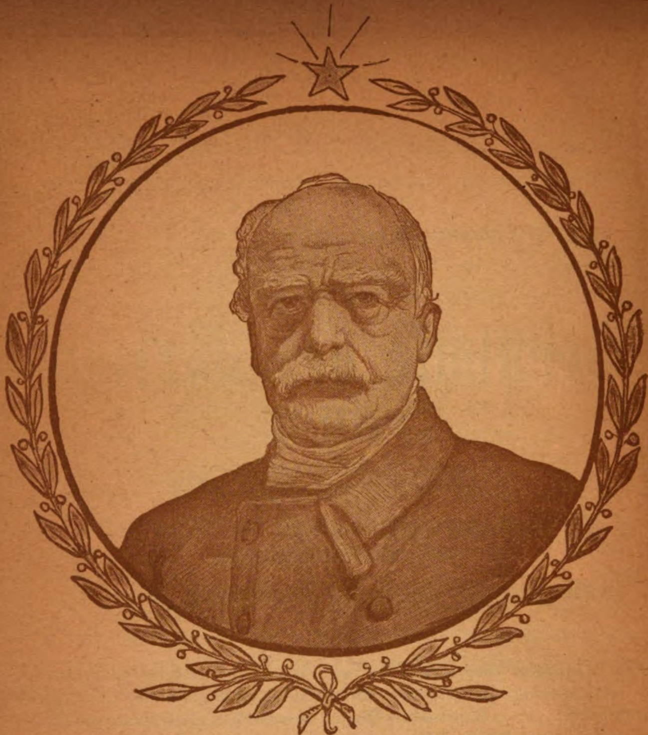
Deutlich. — Der Geheime Rat v. Viereck, welcher unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen Minister war, zog sich einmal die Ungnade seines Herrn in so hohem Grade zu, daß dieser ihm folgende Kabinetsordre, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, zusandte: „Geheimer Rat v. Viereck soll sich meritieret (verdient) machen, nicht zu viel à l'Hombre spielen, diligent (fleißig) und prompt bei seiner Arbeit sein, nicht so langsam und faul, wie er bisher gewesen." H. Ww.

Heimgegeben. — Der Geheimrat Hufeland wurde einst zu einem reichen und sehr einfältigen alten Gecken gerufen, dem er wegen einer unbedeutenden Sache Auskunft geben sollte. Letzterer, welcher sich die grauen Haare zu färben pflegte, fragte den Geheimrat nämlich:

„Herr Geheimrat, strengen haarfärbende Mittel das Gehirn an?"

„Das ist gar nicht möglich, mein Herr," antwortete jener, „denn Leute von Gehirn wenden keine an." —dn—





Unser Bismarck

von

C. W. Allers und Hans Kraemer.

Zweite Auflage.

280 Seiten Text mit 215 Illustrationen und 43 Seiten Kunstbeilagen.

In Prachtband gebunden 40 Mark,
auch in 28 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.





Verkleinerte Nachbildung des Kupferstichs: „Die Heimkehr des Landwehrmanns."

Sie ebenfalls betrogen. Die Münze ist eine Mark Hamburgisch. Von der Mark ist das ‚Mar‘, von Hamburg das ‚ur‘ stehen geblieben.“

Seit dieser Zeit hat keiner der beiden Kunstkenner den anderen mehr zu überlisten versucht. M. H—d.

Die Kartoffelkrankheit. — Obgleich die Kartoffeln von einer ganzen Reihe von Krankheiten befallen werden, so ist doch die eine derselben so hervorstechend, daß man sie zumeist nur mit dem Namen „Kartoffelkrankheit“ bezeichnet. Nicht nur der Landwirt fürchtet sie, sondern ebensosehr unsere Hausfrauen, denn diese Krankheit ist es, die nur zu oft die Kartoffelvorräte verdirbt und den Kartoffelknollen jene unliebsamen graubraunen Stellen, häufig verbunden mit einem widerlichen Geruch, verleiht, die die Früchte ungenießbar machen.

Die Krankheit wird durch einen mikroskopisch kleinen Schmarotzerpilz hervorgerufen, der den wissenschaftlichen Namen „Phytophthora infestans“ führt, was so viel als gefährlicher Pflanzenverderber bedeutet. Der Pilz siedelt sich schon auf dem Acker sowohl auf den Blättern als auf den Knollen der Kartoffeln an.

Im Juli zeigen sich zunächst an einzelnen Stauden braune Flecke auf einzelnen Fiederblättchen. Die Bräunung schreitet mehr und mehr fort, und der gebräunte Teil welkt und schrumpft zusammen. Auf der Unterseite des erkrankten Blattes nimmt man dann auf der Grenze zwischen dem gebräunten und noch grünen Teil einen weißlichen, schimmelähnlichen Streifen, der aus den Vermehrungsorganen des Pilzes, den Fruchtträgern, besteht, wahr. Wenn man einen Teil einer erkrankten Stelle unter dem Mikroskop betrachtet, so sieht man, wie die Pilzfäden, die in dem Gewebe wuchern, sich zwischen die mit Stärkekörnern gefüllten Kartoffelzellen gedrängt haben. Ueberall da, wo die Pilzfäden erscheinen, lösen sich die Stärkekörner auf, die Kartoffelzellen bräunen sich, und so entstehen die graubraunen Flecke. Aeußerst interessant ist nun die Vermehrung des Pilzes. Da, wo die Krankheit bereits weiter vorgeschritten ist, bemerkt man, wie schon erwähnt, einen weißlichen Schimmel, der aus den Fruchtträgern besteht. Untersucht man diese mit dem Mikroskop,

so erscheinen sie als winzige, vielfach verästelte Bäumchen, an denen zitronenartige Kapseln hängen. Auf einem einzigen Quadratmillimeter vermögen sich gegen 200 Pilzbäumchen zu entwickeln, von denen ein jedes leicht 30 Fruchtkapseln trägt. Diese Fruchtkapseln schnüren sich ab und können nun, wenn sie einen geeigneten Nährboden finden, einen Keimschlauch treiben, der dann weiter wuchert und zum Ausgangspunkt eines neuen Krankheitsherdes wird. Der Pilz kann sich aber auch noch auf eine andere Weise vermehren. Die Fruchtkapseln enthalten nämlich 8 bis 16 Keime für Sporen. Setzt man eine Fruchtkapsel in einen Tropfen Wasser, so öffnet sich dieselbe, und es treten aus ihr kleine eiweißähnliche Portionen heraus. Man sieht nun unter dem Mikroskop, wie diese sich runden, eine eiförmige Gestalt annehmen und zwei feine Wimpern entwickeln. Sofort beginnen die Wimpern sich zu bewegen, die Körperchen selbst drehen sich dadurch, wirbeln durcheinander und schwimmen lebhaft bald hierhin, bald dorthin. Sie schwärmen also genau so, wie zahlreiche mikroskopische Tiere, und man hat sie deshalb auch Schwärmsporen genannt. Nach höchstens einer halben Stunde nimmt die Bewegung allmählich ab, die Schwärmsporen gelangen zur Ruhe, umgeben sich mit einer Zellhaut und treiben einen Keimschlauch. Da aus einer Fruchtkapsel 8 bis 16 Sporen hervorgehen können, so kann also nach der obigen Berechnung ein einziger Quadratmillimeter Pilzfläche im Durchschnitt 60000 neue Keime erzeugen, die sich sogleich verzweigen. Dieselbe Entwickelung, wie wir sie unter dem Mikroskop kennen lernten, geht vor sich, wenn die Pilzkeime im Acker auf die feuchten Blätter oder Knollen der Kartoffeln gelangen. Es wird nun verständlich, wie sich ganze Felder gleichsam mit einem Schlage mit braunen Flecken bedecken und wie namentlich feuchte Witterung die Verbreitung des Pilzes begünstigt.

Es ist im Beginn oft fast gar nicht wahrnehmbar, ob die Knollen bereits von der Krankheit ergriffen sind. Erst wenn sie im Keller lagern, entwickelt sich diese weiter und es gesellen sich nun noch andere Pilze hinzu, um das Werk der Zerstörung zu vollenden. Sind die Aufbewahrungsräume trocken, so schrumpfen die Knollen zu einer bröckeligen, zuletzt hart werdenden Masse

zusammen, was man dann als trockene Fäule bezeichnet. Es siedeln sich auf den trockenfaulen Kartoffeln verschiedene Schimmelpilze an, die in Form weißer Polster hervorbrechen und später eine gelbliche, zimmetfarbene, grünliche oder bläuliche Farbe annehmen. In feuchter Umgebung aber verwandeln sich die Kartoffeln in eine breiige, übelriechende Masse, was man nasse Fäule nennt. Die Fäulniserreger sind hier Bakterien und namentlich der Buttersäurepilz.

Es ist in den letzten Jahren gelungen, ein wirksames Mittel gegen den Kartoffelpilz zu finden. Dasselbe besteht in einer Kupfervitriollösung, mit der man die Kartoffelpflanzen bespritzt. Durch die Kupfervitriollösung werden die auffliegenden Pilzkeime getötet. Jedoch würde hierdurch allein die Krankheit nicht wesentlich beschränkt werden, da immer noch genug Keime übrig bleiben, um die Pilzausbreitung zu ermöglichen. Die Kupfervitriollösung hat aber noch die Eigenschaft, daß sie die Blattentwickelung der Pflanzen anregt. Den Kartoffelstauden werden durch die reichere Laubentwickelung die Organe vermehrt, in denen sich unter dem Einfluß der Sonne das Stärkemehl bildet, das sich später in den Knollen ablagert. Ihre Ernährung wird also gehoben, und damit ihre Widerstandskraft gegen den Pilz, so daß sich auch der Ertrag an Knollen steigert und ein Ausgleich für die Verwüstungen des Pilzes herbeigeführt wird. Th. S.

Ein Henker als Operateur. — Frau v. Barré, die Gattin des ehemaligen französischen Justizministers, litt an Verdrehung der Nackenwirbel und konnte deshalb den Kopf nur unter den heftigsten Schmerzen bewegen. Alle Aerzte von Ruf wurden zu Rat gezogen, aber ihre Kunst vermochte nichts. Eines Tages jammerte die Kranke in Gegenwart einer Freundin über ihr trauriges Los, und diese schlug ihr vor, den Doktor Vincenti zu Hilfe zu rufen. Die schöne Kranke schauderte, denn der Mann, welchen man im gewöhnlichen Leben Doktor Vincenti nannte, war kein anderer als — der Henker.

„Warum entsetzen Sie sich?" fuhr die Freundin fort.

„Lieber will ich sterben, als mich vom Henker berühren lassen!"

„Verscheuchen Sie solche trübe Gedanken. Sie sind noch viel zu jung, als daß Sie an das Sterben denken dürfen, und viel

zu schön, als daß man Sie sterben lassen kann. Schicken Sie nach Vincenti. Er hat Wunderkuren gemacht."

Frau v. Barré dachte ernstlich über den Vorschlag nach, sie überwand den Abscheu vor dem Doktor Vincenti und beschloß, ihn rufen zu lassen. Dieser, ein italienischer Arzt, war vor Jahren wegen eines politischen Verbrechens zum Tode verurteilt, aber unter der Bedingung begnadigt worden, daß er das eben erledigte Henkeramt übernehme. Er war ein sehr gebildeter Mann, schon etwas bejahrt und trug immer einen schwarzen Anzug, doch mit einer kleinen Leiter von rotem Tuch im Knopfloch, dem Zeichen seines Amtes.

Am nächsten Tage erschien der Gerufene im Hause der Frau v. Barré, die ihn wohl eine Viertelstunde warten lassen mußte, um sich zu sammeln und sich mit Mut zu waffnen. Endlich ließ sie ihn eintreten und sich den Hals von dem Mann befühlen, der so viele Menschen vom Leben zum Tod befördert hatte.

„Nun," fragte sie endlich mit Anstrengung, „glauben Sie, mich heilen zu können?"

„Ganz gewiß," antwortete er; „ich fürchte nur, Sie werden von dem einzigen Mittel, durch das ich Ihnen die Gesundheit wieder geben kann, keinen Gebrauch machen wollen."

„Ich bin zu allem bereit," antwortete die Leidende, und Doktor Vincenti gestand nach einigem Zögern, daß sie — sich hängen lassen müsse.

„Das wird mich allerdings gründlich von allen Leiden befreien," sagte die Dame.

„Machen Sie sich keine Sorgen über die Folgen der Operation," entgegnete der seltsame Doktor; „ich stehe mit meinem Kopfe für Ihre Heilung."

„In diesem Falle," sagte die Kranke entschlossen, „unterwerfe ich mich Ihrem Mittel, und zwar auf der Stelle, denn ein anderes Mal möchte es mir an Mut dazu fehlen."

Der Doktor sah sich im Zimmer um, fand einen passenden Haken und ließ sich einen Strick und eine Doppelleiter bringen, auf welche die Dame steigen mußte. Er selbst stellte sich darauf neben sie, legte ihr den Strick um den Hals, befestigte denselben um den Haken und zog dann plötzlich der Dame die Füße von

der Leiter, so daß sie frei da hing. Sofort aber löste er die Schleife, nahm die Dame in die Arme und trug die Ohnmächtige auf das Sofa, wo er sie mit geeigneten Mitteln wieder belebte. Als sie wieder zu sich kam, forderte er sie auf, den Kopf nach allen Seiten zu bewegen, und sie konnte es ohne den geringsten Schmerz thun. Der etwas verschobene Halswirbel war an seine rechte Stelle gerückt, und die Dame in der That geheilt. C. T.

Thorwaldsens Deutsch. — Der berühmte Bildhauer Thorwaldsen war nicht das, was man gebildet nennt. Zu wissenschaftlichen Unterredungen war er nicht fähig. Die wenigen Sprachen, die er kannte, sprach er unvollkommen, die französische so, daß er sich mit Mühe verständlich machen konnte, die italienische und deutsche in gleicher Weise fehlerhaft und unbeholfen. Dabei war wunderlich, daß er sich nicht „ich" nannte, wenn er von seiner Person zu reden hatte, sondern „Sie". Wolfgang Menzel („Denkwürdigkeiten", 1877) erzählt: „Ich hatte vom Schillerverein in Stuttgart den Auftrag, womöglich ein Autograph von Thorwaldsen aus Rom mitzubringen. Das war schwierig zu machen, denn Thorwaldsen rührte die Feder nicht gern an. Ich speiste, solange ich in Rom war, alle Donnerstag in seiner Gesellschaft bei dem gastfreien württembergischen Konsul v. Kalb. Bei einem solchen Anlaß bat ich Thorwaldsen einmal, mir doch ein paar Zeilen von seiner Hand zu geben. Er lehnte es aber mit einer widerwilligen Miene ab, indem er sagte, er könne keine Sentenzen oder Verse für Stammbücher schreiben, er verstehe wohl mit dem Meißel, aber nicht mit der Feder umzugehen. ‚Jeder leisten, was er kann!' fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Da lief ich gleich nach Papier, Tinte und Feder und forderte Thorwaldsen auf, sogleich die fünf letzten Worte, die er gesprochen hatte, niederzuschreiben. Alle am Tische lachten, er lachte selber mit und — schrieb. Dieses Blatt von seiner Hand ruht nun im Grundstein der von ihm verfertigten Schillerstatue auf dem alten Schloßplatz in Stuttgart." D.

Das stehende Heer der Fürstäbte von Fulda. — In einem seltsamen Gegensatz zu den ungeheuren Summen, welche gegenwärtig durch die stehenden Heere verschlungen werden, steht der

geringe Aufwand der sogenannten guten alten Zeit für militärische Zwecke.

Der seiner Zeit zu den deutschen Reichsfürsten gehörige Fürstabt von Fulda herrschte über ein Gebiet, welches, bevor es infolge des Lüneviller Friedens 1803 mediatisiert und unter die angrenzenden weltlichen Fürsten als Entschädigung für deren auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetretene Gebietsteile verteilt wurde, außer dem jetzigen Kreise Fulda den Kreis Gersfeld, sowie die jetzt bayerischen Städte Hammelburg und Brückenau, die weimarischen Geisa und Vacha und die darmstädtische Stadt Herbstein, sowie die Stadt Salmünster im Kreise Schlüchtern umfaßte, über ein Gebiet also, das gegenwärtig für das Heer mehrere Regimenter ergiebt. Noch im 17. Jahrhundert aber besaß der Abt von Fulda eine lächerlich geringfügige Truppenmacht, über welche uns ein fuldischer Chronist folgendes mitteilt: „Auch Militär wurde gehalten und aus der Landessteuerkasse belöhnet. Im Jahre 1657 war Herr Wilhelm Groß Offizier und hatte über acht Gemeine zu befehlen. Gedachter Herr Hauptmann Groß erhielt drei Gulden Handgeld und hat übrigens seine monatliche Besoldung zu zehn Gulden von der Judenschaft in Fulda bezogen. Dafür genoß die letztere den Schutz des Fürstabts. Jeder der acht gemeinen Soldaten bekam 90 Kreuzer (1½ Gulden oder 2,55 Mark nach heutigem Gelde) Handgeld und des Monats 5 Gulden (8,50 Mark) Löhnung. Die Patronen zu 60 Ladungen und acht Bandeliere kosteten 4 Gulden 30 Kreuzer. Uebrigens haben Ihro fürstlichen Gnaden die acht Musketen aus dero Schlosse zu Neuhof hergegeben. Es scheint nicht, daß dieses Militär mit Uniform versehen gewesen sei, sondern das Zeichen ihres Ehrenstandes war: auf Werktagen ein Paar blaue, auf Sonntagen ein Paar rote Strümpfe, wofür die Ausgaben in den Rechnungen aufgeführt stehen." In Kriegszeiten hatte allerdings der Fürstabt sein bestimmtes Kontingent zum Reichsheere zu stellen, welches selbstverständlich erheblich größer war als die obige Truppe, deren Geringfügigkeit übrigens auch einen Beleg dafür bildet, wie kläglich es mit der Schlagfertigkeit der deutschen Reichsarmee damals überhaupt ausgesehen hat.

R. v. B.

Boshafte Antwort. — Im Jahre 1831 traf Heinrich Heine in Frankfurt a. M. mit dem Witzbold Saphir zusammen; beide besuchten häufig das altberühmte Hotel „Zum Schwan", welches Börne für die einzig lobenswerte Einrichtung Frankfurts erklärt hatte, wenngleich sich auch dieses Lob eigentlich auf den Donnerstag beschränkte, an dem es delikates Sauerkraut gebe. Heine, der Mann des sachlichen Witzes, hielt wenig von Saphir, welcher fast ausschließlich die bedeutend wohlfeileren Wortwitze kultivierte, wurde aber dafür von dem anderen mit mancher boshaften Bemerkung geärgert. Einst erzählte ein Fremder bei der Tafel, daß der Kurfürst von Hessen den unruhigen Kasselanern dadurch seinen landesherrlichen Unwillen zu erkennen gegeben habe, daß er sämtliche Ruhebänke auf Wilhelmshöhe entfernen ließ.

„Da werden sich ja die Kasselaner in einem permanenten ‚Aufstande' befinden!" witzelte Saphir.

„Aber Saphir," rief Heine schnell, „wer wird Witze ohne Honorar machen!"

„Besser als Honorar ohne Witze," tönte es prompt zurück.

E. K.

Professionelle Diebe. — Es war im alten Aegypten verordnet, daß diejenigen, welche das Diebesgewerbe treiben wollten, bei dem Vorsteher der Diebe ihre Namen aufschreiben ließen. Hatten sie etwas gestohlen, so mußten sie sogleich ihm ihre Beute vorzeigen. Der Bestohlene hatte dann eben diesem Vorsteher der Diebe ein geschriebenes Verzeichnis aller abhanden gekommenen Gegenstände einzureichen und Ort, Tag und Stunde, da sie verschwunden waren, anzugeben. Auf diese Weise wurde alles leicht aufgefunden, und nun hatte der Bestohlene den vierten Teil des Wertes seines geraubten Eigentums zu bezahlen und erhielt dasselbe zurück. —dn—

Gut gegeben. — Fürst Kaunitz, der allmächtige Staatskanzler unter Maria Theresia, war ungemein ängstlich für seine Gesundheit. Er suchte sich jeden Aerger fernzuhalten und setzte seiner Bequemlichkeit und seinem Wohlbefinden jede Rücksicht nach. Schon in seiner Jugend hatte er die Kaiserin gewöhnt, ihm zu erlauben, wenn er es in ihrem Zimmer zu kalt fand, die Fenster zu schließen und in ihrer Gegenwart sein Käppchen aufzusetzen.

Gegen Ende der Tafel brachte man ihm gewöhnlich einen Spiegel nebst allem Apparat eines Zahnarztes, und er machte dann vor der ganzen Gesellschaft ohne Umstände eine lange Mundtoilette. Einst speiste er bei dem französischen Gesandten. Als er auch hier seine Mundwaschung beginnen wollte, stand derselbe mit den Worten auf: „Erheben wir uns, der Fürst will allein sein!" Von diesem Tage an speiste Kaunitz niemals wieder außer dem Hause. —dn—

Der verkannte Gelehrte. — Huet, der berühmte Bischof von Avranches (1630—1721), war ein großer Gelehrter und ein begeisterter Freund der Wissenschaft. Eines Tages kam ein Bauer in sein Haus und verlangte ihn zu sprechen. Der Diener bedeutete ihn, daß der Herr eben studiere. Der Bauer ging. Nach einigen Tagen kam er wieder. Abermals dieselbe Auskunft. Der Bauer entfernte sich wiederum und stellte sich wenige Tage später zum drittenmal ein. Als ihm auch diesmal gesagt wurde, der Herr studiere, da konnte er sich nicht halten, sondern brach unwillig in die Worte aus: „'s ist doch ein wahrer Skandal! Gott schenke uns endlich einen Bischof, der ausstudiert hat!" J. D.

Nur wenige Minuten Minister. — Während der französischen Revolution brauchte man unmittelbar nach der Vernichtung der Girondisten schleunigst einen neuen Minister des Auswärtigen, und Robespierre bestimmte dazu den Bürger J. Alexandre, seines Zeichens ein Lastträger. Die Ernennung wurde zur Publikation dem „Moniteur" überwiesen und war somit ordnungsmäßig vollzogen, als 5 Minuten später dem Konvent denn doch schwere Bedenken gegen diese launische Wahl seines Führers aufstiegen. Trotzdem Robespierre noch zugegen war, wagte es die Mehrheit der Deputierten, die Bestallung Alexandres wieder aufzuheben, und Frankreich hatte einen Minister — 5 Minuten lang gehabt. E. K.

Ein Vielliebchen. — Während einer seiner Besuche in Paris war der Großfürst Michael von Rußland bei einem Festmahle Tischnachbar von Rosa Bonheur, der berühmten Tiermalerin. Sie unterhielten sich vortrefflich und verspeisten beim Nachtisch ein Vielliebchen zusammen. Der Großfürst vergaß jedoch, die Künstlerin am nächsten Tage als Vielliebchen anzureden und verlor

seine Wette somit. Er fragte die Malerin, mit welchem Geschenk er sich auslösen solle, und sie erwiderte lachend: „Mit irgend einem Tier, das ich malen könnte, mit irgend einem niedlichen Geschöpfchen."

Der Großfürst verließ kurz darauf die Stadt. Man hörte lange nichts von ihm, und Rosa Bonheur hatte die ganze Geschichte bereits vergessen, als eines Tages das fürstliche Vielliebchen in Gestalt dreier riesiger Eisbären eintraf. —dn—

Deutlich. — Der Geheime Rat v. Viereck, welcher unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen Minister war, zog sich einmal die Ungnade seines Herrn in so hohem Grade zu, daß dieser ihm folgende Kabinetsordre, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, zusandte: „Geheimer Rat v. Viereck soll sich meritieret (verdient) machen, nicht zu viel à l'Hombre spielen, diligent (fleißig) und prompt bei seiner Arbeit sein, nicht so langsam und faul, wie er bisher gewesen." H. Ww.

Heimgegeben. — Der Geheimrat Hufeland wurde einst zu einem reichen und sehr einfältigen alten Gecken gerufen, dem er wegen einer unbedeutenden Sache Auskunft geben sollte. Letzterer, welcher sich die grauen Haare zu färben pflegte, fragte den Geheimrat nämlich:

„Herr Geheimrat, strengen haarfärbende Mittel das Gehirn an?"

„Das ist gar nicht möglich, mein Herr," antwortete jener, „denn Leute von Gehirn wenden keine an." —dn—



Verkleinerte Nachbildung des Kupferstichs: „Die Heimkehr des Landwehrmanns."

